ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin

zur

Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz.

Band 5

1787

Antiqua-Verlag

Digitized by Google

Digitized by Google

Gnothi sauton

oder

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz

Der Nachdruck erscheint unter Einbeziehung eines Aufrufes zur Gründung der „Erfahrungsseelenkunde", den Carl Philipp Moritz im „Deutschen Museum" (Band 1, 1782) veröffentlichte.

Neuherausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Anke Bennholdt-Thomsen und Alfredo Guzzoni

Zehn Bände. Berlin 1783-1793

Band 5

1787

Antiqua-Verlag, Lindau i.B.

Digitized by Google

ISBN 3-88210-030-3
Faksimilé-Druck nach dem
Original von 1783 aus der Staatlichen Bibliothek,
Passau
Alle Rechte für diese Ausgabe 1979
by Antiqua-Verlag, Lindau
Reproduktion und Druck: Proff GmbH & Co. KG
Bad Honnef
Bindearbeiten: Buchbinderei Kränkl, Heppenheim
Printed in Germany

Digitized by Google

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin

zur

Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit

Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde

herausgegeben

von

C. P. Moritz und C. F. Pockels.

Fünfter Band.

Berlin,

bei August Mylius 1787.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
JUN 19 1979

BF113
G6
v.5
1787

Digitized by Google

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Fünften Bandes erstes Stück.

Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Der — wahrlich sehr unphilosophische — Glaube an Ahndungen ist so alt und allgemein als der Glaube an Gespenster. Die Neigung der Menschen zum Ausserordentlichen und Wunderbaren; die so natürliche Begierde, Andern von sich etwas Sonderbares erzählen zu können, oder von Andern erzählen zu hören; das fürchterlich angenehme Gefühl erschüttert zu werden, und vornehmlich auch die Meinungen von höhern auf uns würkenden Geistern, haben gewiß das Meiste dazu beigetragen, jenen Glauben auszubreiten, wohin man noch die Neigung, seinen Voreltern in Ab-

ſicht der unter ſich zugetragenen Ahndungen nicht zu widerſprechen, rechnen kann.

Nicht bloß unwiſſende und gemeine Leute, welche nie über die Natur der menſchlichen Seele nach gedacht haben, und jedes ſonderbare Phänomen derſelben höhern Weſen auſſer uns zu zu ſchreiben ſich geneigt fühlen; ſondern ſelbſt Leute von Kopf und Geſchmack, Philoſophen von Profeſſion, — die doch billig an einem Ahndungsvermögen der Seele zweifeln müßten, da es ſo erſtaunlich viel wider ſich, und nur wenig für ſich hat, — laſſen ſich den Glauben daran nicht nehmen, und ich habe manche daſſelbe mit einem Enthuſiasmus vertheidigen hören, als wenn es auf die Unterſuchung der allerwichtigſten Wahrheiten angekommen wäre. Ich kenne einige noch lebende Schriftſteller, welche alle ihre zufälligen Amtsveränderungen vorhergeſehen zu haben vorgeben, — wozu ihnen eine ſolche Notiz geholfen hat, wiſſen ſie ſelbſt nicht —, und bei uns lebt noch dieſen Augenblick ein Gelehrter, der ſich darauf todtſchlagen ließe, daß er aus gewiſſen unerklärbaren Veränderungen, blizſchnellen Erſcheinungen, und lichtvibrationen in einem Winkel ſeiner Stube; aber NB allemahl des Abends, gewiſſe zufällige Begebenheiten ſeines Lebens, z. B. den Tod eines Anverwandten vorherſehen könne, wobei ihm denn immer zugleich ein kalter Schauer über die Haut laufen ſoll. — —

In den drei erſten Bänden der Erfahrungsſeelenkunde ſind viele Beiträge über die Ahndungen abgedruckt worden, davon einige in der That ſonderbar genug ſind; andere enthalten ganz gewöhnliche, und leicht zu erklärende Vorherſagungen unglücklicher Begebenheiten, woran nicht ſo wohl jenes erträumte Vorherſehungsvermögen der Seele, als eine melancholiſche Stimmung des Gemüths, und der bloße Zufall Theil hatte. Ich will alle einzelne berichtete Fälle, welche vom Hrn. Prof. Moritz in ſeiner Reviſion noch nicht unterſucht worden ſind, nach und nach durch zu gehen, und nach pſychologiſchen Geſetzen zu prüfen ſuchen. —

Doch vorher noch Einiges über Ahndungen und ihre Erklärungsart überhaupt. *)

Es iſt nicht zu läugnen, daß viele Uebel, von denen man eine Ahndung gehabt zu haben vorgab, würklich, und oft mit einer Pünktlichkeit eingetroffen ſind, die uns in Erſtaunen ſetzen muß, und dieſes Eintreffen iſt als ein Allgemeinbeweis eines in uns liegenden, obgleich bei verſchiedenen Menſchen bald ſtärkern bald ſchwächern Vorherſehungsvermögens der menſchlichen Seele angenommen worden; — allein ich habe gegen das Daſeyn eines ſolchen Vermögens vornehmlich Folgendes einzu-

*) Vergl. Hennings von Ahndungen und Viſionen, Seite 330 — 351.

wenden, wobei ich zugleich auf die vortrefliche Abhandlung von F. G. im erſten Stück des dritten Bandes dieſes Magazins, die Nichtigkeit des Ahndungsvermögens ꝛc. betitelt, verweiſe.

1) Streitet ein ſolches Vermögen mit der natürlichen, einmahl von dem Schöpfer beſtimmten Art und Weiſe, wie unſere Begriffe und Empfindungen entſtehen; mit der Identität unſerer Denkkraft, die durch eingeſchobene Ideen, welche in der natürlichen Folge und Verbindung unſerer übrigen Begriffe keinen Grund hätten, auf eine übernatürliche Art aufgehoben werden müßte; folglich auch mit der Natur derjenigen Schlußfolge, vermöge welcher wir nur das Zukünftige durch Vergleichung der Urſach und Würkung, nie aber etwas blos Zufälliges vorherſehen können.

2) Wird dieſes Vermögen bei unzähligen Menſchen gar nicht bemerkt, am allerwenigſten aber NB bei aufgeklärten, hellen von Vorurtheilen freien Köpfen, ſo lange ſie ſich im Zuſtande des geſunden Denkens befinden.

3) Würde uns ein ſolches Vermögen von der Gottheit mehr zu unſrer Anal, als zu unſrer Glückſeligkeit gegeben worden ſeyn, wie wir von den Leuten wiſſen, welche ſich ein ſolches Vermögen zu heben einbilden.

4) laſſen

) laſſen ſich die meiſten Ahndungen ſehr natürlich und pſychologiſch erklären, ohne daß man jenes Vermögen, oder wohl gar Einwürkungen höherer Weſen anzunehmen nöthig hat. Dieſer lezte Punkt ſollte vornehmlich von allen Pſychologen ernſtlich erwogen werden, und ich will daher meinen Leſern einige Winke mittheilen, wie man billig bei Erklärung einer jeden Ahndung verfahren muß, wenn man ſie richtig erklären will.

) Hat dieſe und jene Perſon, deren Ahndungen eingetroffen ſind, auf keine Art und Weiſe ihr Unglück durch vorhergegangene und gegenwärtige Umſtände oder auch Gemüthslagen vermuthen können; hat insbeſondere in Abſicht der leztern die Seele nicht die dunkle Vorſtellung eines Unglücks repetirt, das ſich ſchon einmahl mit der Perſon zutrug, und ſich in einer gewiſſen Zeitfolge wieder zutragen konnte oder mußte?

In welchem Seelenzuſtande befand ſich der Ahndende, wenn er ein gewiſſes Vorgefühl von einem bevorſtehenden Unglück zu haben glaubte. Was trug Melancholie, Einbildung, Hypochondrie dazu bei, ſich erſt ein Uebel überhaupt möglich zu denken, und hinterher ſich ein bevorſtehendes Uebel insbeſondere vorzuſtellen; — wobei man zugleich genau unterſuchen müßte: ob dieſe Vorſtellung ohne ein vorhergegangenes dunk-

les Gefühl der Schwermuth blitzschnell; oder die Vorstellung aus diesem Gefühl erst nach und nach entstanden sey?

c) Wurde nicht manchmahl eine hypochondrische Grille, die eintreffen, aber auch nicht eintreffen konnte, hinterher durch eine zu lebhafte Einbildung wahr? wie es mehrere Beispiele giebt, daß Leute, die sich den und den Tag, Monat, das und das Jahr zu sterben einbildeten, um die nehmliche Zeit würklich starben, und ein Opfer ihrer angestrengten Phantasie wurden.

d) Trägt mancher nicht oft, wenn die Ahndung schon erfüllt ist, in ihr dunkles Vorgefühl durch die Imagination einer Deutlichkeit hinüber, die vorher nicht mit jenem Vorgefühl verbunden war, oder um mich deutlicher auszudrücken, bildet man sich nicht oft nach einem Unglück eine bestimmte Ahndung davon gehabt zu haben ein, die vorher sehr unbestimmt war? Wir finden überall Leute, die nach einem erlittenen Unglück gleich mit der Sprache fertig sind, das hat mir wohl geahndet, es war mir so bange ums Herz, ich hatte an keinem Orte Ruhe. —

e) Welchen nahen oder fernen Einfluß hat der Zufall auf die Erfüllung einer Ahndung gehabt? Ein Umstand, den man aufs genaueste bei der Erklärung der Ahndungen erwägen müßte, selbst da, wo sie auf die pünktlichste Art in Absicht der Zeit und äußerer Situationen in Erfüllung gegan-

gegangen sind. Es tragen sich Dinge in der Welt oft auf die sonderbarste Art zu; stimmen so genau in Absicht des Orts und der Zeit überein; scheinen so natürlich in einander gegründet zu seyn, — daß man darauf schwören sollte, daß sie in einander gegründet wären, ob sies gleich nicht sind. So kann die menschliche Seele sich ein gewisses Unglück vorher deutlich vorgestellt und vermöge dieser Vorstellung geahndet sieben hundert und mehrere mahle ein anderes Unglück vorhergesehen haben, — und doch ist der strenge Denker noch lange nicht berechtigt zu glauben, daß die Ahndung sich auf ein würkliches Vorhersehungsvermögen der Seele gründe. — —

Wenn man nun alles dieß zusammennimmt, (alle diese Umstände bei einer jeden Ahndung untersuchen könnte oder wollte,) wenn man ferner bedenkt, daß nicht nur zu sehr vielen Ahndungen unwahre Ideen und äußere Lagen hinzugedichtet werden; sondern daß auch die menschliche Seele oft unwillkürlich zu solchen Erdichtungen verführet wird; bedenkt, daß sie oft aus vorhergegangenen Vermuthungsideen, die sie wieder vergessen hat, Schlusfolgen zieht, oder zog, wovon sie selbst nicht mehr recht weis, wie sie entstanden sind, und wenn man überhaupt bedenkt, daß ein Ahndungsvermögen der Seele, das sich nicht auf eine physische Art erklären läßt, etwas Unnatürliches,

liches, wider die einmahl vorhandene Einrichtung unsrer Denkkraft Streitendes, und für unsere moralische Ausbildung Unbrauchbares, — ja vielmehr wegen der Neigung der Menschen zum Aberglauben höchst Schädliches seyn muß; so kann und darf Alles, was Ahndung, Traum, Vision, Weissagung heißt, vor dem Richterstuhle der reinen Vernunft keinen Werth behalten, und die Menschen würden sich tausenderlei Unruhen, Sorgen und lächerliche Grillen erspart haben, wenn sie nie daran geglaubt hätten; doch hievon ein andermahl. —

Ich komme iezt zu den einzelnen Ahndungsgeschichten selbst, welche in die drei ersten Bände der Seelenkunde eingeschickt sind.

Im zweiten Stück des ersten Bandes S. 78 steht ein Aufsatz über das Vorhersehungsvermögen der Seele, welchen der Kirchenrath Hr. Hennig aus Königsberg eingeschickt hat. „Einer Kaufmannsfrau, Nahmens Krausin in Löbnicht zu Königsberg wohnhaft, war 1782 im Monat Januar eines ihrer geliebtesten Kinder gestorben. Schon damahls hatte sie gesagt: daß sie dieß Kind nicht lange überleben würde. Aufs folgende Jahr würde sie im Monat Januar wieder entbunden werden, und in diesen sechs Wochen würde sie sterben„. Dieß war nun freilich ziemlich bestimmt vorhergesagt; allein in der ganzen Prophezeihung, dergleichen viele im gemeinen Leben vorkommen, scheint mir

mir gar nichts Sonderbares zu liegen, ſo richtig ſie auch nachher eingetroffen iſt. Wer die lebhaften und ſchwärmeriſchen Empfindungen des mütterlichen Herzens kennt, wenn es um den Tod eines geliebten Kindes trauert, wer das andere Geſchlecht oft in melancholiſchen Stimmungen ſeines Gemüths beobachtet hat, wird bemerkt haben, daß es ſich alsdann mit nichts lieber als mit Gedanken an Grab und Tod beſchäftigt, und nichts mehr als ſeinen geſtorbenen Lieblingen nachzufolgen wünſcht. Ich kenne mehrere vortrefliche Mütter, die in den Empfindungen ihres Schmerzes über den Verluſt ihrer geliebten Kinder ſich nicht nur ſelbſt ſehnlichſt den Tod gewünſcht; ſondern auch geradezu behauptet haben, daß ſie jenen gewiß bald nachfolgen würde; — ob dieſe guten Seelen gleich dieſen Augenblick noch leben. Wer würde es einem Pſychologen verzeihen, wenn er aus ſolchen Aeußerungen der zu lebhaft gewordenen Phantaſie gleich ein Vorherſehungsvermögen der Seele folgern wollte!

Der Gedanke der guten Mutter, der der Gegenſtand des gegenwärtigen Beitrags iſt, lag nun einmahl tief in ihrer Seele, daß ſie ihrem geliebten Kinde bald nachfolgen werde, und ſie vermuthete, daß dieß am wahrſcheinlichſten in den nächſten ſechs Wochen geſchehen könnte; es ſcheint, als ob ihre Phantaſie ſich recht mit Fleis dieſen Umſtand ausgeſucht habe, weil eine Niederkunft ſo leicht eine Veranlaſſung zum Tode werden kann. Sie fühlte

ſich einige Monate darauf würklich in andern Umſtänden — „Sehr oft, heißt es weiter, fand ihr Mann, wenn er von ſeinen Geſchäften nach Hauſe kam, ſie in Sterbensbetrachtungen vertieft, ſehr oft auch in vielen Thränen, die ſie jedoch nicht eigentlich wegen ihres, wie ſie glaubte, bevorſtehenden Todes willen vergoß, ſondern NB vielmehr um einiger Gewiſſensangelegenheiten willen, die ihr beſtändigen Kummer verurſachten". Ein Umſtand, der hier ſehr mit in Betrachtung kommt, weil er ihren Wunſch zu ſterben, worauf ſich höchſt wahrſcheinlich ihre ganze Ahndung gründete, nicht nur erzeugen, ſondern auch verbunden mit dem Glauben an eine Ahndung auf die Kränklichkeit ihres Körpers wenigſtens entfernt würken half.

Daß ſie während ihrer neuen Schwangerſchaft auch deſto lebhafter an ihr Ende denkt, iſt wieder etwas ganz gewöhnliches. Schwangere Frauenzimmer denken ſehr häufig an den Tod. Ich kenne verſchiedene, die ſich würklich jedesmahl dazu vorbereiten, und ſogar ihre Sterbekleider dazu zurechte zu legen pflegen.

Noch natürlicher und zuverläßiger mußte ihr Gedanke an einen bevorſtehenden Tod vollends dadurch werden, daß ſie nach der Geburt ein Geſchwür im Unterleibe bekam, und daran die erſtaunlichſten Schmerzen empfand. Nun ſahe ſie ja den Tod gleichſam vor Augen, und es war daher ſehr natürlich, daß ſie bei dem anhaltenden immer ſtär-

ker werdenden Gefühl ihrer Schmerzen, ihren Kindern versicherte: daß sie gewiß sterben werde. Sie starb auch würklich nicht lange darauf am Brande im Eingeweide.

Am Ende seßt der Herr Kirchenrath hinzu: „Sie war übrigens eine Person von sehr lebhaften Temperament und feuriger Einbildungskraft, schien einen sehr feinen Nervenbau zu haben, mithin sehr empfindsam, ungemein biegsam und weich, und von sehr zärtlichem Gewissen. Ich habe das fast bei allen denen gefunden, die mit ihr ähnliche Vorfälle gehabt, und dieß oder jenes vorausgesehen, oder wenigstens vorausseh zu können geglaubt haben". Eine sehr richtige Bemerkung, die der Psychologe bei Untersuchung der Ahndungen nie auser Acht lassen sollte, weil der körperliche Theil des Menschen oft gerade den meisten Antheil an gewissen vorgegebenen Vorgefühlen künftiger Uebel hat. —

Es ist daher auch gar kein Wunder, daß solche Vorgefühle sich am meisten bei dergleichen Leuten äußern; nicht weil sie würkliche Vorgefühle hätten; sondern weil sie sich dieselben leicht einbilden, da denn hie und da einmahl eins in Erfüllung gehen kann. Der Tod ist vornehmlich für lebhafte Leute ein fruchtbarer Gegenstand vieler und oft sonderbarer Gefühle und Einbildungen; sie glauben oft sichere Phänomene an sich bemerkt zu haben, daß sie bald sterben würden, bisweilen bestärken sie die

zufäl-

zufälligsten und unbedeutendsten Umstände in ihrer Meinung, sie träumen von allerlei Anzeichen und Ahndungen desselben, und man weiß von Gellert, daß er oft von seinen Freunden Abschied nahm, mit den Gedanken, in der nächsten Nacht zu sterben, sich ins Bette legte, und den andern Morgen — frisch und gesund wieder aufstand.

Eine andere Todesahndung steht im ersten Stücke des zweiten Bandes der Seelenkunde, S. 72.

Den 13ten Junius 1773 starb zu Bleicherode in der Grafschaft Hohenstein ein junger Mensch von vier und zwanzig Jahren. Den lezten Sonntag vor seinem Ende geht er spazieren, er kommt auf den Kirchhof, geht bei seines Bruders Grab, welcher vor sieben Jahren an einem hizigen Fieber gestorben war, und sagt zu seinen Freunden: „auf künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hierher tragen. Nach seinem Tode, welcher um die vorhergesagte Zeit eintraf, hat man in einem Kleiderschrank von ihm eingeschrieben gefunden, daß ihm geträumt: er werde nach drei Jahren an eben dem Tage und um die Zeit sterben, da sein Bruder gestorben wäre".

Ein solcher Traum, dünkt mich, konnte sehr natürlich entstehen. Seine Seele beschäftigte sich damahls gewiß mit dem Tode seines Bruders; der Tag, die Stunde seines Abscheidens und die Art seiner Krankheit schwebte ihm vor den Augen: er liebte

liebte auch wahrſcheinlich ſeinen Bruder herzlich, und wünſchte, daß er ihn bald wieder ſehen möchte. Aus dieſen Vorſtellungen und Empfindungen entſtand ſein angezeigter Traum auf die natürlichſte Weiſe; allein, wird man ſagen, der Traum war nichts Sonderbares; aber das genaue Eintreffen deſſelben. Auch dieß nicht. Der junge Menſch hielt nun einmahl vermöge ſeines Traums ſeinen Tod für ein gewiſſes Ding, der Gedanke, daß er gewiß an dem und dem Tage ſterben müſſe, lag beſtändig in ſeiner Seele, er ängſtigte und beunruhigte ſich darüber, ſein Blut wurde erhizt und nach und nach durch ſeine ängſtliche Phantaſie ſeine Geſundheit untergraben. Seit einem halben Jahre hatte er ſchon von Kopfſchmerzen gelitten. Er kommt an das Grab ſeines Bruders, nach ſeiner geträumten Rechnung hatte er nur noch acht Täge zu leben, dieß ſezt ſeine Einbildungskraft vollends in die größte Bewegung, die vielleicht noch entfernt liegende Krankheit ſeines Körpers wird nun auf einmahl durch den Gang nach dem Kirchhofe beſchleunigt, und er ſtirbt endlich würklich um die beſtimmte Zeit, und an der nehmlichen Krankheit wie ſein Bruder, — und wer weis denn endlich, wie viel andere Nebenumſtände den Tod des Jünglings zufällig befördern holfen?

Ein ſehr ſonderbares Beiſpiel von einem und zwar fürchterlichen Ahndungsvermögen, das ſich gewiß

gewiß kein einziger meiner Leſer wünſcht, ſteht im zweiten Stück des zweiten Bandes der Erfahrungsſeelenkunde S. 16.

„Ein angeſehener glaubwürdiger Mann in St.. kann es einem Menſchen aus dem Geſichte leſen, ob er bald und plözlich ſterben werde. Für ihn ſelbſt, verſichert er, habe eine ſolche Entdeckung viel Schauderndes, und er vermeide gern große Geſellſchaften; wo er's aber nicht könne, ſo ſcheue er ſich doch jedem dreiſt ins Geſicht zu ſehen, weil er bei ſolchen Gelegenheiten am erſten befürchten müßte, eine ſolche unangenehme Entdeckung zu machen.

Die Leute, verſichert er ferner, an denen er bisher ſeine Erfahrungen gemacht, kommen ſeinen Augen völlig ſo vor, als ob ſie ſchon ein paar Tage im Grabe gelegen, gelb und todtenblaß, und wenn ſie auch für jeden andern wie Roſen blühen.

Es wird darauf ein Beiſpiel erzählt, daß er ſeinem Freunde, der ihn auf einem Spaziergange begleitete, den Tod eines vorübergehenden blühenden Fräuleins vermöge ſeines Ahndungsgefühls richtig vorausgeſagt habe.

Ich muß geſtehen, daß ich nie etwas Sonderbareres in dieſer Art geleſen habe. In den Augen dieſes Mannes kann der Grund ſeines Vorherſehungsvermögens nicht liegen, denn wie iſt es möglich, daß die blühenden Wangen eines bald ſterbenden Mädchens, die aber noch völlig geſund iſt, einen ganz andern Eindruck in denſelben, als diejenigen

gen hervorbringen könnten, welche noch nicht sobald ein Opfer der Verwesung werden sollen; alle Anatomie würde freilich hier nichts ausrichten; eher würde ich glauben, daß der Mann vermöge seiner feinen Geruchsnerven vielleicht ein Vorgefühl von dem Tode eines noch gesunden, aber leichenartig ausdunstenden Menschen haben könnte, welches ihm dann die blühenden Wangen durch einen Betrug der Phantasie als todtenbleich darstelle.

Doch ich wage es nicht hierüber etwas mit Gewißheit zu bestimmen, ehe wir nicht folgende Aufschlüsse über die ganze Sache bekommen, warum ich den Herrn Einsender dieses Beitrags ergebenst bitte.

1) Hat der angesehene glaubwürdige Mann würklich schon mehrern Menschen, die völlig gesund aussahen, ihren baldigen Tod vorhergesagt und — ist es eingetroffen?
2) Hat ihn sein Gefühl nie getäuscht?
3) In welcher Entfernung von der bald sterbenden Person fängt ihr Gesicht in seinen Augen bleich zu werden an, und geschieht dieß in einem Augenblick, oder nach und nach?
4) Hat er sich viel mit Physiognomie beschäftigt, und wenn hat ungefähr sein Ahndungsvermögen sich in ihm zu äußern angefangen?
5) Sind seine Aussagen vornehmlich im strengsten Verstande glaubwürdig und ehrlich, und sind mehrere unpartheiische Zeugen, de-

nen

nen er ſein Vorgefühl entdeckt hat, vorhanden?

Die Seite 99 — 101 angeführten Beiſpiele eines Ahndungsvermögens enthalten nichts Sonderbares in ſich, und ich würde nimmermehr ein Vorherſehungsvermögen der Seele daraus hergeleitet haben, weil ſie ſich auf gewiſſe blos dunkle Empfindungen gründen, die wahrſcheinlich blos von körperlichen Urſachen veranlaßt wurden.

Daß Herr Kirchner von der Landkutſche ſpringt und aus einem innern Drange zu Fuße geht, daß bald darauf die Landkutſche umfällt, und er nicht zerquetſcht wird, welches vielleicht auch nicht geſchehen wäre, wenn er ſitzen blieb; daß die ins Kloſter geſteckte Ehefrau eine heftige Begierde zu entfliehen empfindet, würklich entflieht, und endlich auf dieſer Flucht ihren Mann als Reiſenden in einem Wirthshauſe findet, — iſt eben nichts Sonderbares, und der Zufall hatte gewiß das meiſte Spiel in der Sache. Am wenigſten aber kann die im dritten Stück des dritten Bandes angeführte Geſchichte S. 20 zu den Ahndungen gerechnet werden.

Im dritten Stük des zweiten Bandes S. 118 erzählt Herr Goekingk Folgendes von ſich.

„Schon in meiner frühen Jugend begegnete mir es zuweilen, daß ſich meiner Seele ohne die allergeringſte äußere Veranlaſſung, plözlich

der

der Gedanke aufdrang: dieſer oder jener Bekannter iſt dir nahe, wird jezt gleich zu dir kommen! (— wenn die Ahndung mir im Hauſe anwandelte —) oder wird dir begegnen! (— wenn ich denn grade auf der Straße war)“

„Zu meiner eignen großen Verwunderung traf dieſes nicht ſelten ein, ob ich gleich von dem, der eine Minute darauf vor mir ſtand, weder gewußt hatte, daß er in die Gegend kommen würde, noch von ihm geſprochen, noch an ihn gedacht. u. ſ. w“.

Darauf erzählt er einen neuern Fall ſeines Ahndungsvermögens. Es fällt ihm zu Leipzig nahe an der Ecke der Heuſtraße die Idee ein: daß der Rath Bertuch aus Weimar ihm nahe wäre, — und ſiehe da! Her Bertuch ſteht, wie Goekingk um die Ecke gegangen iſt, vor ihm.

Herr Goekingk erzählt da eine Erſcheinung von ſich, welche er mit sehr vielen Menſchen gemein hat, und die man in den allermeiſten Fällen, ohne ſich auf eine andere Erklärungsart einzulaſſen, dem Zufalle zuſchreiben kann. Daß Hr. Goekingk den Rath Bertuch vermöge ſeines feinen ſelbſt nach einem zwanzigjährigen häufigen Gebrauch des Schnupftobacks nicht verdorbenen Geruchs von ferne gewittert habe, kommt mir um ſo weniger wahrſcheinlich vor, da er ein andermal mit Bertuch an einem Tiſche ſitzt, und ſeiner im mindeſten

nicht gewahr wird, auch im Folgenden gesteht, daß er die Personen, deren Nähe sich ihm verrieth, im geringsten nicht durch den Geruch habe unterscheiden können.

Daß es aber Menschen von äußerst feinen Geruchsnerven giebt, vermöge welcher gewisse Ahndungsideen in ihnen entstehen können, ist nicht zu läugnen, und Herr Goekingk hat sehr Recht, daß sich dergleichen Ahndungen physisch und ganz natürlich erklären lassen. Er führt deren Seite 121 ein merkwürdiges Beispiel von einem Manne an, welcher das Vermögen habe zu ahnden, wo ein Körper begraben liegt, und ich wünschte sehr, daß dem Publikum die hierüber versprochene nähere Nachricht bald mitgetheilt würde, — und wenn es möglich ist, mit den Bemerkungen eines Goekingks.

Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus des Herrn Professor Hennings Abhandlung von Ahndungen und Visionen anzuführen, die obiges Beispiel noch mehr erläutern könnte.

„Herr le Cat hat in seiner Abhandlung von den Sinnen verschiedene Beispiele angeführt, die es beweisen, daß der Geruch der Menschen oft die Vollkommenheit des Geruchs der Thiere erlangen kan. Man hat auf den Antillischen Inseln Schwarze gesehen, welche andern Menschen auf der Spur wie Jagdhunde nachfolgen und die Spur eines Weißen und eines Africaners

gut

gut unterscheiden *). Der Ritter Digby gedenkt eines Kindes, welches in den Wäldern erzogen wurde, und einen so feinen Geruch hatte, daß es durch selbigen die Annäherung eines Feindes entdeckte. Als er nachher seine Lebensart geändert hatte, so erlitte auch diese große Fühlbarkeit starke Veränderungen. Doch unterschied er noch lange Zeit nachher, als er sich verheurathet hatte, seine Frau durch das Berlechen noch gar wohl von einer andern. In der Nacht vertrat seine Nase die Stelle des Gesichts. Ein Prager Geistlicher, von welchem in dem Journal des Savans 1684. geredet wird, setzt die Philosophen in noch größere Verwunderung. Er kannte nicht nur die Personen, welche ihn besucht, so bald er sie berochen, sondern auch, was noch ausserordentlicher ist, er unterschied eine Jungfrau von einer Frau, und eine keusche Person von einer unzüchtigen. u. s. w. Warum wollte man dennoch zweifeln, daß ein Mensch durch unsichtbare Annäherung seines Freundes, vermittelst des Geruchs eine Idee

*) Bongainville erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß die Otaheiter sogleich ein Mädchen unter seinem Schiffsvolke durch den Geruch entdeckt hätten, welches den Weltumsegeler in Mannskleidern begleitete und bisher von allen Schiffsleuten für eine Mannsperson gehalten worden war. P.

Digitized by Google

Journal des Savans 1684. gere
die Philosophen in noch größere Verl
Er kannte nicht nur die Personen, we
besucht, so bald er sie berochen, sondern
was noch außerordentlicher ist, er unterschi
eine Jungfrau von einer Frau, und eine keu
sche Person von einer unzüchtigen. u. s. w.
Warum wollte man demnach zweifeln, daß ein
Mensch durch unsichtbare Annäherung seines
Freundes, vermittelst des Geruchs eine Idee

*) Bougainville erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß die Otaheiter sogleich ein Mädchen unter seinem Schiffsvolke durch den Geruch entdeckt hätten, welches den Weltumsegeler in Mannskleidern begleitet und bisher von allen Schiffsleuten für eine Mannsperson gehalten worden war. P.

von selbigen ohne sonderliches Bewußtseyn erhalten könne, wodurch er Veranlassung bekommt von diesem Freunde zu reden, auch wohl dessen Gegenwart zu wünschen. Zeigt sich nun dieser Freund, so hat man sich nicht zu verwundern, wenn man dessen Erscheinung als einen Erfolg von einer Ahndung ansieht. Hieraus läßt sich auch das Sprüchwort: lupus in fabula erklären. In solchen und andern ähnlichen Fällen ist zwar würklich ein ganz natürlicher Grund der Vorausseyung und Vorauserkennung vorhanden, weil aber derjenige, der eine solche Prävision besitzt, auf diesen Grund nicht verfällt; so bleibt der Zusammenhang und die Folge der Vorstellungen diesem Vorausseher der Zukunft unbegreiflich, und er kann seine Vorausempfindung blos der Ahndung zuschreiben.

(Die Fortsezung folgt.)

C. F. Pockels.

Zur

Digitized by Google

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Unwillkürlicher Hang zum Stehlen und Geldleihen *).

Folgender Aufsatz enthält die Charakterzüge eines der sonderbarsten Menschen, welcher bei uns in B — lebt, und dessen Handlungen zum Theil stadtkundig sind. Dieser Mensch ist einige dreißig Jahr alt, klein und hager von Person, und auf seinem Gesichte drücken sich die Folgen einer heimlichen Leidenschaft ab, deren Ausschweifungen schon so viel tausend junge Leute entweder früh ins Grab

*) Man hat mehrere Beispiele eines solchen unwillkührlichen Hanges zum Stehlen. D. Semler erzählte einst in seinen Vorlesungen von einem berühmten reformirten Geistlichen, und zwar, wenn ich nicht irre, von Saurin, daß er gemeiniglich an den Oertern, wo er zu Tische eingeladen war, silberne Messer, Löffel und anderes Geschirr heimlich in seine Tasche gesteckt, und es nachher allemal mit tausend Entschuldigungen an den Eigenthümer zurückgesandt habe. P.

ſtürzten, oder zu kraftloſen, trägen und unnützen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft machten. Sein höchſtmageres aus Haut und Knochen zuſammengeſetztes Geſicht, ſeine tiefliegenden, matten Augen, ſeine bleichen Wangen, und ſeine ganze knöcherne Figur flößen Mitleiden gegen ihn ein, und das um ſo viel mehr, da ihm ſein übertriebener hundiſcher Geiz nicht von einem anſehnlichen Vermögen Gebrauch zu machen erlaubt, wovon er ſehr anſtändig und bequem leben könnte. Jener hohe Grad des Geldgeizes, womit ſein unwiderſtehlicher Hang zum Stehlen und Geld zu borgen verbunden iſt, macht den Hauptzug in dem Charakter dieſes ſonderbaren Menſchen aus, welcher mit Recht einen Platz in der Erfahrungsſeelenkunde verdient.

Ohnerachtet dieſer Menſch von ſeinen Pflegeltern, die man ihm zur Aufſicht gegeben hat, und wegen der Unfähigkeit ſeine Begierden zu beherrſchen, und ſich ſelbſt zu leiten, geben mußte, täglich ſo viel Speiſe und Trank bekommt, daß er gewiß nie hungern oder durſten darf; ſo ſind doch ſeine Taſchen ein beſtändig angefülltes Magazin von Speiſen, die er heimlich bei Tiſche einſteckt, und entweder vergräbt, oder des Nachts, weil er ſelten ruhig ſchlafen kann, verzehrt. Man hat alle Mittel hervorgeſucht, dieſes Wegtragen ſeiner Speiſen zu verhindern; man hatte noch neulich ſeine Taſchen gefliſſentlich zunähen laſſen; aber nun ſteckte er das

ent-

entwandte Fleiſch in ſeine Beinkleider, oder in die Ermel ſeines Rocks, oder verbarg es gar unter ſeinen Haaren. Die lächerlichſte Scene fiel vor Kurzen zwiſchen ihm und ſeinem Haushunde vor. Er ſahe dieſen an den ihm vorgeworfenen Knochen nagen, begann mit ihm einen blutigen Krieg, und ruhete nicht eher, bis er dem Hunde ſeine Knochen geraubt und ſie in ſeinen Vorrathswinkel getragen hatte.

Dieſer Vorrathswinkel, welchen er immer wieder anfüllt, wenn er auch noch ſo oft ausgeleert und gereinigt wird, gleicht einem wahren Saustalle. Verſchimmelte Brodrinden, Zucker, faule Knochen, ſtinkendes Fleiſch, Speck, Wurſt, Butter, Wein und Kaffe unter einander gegoſſen, Neigen von Bier und Suppe, Kuchen, Arzeneien liegen da in gröſter Unordnung unter einander, und er iſt nie glücklicher, als wenn er in dieſem ſtinkenden Winkel ſtundenlang einſam ſeine Zeit verträumen kann.

Seine Begierde Geld zu leihen iſt eine Folge ſeines unerſättlichen Geizes. Wenn ihm einer ſeiner Bekannten begegnet, pflegt er ihn gemeiniglich um eine Kleinigkeit an Gelde anzuſprechen, und weiß nicht ſelten auf eine liſtige Art die dringendſten Gründe ſeiner Bitte anzugeben. Oft bittet er auch ganz fremde Leute um Geld, und verſpricht es ihnen bei erſter Gelegenheit wieder zu zu ſtellen, was er aber nie gethan hat. Er kann dieſe Begierde Geld

zu fodern ſchlechterdings nicht unterdrücken, wenn er auch poſitiv weiß, daß er nichts bekommt. Tauſendmahl hat er die Magd des Hauſes ſchon um Geld gebeten, er weiß, daß ſie ihm durchaus nichts geben darf, und doch iſt gewöhnlich ſein erſtes Wort beim Aufſtehen des Morgens eine an die Magd gerichtete Bitte, ihm Geld zu leihen.

Neulich war ich ſelbſt ein Zeuge von dieſer ſeiner unwillkürlichen Begierde zur Bettelei. Er kam, einem jungen Ehepaar, das mit ihm verwandt iſt, zu gratuliren. Ich ſaß bei Tiſche ihm gegenüber, und hatte alſo die beſte Gelegenheit, ihn ſelbſt zu beobachten und mit ihm zu ſprechen, und meine Leſer werden aus dieſem Geſpräch bemerken, daß es dieſem Menſchen, den man nach dem, was ich bisher von ihm geſagt habe, für völlig unklug halten könnte, nicht an geſundem Verſtande fehlt.

Ich fragte ihn gleich anfangs, da ich bemerkte, daß er ſich mit mir in ein Geſpräch einlaſſen wollte: womit er ſich bei ſeiner geſchäftsleeren Lebensart die Zeit vertriebe? und er antwortete mir: mit Lectüre. Ich hörte bald zu meinem größten Erſtaunen, daß er mit einer Menge der beſten deutſchen Schriften bekannt war, noch mehr befremdete es mich aber, daß er ſie ziemlich richtig beurtheilte und dabei ein reines Deutſch ſprach, ob er gleich nie ſtudirt hat. Er nannte mir ſogar franzöſiſche und engliſche Schriftſteller, die er geleſen hätte und noch läſe, worauf er mit mir, wahrſcheinlich um zu zeigen, daß

daß ich ihm hierin Glauben beimeſſen könne, franzöſiſch zu ſprechen anfing.

Weil mir vornehmlich darum zu thun war, von ihm vielleicht ſelbſt zu erfahren, wie in ihm nach und nach ſeine unmäßige Geldbegierde entſtanden ſei, ſo lenkte ich unvermerkt mein Geſpräch dahin, zumahl da ich ſahe, daß er einiges Zutrauen gegen mich gefaßt hatte, indem er mich zu ſeinem Hofmeiſter zu haben wünſchte, und erhielt darauf aus ſeinem eigenen Munde folgendes ſonderbare und freie Geſtändniß vor der ganzen Tiſchgeſellſchaft:

„Geiz und Geldbegierde, hub er an, ſind mir gleichſam angeboren, und es iſt mir durchaus nicht möglich, ſie abzulegen. Ein innerer, unwillkürlicher Inſtinkt, wovon ich ſehr gut weiß, daß er unrecht iſt, treibt mich zum Stehlen an, und macht mich höchſt unruhig, ſolange ich den Gegenſtand, zu deſſen Beſitz ich einige Hofnung habe, noch nicht erlangen kann.„

Ich dachte ſtill über dieſes ſonderbare Phönomen bei mir nach, als er ſich auf einmahl mit leiſer Stimme zu mir wandte, und mit ſichtbarer Aengſtlichkeit im Geſicht fragte: ob ich ihm wohl einige Groſchen leihen wolle? Ich war ſchon vorher von der Geſellſchaft gewarnt worden, ihm, im Fall er mich um etwas bitten ſollte, durchaus nichts zu geben, daher ich ihm auch ſeine Bitte mit den Worten: daß er ein reicher Mann ſey und von mir nichts bedürfe, geradezu abſchlug. Dieß ſetzte ihn aber

nicht in die mindeſte Verlegenheit, er ſchien mir ſogar heitrer und ruhiger als vorher zu ſeyn, und er betheurte mir darauf, daß er nicht leicht mit jemanden ernſtlich ſprechen könne, ehe er nicht etwas Geld von ihm bekommen hätte, oder ihm ſein Geſuch rund abgeſchlagen worden wäre.

Was mir auſſerdem noch an dieſem ſonderbaren Menſchen auffiel, war dieß, daß er mit einer unbeſchreiblichen Ruhe und Gleichgültigkeit hunderterlei Anecdoten von ſich in der Geſellſchaft erzählen hörte, und wenn ſich der Erzähler in irgend einem Umſtande zu irren ſchien, ihn hinterher gleich zu corrigiren pflegte. — Wie er aber nach und nach einen ſo gewaltigen Hang zum Geitz angenommen habe, konnte oder wollte er mir nicht ſagen; ſondern wieß mein weiteres Nachforſchen mit einem ernſthaften Geſicht und mit den Worten ab: Mein Vater beſtimmte mich zum Kaufmann, und ein Kaufmann muß durchaus geitzig ſeyn, wenn er durch die Welt kommen will!

Endlich war die Zeit gekommen, daß er von ſeinem Führer, den man ihm immer mitgeben muß, damit er nicht öffentlich vor den Thüren bettelt oder davon läuft, nach Hauſe gebracht werden ſollte. Er ſchien die Geſellſchaft ſehr ungern zu verlaſſen, zumahl da ein ſchönes Mädchen nicht weit von ihm ſaß; hörte einigemahl auf das Dringen ſeines Onkels nicht, der ihn gern nach Hauſe ſchicken wollte, und ließ ſich immer wieder mit mir in

neue

neue Gespräche über die Litteratur ein. Endlich entschloß er sich zu gehen; aber in dem Augenblicke überraschte ihn wieder seine Geldbegierde. Er fragte die Gesellschaft recht angelegentlich: ob einer darunter ihm vielleicht einige Groschen geben wollte? Alle schrien: nein! Darauf wandte er sich noch einmahl an mich, sah mir ängstlich in die Augen, und fragte: aucune espérance? Ich versicherte ihn aber gleichfalls, daß er nichts von mir bekommen würde. „Wohl! erwiederte er, nun bin ich ruhig. Verzeihen Sie mir aber meine Zudringlichkeit; wenn einmahl mein Körper gesunder und fester werden sollte; so werde ich auch gewiß mehr Herr meiner Begierden seyn können. Er nahm darauf von der ganzen Gesellschaft anständig Abschied, empfahl sich meiner Freundschaft, und entfernte sich, nachdem er vorher noch ein Stück Kuchen von einem Nebentische heimlich zu sich gesteckt hatte.

Eine große Menge Anecdoten von dem Geize dieses Unglücklichen und seiner Neigung zum Stehlen sind bei uns stadtkundig, und zeigen zum Theil unwidersprechlich, daß er sie nicht ablegen kann, weil seine Seele durchaus keine Gewalt mehr über eine angenommene Gewohnheit zu haben scheint. Neulich wurde ein Prediger bestellt, der ihm das heilige Abendmahl reichen sollte, weil er einiges Verlangen darnach bezeigt hatte. Der Prediger kam, und gab sich alle ersinnliche Mühe, ihm seine Lieblingsneigun-

neigungen in ihrer ganzen abscheulichen Gestalt vorzustellen. Der unglückliche Mensch fühlt sich auf einmahl gerührt, gestand es seinem Beichtvater selbst ein, daß er sich durch seine Fehler bei allen Menschen verächtlich mache, und versprach mit reuigen Thränen in den Augen, sich gewiß zu bessern; — aber, kaum sollte man es glauben, wenn es mir nicht auf die glaubwürdigste Art erzählt worden wäre, — in dem nehmlichen Augenblick entdeckte der Prediger die Hand des beichtenden Sünders in der Zuckerdose seines Wirths, die er während daß der Prediger mit ihm sprach, heimlich plündern wollte.

Oft treibt der Geiz den armen Menschen so weit, daß er keine Lebensgefahr, keine Beschimpfung achtet, wenn er dadurch nur einige Pfennige gewinnen oder ersparen kann. Er hat einigemahl bei ungestümen Wetter vor den Thoren der Stadt auf platter Erde Nächte hindurch zugebracht, weil er das geringe Thorgeld nicht bezahlen wollte, welches die zu spät Ankommenden, um eingelassen zu werden, erlegen müssen. Oft hat er für seine Diebereien Prügel bekommen, und er ist sonst überhaupt sehr strenge wegen derselben behandelt worden; allein alles dieß hat seinen Hang zum Stehlen nur gleichsam vermehrt. Fast täglich stiehlt er seinen Pflegeltern noch Kleinigkeiten, als Messern, Gabeln, Bouteillen u. s. w. weg, und trägt sie, wenn er entwischen kann, oft des Abends unter seinem Schlaf-

Schlafrock zum Verkauf aus; ja er ſucht ſogar die Kinder der Nachbarſchaft zu bereden, daß ſie ihre Eltern heimlich beſtehlen und die Beute mit ihm theilen ſollen. Verſchiedenemahl iſt er heimlich entlaufen, und man hat ihn in den Dörfern um die Stadt herum mit niedergeſchlagenem Huthe und umgewandten Kleidern bettelnd gefunden. Ueberhaupt iſt ſeine Begierde zu entlaufen oft ſehr ſtark, er hat ſchon verſchiedentlich die Fenſter deswegen eingeſchlagen, und Briefe auf die Gaſſe geworfen, welche an einen Bürgermeiſter der Stadt addreſſirt waren, der ihn aus ſeiner vermeintlichen Gefangenſchaft befreien ſollte.

Man müßte mit der Erziehungsgeſchichte dieſes unglücklichen Menſchen, und mit allen moraliſchen und phyſicaliſchen Umſtänden, welche auf ſeine Bildung einen nähern oder entferntern Einfluß hatten, genau und vom Anfang an bekannt ſeyn, wenn die pſychologiſchen Gründe ſeines ſonderbaren Characters vollkommen richtig angeben wollte. Ich habe nur einzelne Data darüber von ſeinen Anverwandten erfahren können, und ich will ſie ſo umſtändlich, als es mir nöthig dünkt, meinen Leſern mittheilen.

Die Eltern dieſes Unglücklichen waren Kaufleute in einer kleinen B—ſchen Stadt, und ſehr gute Oekonomen, ob man ihnen gleich keinen übertriebnen Geitz Schuld geben konnte. Ihr Sohn wurde

von

von ihnen von Kindheit an zur größten Ordnung in allen seinen Geschäften, und auch vornehmlich in seinen Kleidern angehalten, jedes mußte seine angewiesene Stelle haben, und er wurde ernstlich bestraft, wenn er darin eine Nachlässigkeit blicken ließ. Nicht weniger aufmerksam waren sie, ihn an eine strenge Svarsamkeit im Geldausgeben zu gewöhnen, und täglich wurde ihm die Lehre vorgepredigt: daß ein Kaufmann ohne eine genaue Oekonomie nicht in der Welt fortkommen könne. Der Knabe war hierin seinen Eltern so gehorsam, daß er schon in seinem zwölften Jahre der ordentlichste Junge von der Welt war.

Seine Garderobe war klein, aber täglich wurde sie mit größter Sorgfalt gesäubert, und es durfte kein Federchen auf seinem Kleide sitzen. Wer ihm daran was verdorb, war sein Todfeind. Diese genaue ängstliche Ordnungsliebe, die ihn seine Eltern lehrten, und ihr eigenes Beispiel in Absicht des sparsamen Geldausgebens scheint mit eine von den gelegentlichen Ursachen seines nachher so stark gewordenen Geitzes gewesen zu seyn, seine Neigung zur Bettelei aber soll, wie mir sein Onkel erzählte, vornehmlich durch folgenden Umstand in ihm rege geworden seyn.

Als er nach B — in die Lehre gethan worden war, pflegte er, so oft es seine Geschäfte erlaubeten, in den fürstlichen Schloßgarten zu gehen, um den Hof an öffentlicher Tafel speisen zu sehen. Er

wurde

wurde von dem Anblicke einer solchen Tafel, noch mehr aber von den aufsteigenden Wohlgerüchen wie bezaubert, und er wünschte nichts mehr, als einmahl von dem Uebriggebliebenen etwas kosten zu dürfen. Sein Appetit war auch eines Tages so ausserordentlich stark danach geworden, daß er es wagte einen Bedienten der fürstlichen Tafel um etwas Fleisch anzusprechen, welches er auch erhielt. Diese Bettelei setzte er nun von Tag zu Tage fort, und war zufrieden, wenn ihm die Bedienten auch nur bloße Knochen hinwarfen. Was er nicht verzehren konnte, trug er nach Hause, und damahls soll er zuerst sein Speisemagazin zu errichten angefangen haben.

Offenbar bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit an dem armen Menschen eine Lähmung und Schwäche der Seele, welche ohngefähr in seinem vierzehnten Jahre angefangen haben soll, um welche Zeit er oft Schwindel bekam, und bei Tische oft halbe Stundenlang, ohne auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, still saß. Man sieht es ihm an, daß ihm ein zusammenhängendes Denken nicht selten schwer wird, so gern er sich auch mit andern zu unterhalten pflegt, daß sich seine Begriffe confundiren, und sich unwillkürlich von einander trennen, welches wahrscheinlich alles Folgen seiner äusserst geschwächten und nervenlamen Natur sind.

In dieser seiner geschwächten Natur liegt auch ohnstreitig der Grund, daß er seine Begierden zum

Stehlen

Stehlen nicht beherrschen kann, und daß sein Herz so leicht jedem Vorsatze sich zu bessern ausweicht; — ob ich gleich nicht bestimmen kann, in wie fern seine durch heimliche Ausschweifungen erregte Seelenschwäche grade ihre Richtung zu seinem Geldgeitze genommen hat. Ein Tagebuch, welches man über den ganzen Gang seiner Empfindungen und Leidenschaften mit Aufmerksamkeit gehalten hätte, würde vieles aufgeklärt haben, welches mir an ihm noch ganz unbegreiflich vorkommt. Die Aerzte setzen seine Krankheit zugleich mit in ein Austrocknen des Rückgrabmarks, eine Krankheit, worin so oft ihre Kunst Schiffbruch gelitten haben soll. Künftig von diesem sonderbaren Menschen ein mehreres.

2.

Ein Brief an Gaßnern.

Mein lieber Herr Pfarrer Gaßner!

Sie haben also, mein Freund, einen Seher Gottes und der Wahrheit gesehn! Es freut mich mit jedem Augenblick mehr, und ich weiß nicht wie mir zu Muthe wird, wenn ich denke: so lebt doch zu gleicher Zeit mit dir ein Mann, der mit Kraft zeuget von dem Leben Jesu, und einer von denen Men-

Menſchen, denen ich am meiſten glauben darf, hat mir bezeuget, daß er iſt kein Gaukler, kein Betrogener, kein Betrüger. Er glaubt, und lebt ſeines Glaubens. O Gaßner! Ich weiß, daß ich nicht werth bin an einen Mann Gottes zu ſchreiben; aber wenn Gottes Barmherzigkeit in Ihnen wohnet — (und ohne dieſe was wäre denn der mächtigſte Wunderglaube —?) ſo erbarmen Sie ſich meiner, und ſchreiben mir bald. Aber laßt uns ſtille — ſtille unſere Seelen einander mittheilen. Ich bin des Geräuſches herzlich müde, die Welt iſts auch nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen.

O wie ſeelig preiſ' ich Sie, daß Gott Sie in der Stille zurückführt! O daß Ihre Ruhe nun auch mir zum Seegen würde. Laſſen Sie mich, beſter miskannter Mann, Ihnen oft mein Bruderherz entgegenbringen. Stärken Sie mich oft mit Glauben an den, an welchen ich meiner Unwürdigkeit wegen kaum glauben darf. Sie können kein beſſer Werk thun, als mir oft ſchreiben, was Sie wollen.

Unſer lieber Kaufmann hat mich Ihrer Liebe gegen mich verſichert. Nehmen ſie die Verſicherung meiner Liebe zu Ihnen vor Gott mit Einfalt und Liebe an. Bitten Sie Gott, daß wir einander bald ſehen können, und daß ſich kein Satan zwiſchen uns hineindränge. Meine Seele dürſtet

nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jesus. Mit Wort und Schall kann ich mich nicht mehr begnügen. Mein Thun und Lassen, Predigen und Schreiben ist mir unerträglich. O wenn Sie der Christ sind, den unser Freund in Ihnen liebte; wenn Sie Gottes Kraft würklich in Ihnen erfahren, und Demuth und liebe Christi würklich in Ihnen wohnt, — was habe ich mir nicht von Ihnen zu versprechen!

Ach! Gaßner, mir ist recht um Erfahrung, um Gewißheit zu thun. Ich hofte Sie von Ihrer Seite zu finden. Ists Ihnen möglich; so nähern Sie sich; aber so unbekannt und verborgen als möglich nicht nur meinem Herzen, sondern auch meiner Person. Eine persönliche Zusammenkunft würde gewiß zur Erweckung unseres Glaubens und unserer Liebe gereichen; gewiß nachher vielen 1000 Seelen zum Seegen werden.

Sagen sie nicht zu geschwinde: nein! Machen Sie möglich, was möglich ist; aber nur in der Stille. Jesus Christus, dessen Nahmen ich auszusprechen unwerth bin, leite Ihr Herz und Ihre Person zu mir. Sagen Sie mir bald, was ich thun kann, um unsere Zusammenkunft zu beschleunigen, und dann habe ich noch viel mit Ihnen zu reden. Sagen Sie mir alles, was Sie wollen! Wer aus der Wahrheit ist, der hört der

Wahr-

Wahrheit Stimme. Rede Knecht des Herrn *)! ich will hören. Mehr jezt nicht. Ich zähle Tage und Stunden, bis ich weiß, Gaßner ist entschlossen mich zu sehen, und das bald. Die Gnade Jesu Christi sey mit uns!

Zürich den 3ten May 1777.

J. C. Lavater.
Pfarrer am Waisenhauß.

*) Gaßner, der elende Schwärmer, der Betrüger — ein Knecht des Herrn? ein Mann Gottes? O was glaubt der Mensch nicht Alles, wenn erst seine Einbildungskraft seine Vernunft geworden ist.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber die unwillkürliche Abneigung gegen gewiſſe Menſchen. — Moraliſche Antipathie.

Es giebt Leute, die durch ihren bloßen Anblick unſer Herz an ſich ziehen, und uns, ehe wir ſie noch genauer kennen lernen, durch eine unbegreiflich ſchnelle und unwiderſtehliche Sympathie unſerer Empfindungen für ihr Intereſſe einnehmen.

Es giebt aber auch Andere, welche für uns, ohne daß wir allemahl eine beſtimmte Urſach von unſerm Gefühl anzugeben wiſſen, etwas Unausſtehliches an ſich haben, und uns ſchon durch ihren Anblick höchſt gehäſſig werden können. Es wird unſerm Herzen nicht nur leicht mit jenen Erſtern vertraut zu werden; ſondern wir fühlen auch ſogar ein inneres Bedürfniß, einen Seelendrang, uns ihnen zu nähern, und es iſt uns nichtsweniger als gleichgültig, welchen Eindruck unſere Perſon auf ihr Herz gemacht hat, oder machen könnte. Ihnen zu gefallen, ſcheinen wir oft unſere ganze Denkungsart

zu

zu ändern; ſuchen uns wenigſtens zu der ihrigen gefällig herabzuſtimmen, und opfern ihnen nicht ſelten ſogar unſere Lieblingsgrillen und Schoosneigungen auf, wenns darauf ankommt, ihr Herz zu gewinnen.

Ganz anders ſind wir gegen diejenigen, gegen welche wir eine unwillkürliche Abneigung haben, geſinnt. Wir fühlen es nur zu deutlich in uns, daß wir mit dieſen nie eine vertraute Freundſchaft errichten würden; unſere Seele ſchaudert gleichſam vor ihnen zurück; wir ſind mistrauiſch gegen ſie, und können leicht dahin gebracht werden, ungerecht und lieblos gegen ſie zu handeln. Je mehr ſie ſich uns zu nähern ſuchen, deſtomehr entfernen wir uns von ihnen; unſere Höflichkeit gegen ſie iſt Verſtellung, und das Lob, welches wir ihren Talenten und Verdienſten ertheilen, nicht ſelten erzwungen.

Ich habe ſchon oft über dieſes ſonderbare Phänomen der menſchlichen Seele nachgedacht, und ich will nachher verſuchen, ob ich davon einige pſychologiſche Gründe angeben kann. Die alten Phyſiker, welche ſo viel von verborgenen Kräften der Natur zu ſchwatzen wußten, nannten jenes widerliche Gefühl, welches durch den Anblick gewiſſer Menſchen in uns hervorgebracht wird, Antipathie, ohne es zu erklären. Neuere Philoſophen haben jenes Gefühl aus einer Ungleichheit und Disharmonie des Naturells verſchiedener Menſchen herleiten wol-

len; allein, wie mich dünkt, haben sie nicht ganz Recht, wenigstens kann ihre Erklärung nicht als eine allgemein richtige angenommen werden. Es giebt Menschen von einem durchaus verschiedenen Naturell, welche sich demohnerachtet aufs zärtlichste lieben, und wie sie selbst gestehen, eben durch eine Verschiedenheit des Naturells die wärmsten Freunde geworden sind. Es ist ferner bekannt, daß ganz verschiedene Charactere oft einer viel längern und dauerhaftern Sympathie gegen einander fähig sind, als die, welche die Natur gleichsam nach einem Modell geschaffen zu haben scheint, und wer kennt nicht Ehen, worin die liebenswürdigste Eintracht herrscht, so sehr auch Mann und Frau in Absicht ihres Naturells von einander abgehen?

Ueberdem verstehe ich hier unter der Antipathie gewisser Menschen gegen einander eigentlich nicht die, welche durch eine genauere gegenseitige Bekanntschaft ihrer verschiedenen Temperamente und Denkungsarten, oder gar durch persönliche Beleidigungen; sondern durch den unwillkürlichen Eindruck gewisser Gesichtszüge und der körperlichen Form Anderer auf unsere Phantasie hervorgebracht wird, wobei die Verschiedenheit des Naturells nur in so fern in Betrachtung kommt, als es gewisse Gesichtszüge veranlassen kann, die etwas Widerliches für uns an sich haben.

So unsicher überhaupt die Regeln eines physiognomischen Gefühls seyn mögen, sobald man dadurch

durch den moraliſchen Werth eines Menſchen, oder wohl gar den Umfang ſeiner Geiſtesfähigkeiten und Kenntniſſe beſtimmen will *) und ſo unwahr der Satz eines alten Weltweiſen iſt: daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohnen müſſe; ſo unläugbar iſts doch auf der andern Seite, daß wir vermöge eines auf phyſiognomiſches Gefühl gegründeten Triebes, der freilich bei Einigen ſtärker, bei Andern ſchwächer, und noch bey Andern gar nicht vorhanden ſeyn kann, zu gewiſſen Menſchen gleichſam unwillkürlich hingezogen, und von Andern zurückgeſtoßen werden, je nachdem wir bald mehr bald weniger Uebereinſtimmung ihrer

*) Lavater, welcher noch iezt behauptet: daß ihm von Natur ein beſonderes feines Gefühl, auf dem Geſichte eines Menſchen ſeine Seele und Seelengröße zu leſen, mitgetheilt ſey, legte bei ſeiner Anweſenheit in B.. ein neues Zeugniß ſeiner phyſiognomiſchen Prahlerei durch folgende laut geſagte Verſicherung ab: „Wenn mir, ſagte er, Jeruſalems Kopf, wie das Haupt Johannis auf einer Schüſſel, abgeſondert vom Körper, preſentirt würde, und ich wüßte nicht, daß es der Kopf des großen Jeruſalems ſey; nicht, daß aus ihm das Werk von den Wahrheiten der Religion hervorging; ſo würde ich ihm doch gleich beim erſten Anblick zurufen: Du biſt und mußt Jeruſalems Kopf ſeyn"! — Solche zum Theil noch ſinnloſere Sentenzen ſtehen auf mehr als einer Seite ſeiner Phyſiognomik, als eben ſo viel Beweiſe, daß man mit dergleichen declamatoriſchen und überſchwenglichen Sätzen oft — nichts ſagt.

Digitized by Google

Herzen mit dem unsrigen in ihrem Gesichte zu lesen glauben.

Aber es ist uns oft eben so unmöglich, den psychologischen Grund dieser bald einladenden, bald zurückscheuchenden Gesichtssprache deutlich anzugeben; so leicht es auf der andern Seite unserm Herzen wird, ihren Ton und Unterschied nach seinen feinsten Nüancen zu bemerken. Am allerwenigsten aber hat es bisher der speculativen Seelenlehre glücken wollen, die Gesetze genau zu bestimmen, nach welchen die Gesichtssprache sympathetischer Gefühle Anderer, ähnliche Wirkungen in dem Innern unserer Natur hervorbringt, und noch ehe wir wollen, uns entweder mit Liebe oder Haß gegen gewisse Menschen erfüllt.

Ich glaube nicht, daß die menschliche Seele in dieser Art der Sympathie, oder Antipathie, welche sich nach der Gesichtssprache Anderer richtet, überhaupt nach unverletzlichen psychologischen Gesetzen handelt. Jedes Individuum geht hiebei unwillkürlich seinen eigenen Weg, weil jedes seine individuellen Gefühle, und eine darauf gegründete individuelle Empfänglichkeit hat, dießmahl so ein andermahl anders im Gesichte vernünftiger Wesen zu lesen.

Die Empfindungen, welche der Gesichtsausdruck Anderer in uns hervorbringt, können aber auch deswegen nicht nach einerlei Gesetzen erfolgen, weil die Natur den Einen mit einem gröbern, den

Andern

Andern mit einem feinern physiognomischen Gefühl begabt hat; weil der Eine mehr, der Andere weniger Einbildungskraft zu seinen Beobachtungen bringt, und weil sich überhaupt unsere Vorstellungen so genau nach der jedesmahligen Beschaffenheit unserer Organe zu richten pflegen. Ausserdem hat die gute oder böse Laune, die Gesundheit oder Krankheit des Bluts und die Verschiedenheit des Alters einen erstaunlichen Einfluß auf die Sympathie oder Antipathie unserer Empfindungen.

Es giebt offenbar Augenblicke worin unser Herz durch eine innere Verstimmung der Seele veranlaßt, mehr zur Gefühllosigkeit als zur Theilnehmung geneigt ist, und worin sich unsere Vorstellungen gleichsam verschworen haben, uns jede Sache von ihrer schwarzen Seite darzustellen. So erschlafft wir uns in diesem Zustande zur Thätigkeit und Geistesanstrengung fühlen, so geschäftig ist doch alsdann unsere Einbildungskraft, uns gegen die unschuldigsten Gegenstände zu erbittern, und uns an jedem Menschen seine schlimsten Seiten sehen zu lassen. Unsere besten Freunde haben alsdann etwas Widerliches an sich, und unser durch die Galle gleichsam geschärftes Auge entdeckt Fehler an ihnen, die wir sonst nicht bemerkten. Besonders stark würkt auf uns in solchen Augenblicken der übeln Laune der Gesichtsausdruck Anderer. Wir können uns alsdann über eine bloße Miene, die uns nicht gefällt, so entrüsten, als ob man uns die größte Beleidigung an-

gethan hätte; ja man fühlt sich nicht selten geneigt, den zu beleidigen dessen Gesicht auf uns in einer übeln Laune einen widerlichen Eindruck hervorbringt. — Wie viele Ungerechtigkeiten werden in dieser Absicht von Eltern und Erziehern gegen diejenigen ihrer Zöglinge begangen, welche sich ihnen nicht durch eine gefällige Physiognomie empfehlen! Sie werden gemeiniglich zurückgesetzt und oft bei den kleinsten Fehlern bestraft, indessen ihre wohlgebildeten Geschwister die zuvorkommensten Liebkosungen genießen.

Wenn es wahr ist, daß viele häßliche Leute würklich in Absicht ihres Characters nicht viel taugen sollen; so liegt der Grund davon gewiß mit in der Behandlungsart, wie sie erzogen wurden, in der Verachtung die ihre Eltern gegen sie blicken ließen, in den stummen und lauten Vorwürfen, die man ihnen in Absicht ihrer Gestalt oft auf die unvernünftigste Art zu machen pflegt, und überhaupt in der Vernachlässigung ihrer Ausbildung, deren so viele Eltern, wie ich aus mehrern Erfahrungen weiß, ihre häßlichen Kinder für unfähig, und was noch abscheulicher ist, — für unwürdig halten.

Die Verschiedenheit des Alters hat ferner einen großen Einfluß auf die Antipathie gegen gewisse Menschen. Ich habe bemerkt, daß Kinder, sonderlich wenn sie kränklich sind, gemeiniglich mehr von den Empfindungen der Antipathie als ältere Leute beherrscht werden, und ich kenne einige Knaben,

ben, die unter zwanzig Leuten gewiß immer einen antreffen, der für ihre Phantaſie etwas Widerliches an ſich hat. Der Grund worin Kinder mehr von den Empfindungen einer unwillkürlichen Abneigung gegen gewiſſe Menſchen als ältere Leute beherrſcht werden, ſcheint mir vornehmlich darin zu liegen, weil ihr Herz mit jenen nicht immer auf die Art ſympathiſiren kann, als es ſeinen jugendlichern und lebhaftern Gefühlen angemeſſen iſt. Das ernſthaftere Geſicht älterer Leute, ihre gröbere Sprache, ihr größerer Körper kann in hundert Fällen für die Einbildungskraft des Kindes etwas Unangenehmes an ſich haben, was ältere Leute gegen einander nicht fühlen, — und bisweilen ſcheint ſogar das Auge junger Kinder auf dem Geſichte Anderer mehr als der Blick jener zu leſen, welcher durch die Gewohnheit vielleicht ſchon viel von ſeiner phyſiognomiſchen Schärfe verlohren haben kann. —

Doch es iſt Zeit, daß ich auf die pſychologiſche Erklärung meines Gegenſtandes komme, und die Gründe anzugeben verſuche, von welchen jene unwillkürliche Abneigung gegen gewiſſe Menſchen, ob wir ſie gleich nicht genauer kennen, ſie uns auch nie beleidigt haben, abhängt.

Ich habe ſchon im Vorhergehenden zu verſtehen gegeben, daß unſere Antipathie gegen manche Menſchen vornehmlich durch ihre Geſichtszüge veranlaßt wird, die, ohne daß wir es uns erklären können, für unſere Phantaſie etwas Unleidliches an

ſich

ſich haben; — ob ich gleich nicht läugnen will, daß manchmahl auch ihre übrige körperliche Form, ihr Gang, ihre Sprache, ihr Gliederbau und ſelbſt ihr Anzug dazu etwas beitragen kann. Eigentlich iſt aber doch das Geſicht der Ort, wo wir die Seele des Andern zu leſen glauben, und wonach wir gleichſam durch einen in uns liegenden Trieb den Charakter des Menſchen zu beurtheilen aufgefodert werden.

Unter den Geſichtszügen Anderer, die uns eine unwillkührliche Abneigung gegen ſie einflößen, bemerke ich nur als die vornehmſten den ſatyriſchen, den brüsken, oder hochmüthigen, und endlich den Geſichtsausdruck der Einfalt und Dummheit. Von den Würkungen der Häßlichkeit auf unſere Einbildungskraft will ich noch etwas zum Beſchluſſe dieſes Verſuchs ſagen.

Der ſatyriſche Geſichtsausdruck, welcher entweder erzwungen, angenommen, oder natürlich ſeyn kann, zeichnet ſich durch einen ſchelmiſch verzogenen Mund, und durch eine Miene aus, welche die Tochter des Lächelns uud der Verachtung zu ſeyn ſcheint. Sie iſt nicht ganz der Ausdruck des bittern Höhngelächters, auch nicht der, eines bloßen Lächelns, welches ſich allemahl durch eine ſtille Freundlichkeit des Auges auszeichnet; ſondern ein Mittelding von beiden, ſo wie der ſatyriſche Gedanke ſelbſt oft ein Gemiſch einer zweifachen Empfindung wird, nehmlich 1) der natürlichen und an

ſich

ſich unſchuldigen Freude über das Auffallende, lächerliche und Kontraſtirende eines Satzes und 2) jenes verſteckten boshaften *) Vergnügens, etwas Bitteres und Beiſſendes geſagt zu haben. Sonſt rechnet man noch zur Phyſiognomie des Satyrikers ein hervorgebogenes ſpitzes Kinn, eine in die Höhe geworfene, oder auch zugeſpizte Naſe, und ein hinter den Augenliedern lauſchendes Auge.

Dieſe Geſichtszüge zuſammengenommen, welche einzeln keinen Eindruck auf uns machen würden, bringen nun in uns jene unwillkürliche Abneigung gegen den Satyriker hervor, die ſelbſt bei dem größten Wohlgefallen an ſeinen Einfällen fortzudauern pflegt. Es iſt gar kein Beweis, daß wir uns dem Herzen des Satyrikers nähern, wenn wir über ſeinen Witz lachen und ihm lauten Beifall zuklatſchen. Heimlich empören ſich unſere Gefühle gegen ihn, und wir fühlen uns in Abſicht ſeines Characters gemeiniglich um ſo viel mistrauiſcher, je treffender und beiſſender ſeine Gedanken ſind. Wir glauben nicht, daß ein ſolcher Mann unſer vertrauter Freund ſeyn könne, und wir fühlen es gleichſam im Voraus, daß wir in einer nähern Verbindung mit ihm oft ſeine giftige Zunge erfahren, und daß

*) Wir haben kein Wort im Deutſchen, welches das franzöſiſche malicieux, das ich hier eigentlich meine, genau ausdrückt.

daß uns die Stunden seines Umgangs lästig seyn würden. Vornehmlich aber fürchten wir uns, daß sein spähendes Auge an uns Fehler und Schwachheiten entdecken dürfte, die wir gern verbergen möchten, und wir zweifeln nicht, daß er uns in den Augen Anderer ohne Zurückhaltung lächerlich machen wird, sobald ihn seine spöttische Laune überfällt.

Je geneigter daher unser Herz zur Liebe, Freundschaft und Geselligkeit ist; je mehr wir unsere sittlichen Gefühle durch den Umgang mit edeln Menschen verfeinert haben, je lieber es uns ist bei allen Menschen so viel möglich in gutem Kredit zu stehen, und je empfindlicher wir vornehmlich in Absicht unserer Selbstliebe sind, je abgeneigter müssen wir uns auch gegen Menschen fühlen, welche die Kennzeichen eines spöttischen Characters so deutlich im Gesichte tragen, und vor welchen wir, wie es uns scheint, von der Natur gleichsam selbst gewarnt werden.

Mehr als alle andere Gesichtsausdrücke reize unsere Antipathie die Miene des aufgeblasenen und stolzen Mannes. Der Satyriker kann uns doch noch, auch bei seinem zurückscheuchenden Gesichtsausdruck durch seinen Witz eine angenehme Unterhaltung verschaffen; kann uns, wenn wir ihn gleich fürchten, aufheitern; allein dem Stolzen bleibt bei seiner brüsquen und hochmüthigen Miene kein Weg übrig, auf welchem er sich unsern Herzen nähern könnte, gesetzt, daß er auch die vortreflich-

sten

ſten Talente beſitzen ſollte. Der kalte Blick der Verachtung, den er auf uns wirft, oder welches für unſer Gefühl einerlei iſt, auf uns zu werfen ſcheint, ſein hochtrabender Gang, ſeine ſüffiſante Miene, ſein adliches ſteifes Kopfnicken beleidigt unſere Eigenliebe, wenn wir auch in keiner Verbindung mit ihm ſtehen, und ſcheucht uns von ſich zurück. Unter allen Arten der Behandlung, die uns von unſern Nebenmenſchen widerfahren können, tragen wir Verachtung am ungernſten, daher wir auch mit denjenigen am ſchwerſten ausgeſöhnt werden können, die einmahl eine Art von Verachtung, oder nur Geringſchätzung gegen uns haben blicken laſſen. Jeder Menſch träumt ſich nun einmahl ſeine eigenen Verdienſte, und jeder fühlt einen angelegentlichen Wunſch in ſeinem Herzen, daß man ſie wenigſtens nicht ganz verkennen möchte; aber der Stolze ſpricht uns ſchon durch ſeine Miene alle Verdienſte ab, indem er ſich immer allein als den Mann der Bewunderung aufſtellt, und aller Augen allein auf ſich richten will.

Sein befehlhaberiſcher dictatoriſcher Blick bringt uns aber auch noch deswegen gegen ihn auf, weil er unſer Freiheitsgefühl empört. Unſere Seele ſtellt ſich nehmlich beim Anblick des Stolzen auf eine dunkele Art vor, wie ſklaviſch er uns behandeln würde, wenn wir von ihm abhängen ſollten, und weil wir glauben, daß er uns beleidigen würde; ſo empfinden wir auch ſogleich bei

ſeiner

ſeiner Gegenwart das, was wir beim Anblik derjenigen empfinden, die uns würklich beleidigt haben.

Die Miene der Einfalt und Dummheit hat gleichfalls etwas Widerliches für unſere Phantaſie an ſich, ob ſie uns gleich gemeiniglich mehr zum Mitleiden und Bedauren, als zu Erbitterungen reizt, — und doch giebt es Fälle, wo uns unſere Empfindungen täuſchen und in eine Art von Verdruß über den Einfältigen übergehen können, indem wir ihn für den Urheber der Eingeſchränktheit ſeines Verſtandes halten; aber dieß allein würde uns nicht ſo leicht gegen ihn aufbringen, uns nicht ſo ſehr von ihm zurükſtoßen, wenn wir es nicht zugleich deutlich in uns fühlten, daß ſeine Seele für uns ſo gut als tod iſt, und daß wir unmöglich mit ſeinem Herzen ſympathiſiren können. Sein kaltes kraftloſes Auge, ſein dummer und ſtarrer Blick, ſeine alberne Sprache, ſeine kindiſchen Handlungen und ſein ganzes äuſſeres Weſen ſagen uns dieß gar zu deutlich, und unſer Mitleid ſelbſt, welches uns ſo leicht in andern Fällen an Menſchen anzieht, uns für ſie erſtaunlich intereſſirt, trägt das Seinige dazu bei, unſer Herz von ihm zu entfernen; — denn wir können die nicht lieben, gegen welche unſere Seele bloßes Mitleiden, und zwar immer empfindet; wir können endlich auch mit denen nicht ſympathiſiren, deren Umgang uns Schande machen würde. So wohlwollend auch jedes Gefühl der Sympathie auf der einen Seite zu ſeyn ſcheint, und ſo uneigennüzig

nützig dieſes Gefühl von Hutcheſon vorgeſtellt worden iſt, ſo wenig Nahrung findet es doch gemeiniglich da, wo es nicht durch irgend einen verſteckten oder nicht verſteckten Sporn der Eitelkeit gleichſam beſeelt wird.

Es iſt überhaupt durch unzählige Erfahrungen bewieſen, daß ohne eine innere Harmonie unſerer Gedanken und Empfindungen, die ſich entweder auf ihre eigentliche Natur, oder auf das Homogene ihres Ausdrucks, oder auf die Gleichartigkeit der Abſichten gründen können, unſere Herzen keiner Sympathie fähig ſind. Dieſe Harmonie, welche ſich viel beſſer empfinden als beſchreiben läßt, muß gleichſam von und durch ſich ſelbſt entſtehen und unterhalten werden; ſie kann oft das Werk eines glücklichen Zufalls ſeyn, in welchem zwei ſanfte Seelen an einander ſtoßen, und gleichſam ohne allen Zwang als zwei vorher getrennte Weſen nun mit dem innigſten Gefühl des Wohlwollens in einander übergehen. Sobald wir ſie zu erkünſteln ſuchen, ſobald wir zu ihrem Daſeyn nicht alles aus unſerm Herzen ſchöpfen; ſobald wir ſie überhaupt allein zur Tochter der Vernunft machen, um ihre Rechte auf unſer Herz zu beſtimmen, ſobald wird ſie auch nicht mehr auf eine ſo leichte und bezaubernde Art die himmliſchen Empfindungen einer gegenſeitigen Theilnehmung in uns hervorbringen können, die ſo oft die ſüßeſten Freuden des Lebens ausmachen. Das menſchliche Herz iſt hierinn ſo deli-

cat, und handelt bei ſeiner Sympathie oft ohne alle augenblickliche Anleitung der Vernunft nach ſo richtigen und abgemeſſenen Geſetzen, daß jene Harmonie nicht einmahl ſtatt finden kann, wenn nicht die homogenen Empfindungen zweier Menſchen zu gleicher Zeit zuſammentreffen, um ſich gleichſam in einem gemeinſchaftlichen Brennpuncte zu vereinigen. Ich nehme an, daß in dem Geſichtsausdrucke zweier ſympathiſirender Seelen Etwas liegt, wodurch dieſes Zuſammentreffen ihnen auf eine bezaubernde Art ſichtbar wird, und was unſer Herz vielleicht nur allein leſen kann. Auf dem Geſichte des Einfältigen lieſet unſer Herz — nichts, indem es uns entweder gleich einer Bildſäule anſtarrt, oder uns auf eine eckelhafte Art entgegen lächelt, wodurch in uns ohnmöglich ein Funke von Sympathie entſtehen kann.

So verſchieden auch die Meinungen und Empfindungen der Menſchen in Abſicht der Schönheit und Grazie eines Gegenſtandes ſeyn mögen; ſo unläugbar iſt es doch, daß der menſchlichen Seele ein inneres (vielleicht blos auf körperliche Organiſation gegründetes) Gefühl für Schönheit und Harmonie mitgetheilt ſey. Unſere Imagination wird auf eine angenehme Art beſchäftigt, wenn wir an einem körperlichen Gegenſtande ein richtiges leicht zu unterſcheidendes Verhältniß ſeiner Theile zum Ganzen ſowohl, als unter ſich bemerken. Ein nach den Regeln der Schönheit gebautes Geſicht gefällt nicht

nur

nur unserm Auge, indem die Natur mit eigener Selbstzufriedenheit daran gearbeitet zu haben scheint; sondern erregt auch oft in unserm Herzen die süßesten Empfindungen der Liebe, die nicht selten alsdenn noch in uns fortdauren, wenn wir über den moralischen Character eines Frauenzimmers wichtige Zweifel bekommen haben. — Häßlichkeit hingegen stößt unser Herz von sich zurück, oder wir bleiben wenigstens beim ersten Anblick kalt dabei; allein so wie nicht immer Schönheit auf unser Herz auch bei der richtigsten Proportion ihrer Theile würkt; so glaub ich auch, daß nicht blos das unrichtige von der Natur verfehlte Verhältniß eines Gesichts uns eine Antipathie gegen den Gegenstand selbst einflößt, sondern daß unsere Seele gemeiniglich durch eine dunkle Schlußfolge gegen einen häßlichen Menschen eingenommen wird.

Wir haben nehmlich oft bemerkt —; oder welches hier einerlei ist, uns zu bemerken eingebildet, daß ein häßliches Gesicht mit einem häßlichen Character verbunden war; bemerkt, daß oft die regelmäßigsten Gesichter durch Laster und Leidenschaften bis zur Scheuslichkeit entstellt wurden, — nun sehen wir ein anderes häßliches Gesicht, das eine vielleicht auch nur entfernte Aehnlichkeit mit der Physiognomie jener schlechten Menschen hat, und gleich machen wir den übereilten Schluß, dergleichen unsere Phantasie unzählige macht, daß auch dieses Gesicht mit einem verachtungswürdigen Charakter

verbunden seyn werde. Wir schließen hiebei freilich oft sehr unrichtig und lieblos; allein wir schließen nun einmahl so, weil es die Analogie unserer Ideen mit sich bringt, und weil wir uns geneigt fühlen, das zu verachten, was uns nicht gefällt.

Ein häßlicher Mann fällt uns nie so auf, als ein häßliches Frauenzimmer, und ich glaube aus folgenden Gründen. Wenn es gleich eben so gut eine männliche Schönheit, als eine weibliche giebt; so setzen wir doch immer die letztere als ein besonderes Eigenthum des andern Geschlechts voraus, wozu uns schon der feinere Gliederbau und das sanftere Colorit des weiblichen Gesichts berechtigt. Die Natur hat in der That den weiblichen Körper mit mehrern Reitzen als den männlichen begabt; allein der Mangel desselben würde uns nicht so sehr auffallen, wenn wir nicht sogleich für jene Reitze ein geheimes Interesse fühlten, was uns unaufhörlich zu dem andern Geschlechte hinzieht. Dieses Interesse, welches wir gegen keine Person unseres Geschlechts, selbst bei der wärmsten Freundschaft nicht empfinden, wird durch ein häßliches weibliches Gesicht aufgehoben, unsere sympathetischen Gefühle werden dadurch unterbrochen, unser Herz in seinen süßen Neigungen eingeschränkt, und es ist uns unmöglich, ein solches Frauenzimmer auf den ersten Anblick lieben zu können.

Diese Einschränkung unserer zärtlichen Gefühle, die immer auf eine dunkle Art in uns verborgen liegen,

gen, dieſe Gegenwürkung unſerer Phantaſie auf einen in uns liegenden allgemeinen Trieb der Geſchlechtsliebe ſcheint mir eine der vornehmſten pſychologiſchen Urſachen zu ſeyn, warum der Anblick eines häßlichen Frauenzimmers uns ſo ſehr auffällt.

Durch einen nähern Umgang, durch Bekanntſchaft mit einem ſanften weiblichen Herzen, welches ſo oft hinter einer häßlichen Geſtalt verborgen iſt, kann jener in uns liegende von einem geheimen Intereſſe genährte Geſchlechtstrieb wieder ſo lebhaft werden, als er vorher durch den Anblick eines häßlichen Geſichts unterdrückt wurde; ja er kann alsdann oft das Auge ſo ſehr täuſchen, daß wir das Frauenzimmer für ſchön zu halten anfangen, was uns vorher ſehr häßlich ſchien, indem wir die Schönheit ihres moraliſchen Charakters gleichſam in die Züge ihres Geſichts hinübertragen.

2.

Beiſpiel einer ſchnellen Liebe.

Es iſt nichts Beſonders, und eine Alltagserfahrung im menſchlichen Leben, daß die Liebe oft das Werk eines einzigen Augenblickes iſt. lebhafte Leute können ſich in einem Tage zehnmahl verlieben; ihr Herz ſteht jeder Schönheit offen, und ihre Phantaſie flattert gern von einem Gegenſtande der Zärt-

lichkeit zum andern. Aber merkwürdiger und sonderbarer scheint mir die Art liebe zu seyn, welche nach einem langen völlig gleichgültigen Umgange zweier Personen sich, gleich eines schnellen elektrischen Schlages, ihrer Herzen bemächtigt. Hievon kann ich folgendes zuverläßige Beispiel mittheilen.

Die liebenswürdige Gattin eines unserer vortreflichsten tragischen Dichter, kannte ihren Mann lange vorher, ehe sie wußte, daß er um ihre Hand anhalten würde. Sie hatte ihn oft in Gesellschaften gesehen; aber sie hatte auch nie auf die entfernteste Art eine zärtliche Neigung gegen ihn empfunden; im Gegentheil war er ihr, da er selbst etwas kalt gegen das schöne Geschlecht zu seyn schien, auch immer ganz gleichgültig gewesen; sie hatte sich sogar oft über seinen Anstand, der selten bei großen Köpfen der beste ist, mit ihren Freundinnen lustig gemacht, und das war noch an dem Tage geschehen, als sie auf einmahl für ihn, ohne seine Veranlassung, eingenommen wurde. Er war mit ihr in Gesellschaft, die Gesellschaft hatte sich in dem Garten zerstreut, und das liebenswürdige Mädchen wollte eben die Allee hinaufgehen, als er ganz nachläßig in derselben heruntergeschlichen kam. In dem Augenblick machte er einen tiefen Eindruck auf ihr Herz, sie fühlte, daß sich ihr Gesicht mit einer plötzlichen Röthe überzog, — und wünschte ihm ihre Hand geben zu können.

Es sind mir mehr dergleichen Beispiele bekannt. Ich kenne Frauenzimmer, die Männer gar nicht ausstehen konnten, welchen sie hernach auf einmahl aus wahrer Liebe ihr Herz schenkten. Vornehmlich hab ich das bemerkt, daß weibliche Herzen aus einer kalten Gleichgültigkeit auf einmahl in heiße Liebe übergehen können, wenn ihnen ein Heurathsantrag geschieht. Dieser schnelle unerklärbare Uebergang ihrer Empfindungen macht sie oft alsdann gegen die sichtbarsten Mängel ihrer Liebhaber — blind, für die sie vorher Argus-Augen hatten.

3.

Ein sonderbarer Traum.

Folgenden Traum hat der den 26ten April 1785. verstorbene Siegmund, Freiherr von Seckendorff, *) welchen er ein halb Jahr vor seiner Krankheit und seinem Tode hatte, von sich selbst mehrmahls erzählt, und schriftlich aufgezeichnet.

*) Starb als Königl. Preuss. Gesandter an den fürstlichen Höfen des Fränkischen Kreises zu Anspach, und war 1744. zu Erlangen geboren. Viele Liedercompositionen und Gedichte von ihm stehen im deutschen Merkur. S. seine übrigen Schriften in Meusels gel. Deutschland.

Digitized by Google

Es erſchien ihm nehmlich im Traume ein Mann von gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung, welcher ihm ſagte: daß er ſich etwas von ihm ausbitten möchte, und daß er nach ſeinem Gefallen Eins von Beiden wählen könnte, — entweder ſeine vergangenen oder künftigen Schickſale ſich der Reihe nach vorgeſtellt zu ſehen. Die Zukunft, erwiederte Seckendorff, wolle er Gott überlaſſen; aber angenehm würde es ihm ſeyn, wenn er noch einmahl ſein ganzes vergangenes Leben wie in einem Gemählde vor ſich ſehen könnte. Sein Wunſch wurde ihm ſogleich gewährt. Der erſchienene Mann gab ihm einen Spiegel, und hierinn erblickte er nun die Scenen ſeines vergangenen Lebens, deren er ſich im Wachen kaum mehr bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit vor ſich, als wenn ſie den Augenblick erſt geſchehen wären. Er ſah ſich als ein Kind von drei Jahren aufs genaueſte mit allen Umſtänden ſeiner Erziehung. Jede Schulſcene mit ſeinen Erziehern, jede verdrüßliche Begebenheit, die er in ſeiner Jugend erlebt hatte, ging in dem Spiegel lebhaft vor ſeinen Augen vorüber.

Bald darauf ſtellte ihn der Zauberſpiegel in der Folge ſeines Lebens auch ſeinen Aufenthalt in Italien vor. Dort hatte er eine Geliebte zurückgelaſſen, die er gewiß geheurathet haben würde, wenn ihn nicht ſein Schickſal aus Italien gerufen hätte. Dieſes Frauenzimmer erblickte er auch während ſeines Traums auf einem Bette liegend. Sie winkte

ihm

ihm freundlich zu, und er näherte sich ihr. „Wir müssen uns trennen, sagte sie; aber nicht lange, lieber Seckendorff, — denn ohne Sie kann ich nicht lange seyn! jetzt aber müssen Sie mich auf einige Augenblicke verlassen!“

Ein Liebhaber ist auch im Traume gegen seine Göttin erstaunlich artig und gehorsam. Seckendorff ging sogleich aus dem Zimmer, als er aber einige Minuten nachher wieder hereintrat, lag sie weit schöner und einer Verklärten gleich, auf dem Bette. An ihren Füßen that sich jetzt ein Vorhang auf, hinter welchem Seckendorff einen unbeschreiblichen Glanz hervorstrahlen und sich eine Menge schöner und verklärter Geschöpfe bewegen sah, welche ihm alle sehr vergnügt zu seyn schienen. Sein Auge wurde von dem Zauber ihrer Schönheit ganz verblendet. Eine von diesen verklärten Schönen faßte endlich seine Geliebte bey der Hand, zog sie mit sich fort, der Vorhang fiel nieder, — und er erwachte.

Bald nachher schlief Herr von Seckendorff wieder ein. Der nehmliche Mensch, welcher ihm den Zauberspiegel gegeben hatte, erschien ihm noch einmahl, und fragte ihn: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden sei, und ob er auch noch einmahl die Menschen, welche er in seinem Leben gekannt, zu sehen wünschte? Seckendorff erwiederte, daß ihm dieß Vergnügen verursachen würde, und erhielt nun aufs neue einen Spiegel, indem er würk-

lich alle seine Bekannte, todte und lebende der Reihe nach, aber mit dem Unterschiede vorübergehen sah, daß die noch lebenden Glücklichen seiner Bekannten ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben; diejenigen aber, von denen er schon wußte, daß sie unglücklich und mißvergnügt lebten, alle mit der Hand vor den Augen schnell, ohne sich umzusehen, in dem Spiegel vorübergingen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vors Gesicht hielten, von deren unglücklichen Schicksalen er aber keine Kunde hatte. (Er schrieb hernach an mehrere von diesen letztern seinen Traum, und erkundigte sich nach ihren jetzigen Lagen, welche auch alle richtig mit seinem Traumgesicht übereintrafen.)

Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm stehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber schwanden, die Hand vor ihre Augen haltend, blitzschnell vorüber, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Schrecklichste bei seinem Traume gewesen, und er brach immer, wenn er auf diesen Punkt kam, schnell in seiner Erzählung ab, so wie er überhaupt den ganzen Traum nicht leicht ohne einige Herzensrührung und ohne Thränen erzählen konnte.

Jetzt wachte er zum zweitenmahl auf. Seine innere Bangigkeit, die er fühlte, trieb ihn aus dem Bette, er ging ans Fenster und suchte sich zu zerstreuen.

Digitized by Google

ſtreuen. Es ſchlug eben drei Uhr, und er legte ſich etwas beruhigt wieder nieder. Dießmahl nahm ſeine Phantaſie eine andere Richtung, er dachte jetzt im Traume über ſeinen Traum nach, und verfertigte im Schlafe folgendes Gedicht, *) welches er auch

*) Holde, ſüße Phantaſei!
Immer würkſam, immer neu.
Dank ſei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schickſal mildern!
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zum Leben ſchaft!

O! wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach!
Im Vergangenen verlohren,
In der Zukunft neu gebohren,
Wachend, träumend, dort und hier!
Folg ich immer freudig dir.

Ein Geſicht verſchwindet kaum,
Winkt mir ſchon ein neuer Traum,
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichſt du mir den goldnen Faden,
Der mein traurendes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Holde, ſüße Phantaſie!
Täuſcherinn! verlaß mich nie!
Nur im Kreiſe deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geſchwinder,
Weiche nimmermehr von mir!
Auch im Tode folg ich dir.

Digitized by Google

auch zugleich componirte. Er erwachte aufs neue, ſtand auf, ließ ſich Licht bringen, und ſchrieb den ganzen Traum, nebſt dem Gedicht und der Compoſition noch in der nehmlichen Nacht auf, wie es im October des Merkurs 1784. ſteht.

Ich kann in dem uns mitgetheilten ſonderbaren Traum des Herrn von Seckendorff eben nicht viel Sonderbares finden, außer, daß er im Schlafe ein natürliches Gedicht, und noch dazu eine Compoſition deſſelben machte, wovon aber doch auch in der pſychologiſchen Geſchichte der Träumereien mehrere Beiſpiele vorkommen. Was war natürlicher, als daß einem Manne, der gewiß oft über die Reihe ſeiner Schickſale nachgedacht hatte, auch ſie wohl einmahl noch ganz wie in einem Spiegel zu überſchauen wünſchte, im Traume ein anderer mit einem Spiegel erſchien, und ihm darin die Folge ſeines Lebens vermöge ſeiner lebhaften Einbildungskraft deutlich ſehen ließ? Es iſt bekannt, daß dieſe Seelenkraft im Schlafe, wenn unſere Sinnen ruhen, und ſie ungeſtöhrt und ganz allein würken kann, oft mit der größten Lebhaftigkeit uns an Begebenheiten erinnert, die wir lange ſchon vergeſſen hatten. Es war alſo eine gewöhnliche und natürliche Folge dieſer ihrer Lebhaftigkeit, daß er ſich als ein Kind in dem Spiegel mit einer Menge von Umſtänden wiedererblickte, die er ſchon längſt vergeſſen haben konnte, — und was war vollends natürlicher, als daß man ſeine ehemalige Geliebte auf einem

nem Bette liegen sieht? — Wie oft mochte der Herr von Seckendorff, da er sich von ihr trennen mußte, daran gedacht haben, daß er sie gewiß einmahl als einen verklärten Engel wiederfinden würde, dergleichen Ideen sind ohnedem schon einer Dichterseele sehr geläufig und natürlich, — so sah er sie in seinem Traum, und dieß ging nach den Gesetzen der Einbildungskraft eben so natürlich zu, als daß er in seinem zweiten Traum, welcher eine Fortsetzung des erstern war, alle seine Bekannten wiedererblickte. Die Unglücklichen unter ihnen sah er die Hand vor die Augen halten, weil er sie wohl oft in dieser Stellung, welche gemeiniglich ein Ausdruck unseres Schmerzes ist, beobachtet hatte, oder weil auch noch lebhafte Eindrücke von dergleichen Bildern und Kupferstichen in seiner Seele vorhanden seyn mochten, die sich mit der Vorstellung ihres Unglücks durch die Ideenassociation verbanden. Sonderbarer als alles Vorhergehende scheint die Bemerkung zu seyn, daß einige, von deren Schicksalen er nichts wußte, gleichfalls mit der Hand vorm Auge vorübergingen, und daß er nach genauer Erkundigung würklich erfuhr, daß sie unglücklich lebten, allein wie zufällig konnte auch dieß zugehen, und wie viele seiner Bekannten konnten sich unglücklich zu seyn einbilden, ob sies gleich nicht waren.

Durch eine natürliche Folge seiner Ideen, wobei seine Phantasie immer ein gemeinschaftliches Entziel hatte, sahe er nun auch seine verstorbenen

Be-

Bekannten und Freunde. Ein Theil derſelben winkte ihm freundlich zu, ein anderer Theil lief bliß-ſchnell, die Hand vor die Augen haltend, vorüber,— eine offenbare Wiederhohlung des erſten Traums! Seine Seele dachte gewiß auch im Traume daran, ob jene alle jenſeit des Grabes glücklich ſeyn würden, und ſein erſter Traum mußte ihn auf die Idee bringen, daß ſie es nicht alle ſeyn könnten. Er ſah ſie in der nehmlichen Stellung, wie die erſtern, die Hand vor dem Auge, und dieſer Theil ſeines Traums mußte ihm denn freilich ſchrecklich vorkommen, weil er ihn für eine Revelation über den unſeeligen Zuſtand ſeiner verſtorbenen Freunde zu halten ſchien. Ganz mag er auch das Lied nebſt ſeiner Compoſition wohl nicht ſo geträumt haben, wie es gedruckt iſt, wenigſtens hat es im Wachen erſt ſeine Feile erhalten.

P.

4.

Stärke der Einbildungskraft.

Vor einigen Jahren waren zu . . . in Weſtphalen mehrere Prediger auf einem Convent zuſammengekommen. Einer von ihnen verließ einige Minuten die Geſellſchaft, um vor ſich im Stillen über etwas nachzudenken, und wählte dazu eine naheliegende

gende Allee, in welcher ihn seine Confraters bedächtig auf- und niedergehen sahen. Einer unter ihnen ein lustiger Kopf, beschloß einen Spaß mit ihm zu machen, welchen er auch sogleich ausführte, und der darin bestand, daß er sich hinter ein Gesträuch an der Allee versteckte, und wie jener vorbei kam, ihm mit einer dumpfen Stimme zurief: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! Der Wanderer ging vorüber, ohnmerklich erschrocken zu scheinen. Er kehrte um, und die hohle Stimme des Spaßmachers ließ sich noch einmahl hören, und endlich zum drittenmahle. Es ist gut, antwortete der auf- und niedergehende Prediger, als ihm jener Ton noch einmahl entgegenkam, den er bei einer dreimahligen Wiederhohlung endlich für eine würkliche göttliche Stimme, und für ein deutliches Omen seines nahe bevorstehenden Todes betrachtete.

Er kam in die Predigergesellschaft merklich verändert zurück. Sein Gesicht war leichenblaß, er sprach nicht mehr, und schien äußerst bedächtig zu seyn. Die Gesellschaft erkundigte sich nach der Ursache seines jetzigen finstern in sich gekehrten Betragens, und erfuhr von ihm zum größten Erstaunen, daß sein Ende nahe sei, weil er eine außerordentliche Stimme darüber vernommen habe. Seine Collegen fingen laut zu lachen an, verwiesen ihm seine Leichtgläubigkeit, und entdeckten ihm den ganzen Handel. Allein — vergebens. Der Prediger glaubte nun einmahl, daß jene Stimme vom Himmel

mel gekommen sey. — Man machte die ihm vorgesprochenen Worte genau nach, nannte ihm die Zeit, den Mann, der mit ihm seinen Scherz getrieben habe; alles half nichts. Der Prediger hielt alles dieß für erfundene Kunstgriffe, ihn von seiner Meinung zu befreien, blieb dabei, daß er gewiß bald sterben werde, —— und wurde in kurzer Zeit auch würklich ein Opfer seiner Einbildung *).

St——

*) Ich glaube, daß man in der That mit solchen Späßen, dergleichen man dem Prediger spielte, äußerst behutsam verfahren müsse. Unsere einmahl verschrobene Phantasie nimmt selten Vernunftgründe an, womit man sie heilen will; und man weiß, zu welchen Ausschweifungen sie vornehmlich Hypochondristen verführen kann.

Man hat sehr viele Beispiele, daß Leute blos dadurch sich ihren Tod zugezogen haben, weil sie ihn sich einbildeten. Sie glaubten irgend eine Ahndung, einen Traum davon gehabt zu haben. Noch vor wenigen Jahren starb hier in Braunschweig ein Prediger, wahrscheinlich an eben einer solchen Phantasie. Er kündigte mehrere Jahre vorher seinen Freunden seinen Tod an, ob er gleich ganz gesund war, hielt einige Zeit vorher öffentlich eine Abschiedsrede an seine Gemeine, und starb endlich würklich um die vorhergesagte Zeit. Von diesem Vorfall werde ich in einem der nächstfolgenden Stücke mehrere Nachricht geben.

D. H

5. Fort-

5.

Fortsetzung der Fragmente aus dem Tagebuche des verstorbenen R...

(S. Moritz Magaz. 4ter B. 3tes S. 33, fgg.)

Daß ich von einem Laster zurückkam, welches meinen Körper sowohl als meinen Geist zerrüttete, dies hatte ich großentheils meiner verlangten bessern Einsicht von der Natur und Folgen des Lasters und aufgeklärtern Begriffen von Tugend und Religion zu verdanken. Doch kann ich nicht läugnen, daß hiezu auch Liebe zu einem Mädchen das Ihre beitrug. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mädchen, das ich öfters zu sehen Gelegenheit hatte, und das mich Neuling in der Liebe durch ihre Reitze ganz einnahm. Ich hatte sie nie gesprochen, aber ihre sanften Züge schienen mir Unschuld der Sitten, zartes Gefühl für Tugend, Sanftmuth der Seele zu verrathen. Ich schuf mir nach meinem Gutbefinden, und so wie es mein Interesse foderte, ein Ideal meiner Einbildungskraft, und diesem gab ich des Mädchens Namen. So oft ich bei Ihrem Hause vorüberging, machte ich, wenn sie am Fenster stand, eine Verbeugung, und wenn sie diese etwas höflich erwiederte, glaubte ich schon darin ihre Liebe, ihre Sympathie mit mir, ihr Schmachten nach mir zu lesen. Kurz, ich bildete mir ein, ihr Herz müßte gerade so stark für mich, als das meinige für sie, schlagen.

Zu furchtsam mich ihr zu entdecken, dachte ich weiter nicht auf Gelegenheit sie näher kennen zu lernen, sondern lebte der Zuversicht, für einander geschaffne Seelen fänden sich schon von selbst. Indeß sprach ich mit ihr auf meinen einsamen Spaziergängen, ohne sie bei mir zu haben, ich schrieb Briefe an sie, ohne sie abzuschicken, setzte meine Empfindungen auf, die mir beim Spazierengehen einfielen, und zerriß sie wieder. Kurz, ich liebte einen Schatten, ein Bild, das sich meine Einbildungskraft mit allen Farben der weiblichen Tugend, nach meinem damaligen freilich sehr eingeschränkten Begriffen davon, ausmahlte. Ich verließ das Gymnasium und die Stadt, ohne den Gegenstand meiner Liebe gesprochen zu haben. Ich hatte doch den Vortheil von meiner Leidenschaft für dieses Mädchen, daß meine Triebe eine andre Richtung bekamen, daß mir mein voriges Laster immer abscheulicher wurde; denn um ihr zu gefallen, lebte ich so ordentlich, daß ich glaubte, ihr vor jedem meiner Gedanken und Handlungen Rechenschaft geben zu müssen. Sie war also in allem Betracht mit eine Ursache zu meiner Genesung, ich wurde dadurch wieder ein Mensch, und zwar ein vernünftiger Mensch. Jene Empfindungen der Theilnahme an der menschlichen Gesellschaft wachten in mir wieder auf, und machten mich mehr als bisher gesellig.

Ich bezog die Universität, und mit dieser Veränderung meiner Lage änderte sich denn auch meine

ganze

ganze Denkungsart. Die schwachen Spuren der vormaligen Leidenschaft wurden durch die Zeit ausgetilgt, und ich lag die ganze Zeit meiner akademischen Laufbahn den Studien ob, ohne je wieder in Versuchung zu kommen, mich zu verlieben. Aber die Liebe war deswegen nicht aus dem Herzen des Jünglings entflohen, die vorigen Triebe schlummerten blos eine Zeitlang, und wurden durch andre entgegengesetzte stärkere geschwächt und zurückgehalten. Es war einer Stunde oder vielmehr einem Augenblick vorbehalten, meine Leidenschaft wieder anzufachen.

Ich kam, nachdem ich ausstudirt hatte, zu dem würdigen Mann in Condition, der mich auf Schulen und Universitäten von Zeit zu Zeit mit Geld unterstützt hatte. Hier fing ich erst wieder an meines Lebens recht froh zu werden, hier erhub sich der Geist wieder einigermaßen, der bisher von der Armuth und Sorgen, mit denen er unaufhörlich zu kämpfen hatte, darniedergedrückt worden war. Ich hatte einen Winter bei ihm und seiner Familie — den ersten meines Lebens, den ich ohne Harm und Kummer verlebte — zugebracht. Die Ankunft des Frühlings, dessen Schönheiten ich aus natürlichen Gründen noch nie so wie itzt empfunden hatte, und ein benachbartes ländliches Fest riefen uns nach L . . . Wir zogen alle, Alt und Jung, dahin, und freuten uns unterwegs der Natur und ihrer Herrlichkeit. Die Alten giengen Hand in

Hand, und die Kleinen hüpften froh um uns herum, und sprangen über Berg und Thal. Nur ich hatte ganz andre Empfindungen, als jene. Ich ward still und traurig, aber so, daß ich himmlische Wonne in dieser traurigen Stimmung genoß. Ich hätte gleich, ohne zu wissen warum, weinen mögen, mußte aber die Thränen unterdrücken. Ich fand ein Sehnen in meinem Herzen, ein Verlangen, das ich mir nicht zu nennen wußte. Es war eine Zeit der Empfindung, die uns, glaub ich, nur einmahl in unserm Leben zu Theil wird. Man ist so ganz der gefühlvolle Jüngling, ist so ganz von unaussprechlichen Gefühlen durchdrungen, daß nichts seeligers gedacht werden kann, es ist einem so wohl und so weh, so weh und so wohl! Dies war jetzt mein Zustand, als ich durch eine plötzliche Erscheinung aus meinem Traume erwachte. Wir waren während, daß ich der Gesellschaft nachging, bis ans Ende des kleinen Wäldchens gekommen, an dessen Ausgang wir in ein Thal hinabsahen, das uns auf einmahl die reitzensten Scenen, die der Wald bisher vor unsern Augen verborgen hatte, darstellte. Schon sahen wir das kleine, aber niedliche Landhaus, das uns heut beherbergen sollte, und bald darauf erblickten wir von weitem die Familie jenes Hauses, die uns entgegen kam. Ein alter ehrwürdiger Greiß, seine Frau, und eine Muhme, die sich bei den kinderlosen Alten aufhielt, und die einzige Freude ihres Alters war, empfingen uns. Deutscher

Bieder-

Biedersinn, Rechtschaffenheit, Vertraulichkeit und glückliche Einfalt der Sitten zeichneten diese würdige Familie aus. Schon im voraus kam ich durch die Schö. .eit der lachenden Gegend, deren Bewohner ich mir nicht anders als καλοὺς καὶ ἀγαθοὺς denken konnte, mit dem besten Vorurtheil hieher, und meine Erwartung ward nicht getäuscht. Ob das Mädchen, liebevoll, sanft und blühend wie die ganze Natur, Eindruck auf mich machte? Meine Seele war durch die Scenen dieses Tages schon so sehr zu sanften Empfindungen gestimmt, daß es nur dieses Gegenstandes bedurfte, um mich auf einmahl zum feurigsten Liebhaber zu machen. Diese Liebe war unschuldig, und machte in der Folge das Glück meines Lebens.

6.

Einzelne psychologische Beobachtungen und Bemerkungen, zu weiterm Nachdenken aufgesetzt.

Jemehr unsere Leidenschaften aufgebracht sind, destomehr gefällt es uns, wenn sie andere billigen. Auffallend ist diese Bemerkung vornehmlich bei dem Zornigen. Der ist uns alsdenn besonders willkommen, weicher uns Recht giebt, und wir können

durch einen Zuwink, den wir erhalten, leicht zu Freunden des unſern Zorn billigenden gemacht werden. Weil unſere Eitelkeit gemeiniglich mit bei unſerm Zorne intereſſirt iſt, und weil wir nicht ſelten uns mitten in unſerer Hitze etwas zu vergeben glauben; ſo muß es uns allerdings ſehr angenehm ſeyn, wenn ein Anderer unſere Parthie nimmt, und uns vor den ahnenden Gedanken ſichert, als ob wir in den Augen Anderer durch unſern aufgebrachten Muth verlieren würden.

Unſer Zorn nimmt gemeiniglich in dem Maße zu, als der andere, den er betrift, kaltblütig und gleichgültig bleibt. Dies kommt wahrſcheinlich daher, weil wir dadurch von ihm überwunden zu werden fürchten, weil jener uns zu verachten ſcheint, und weil überhaupt jede Gleichgültigkeit gegen unſre Leidenſchaften etwas Unausſtehliches für uns hat.

Viele Leute, die ſonſt eben nicht ſehr geſprächig und lebhaft ſind, oder ſich darin einzuſchränken wiſſen, wenn ſie in eine Geſellſchaft kommen, werden von einer ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Sprachſeligkeit überraſcht, wenn ſie das erſtemahl in ein fremdes Haus introducirt werden. Ihre Zunge läßt die Anweſenden nicht zu Worte kommen, und nicht ſelten wird der angeſtrengtere Ton ihrer Stimme jenen ſehr läſtig, ohne daß dieſe es merken. Die Neuheit der Gegenſtände kann viel

zu

zu jener Lebhaftigkeit beitragen; allein, ich erkläre sie mir mehr aus einer versteckten Neigung gefallen und unterhalten zu wollen.

Es giebt wenige Menschen, — das delikate weibliche Geschlecht nicht ausgenommen, wenn es gleich oft eine äußere Schamhaftigkeit affektirt, — welche nicht an verschiedenen schmutzigen Ausdrücken einen, — wenigstens heimlichen Gefallen haben sollten. Der Witz der Kinder fängt sich hieran gemeiniglich zu üben an, und ich habe manchen hochgelahrten Mann gekannt, welcher darin Meister war; sonderlich wenn die Tafel — zu Ende ging. Aber woher jene geheime Neigung des Menschen zu schmutzigen Ausdrücken? Man muß mehrere physische und moralische, — oder besser, unmoralische Ursachen zusammennehmen. Oft kann uns schon die lächerliche Aufmerksamkeit Anderer, die gleich aufhorchen, sobald etwas Schmutziges gesagt werden soll, dazu anreitzen; noch öfter aber liegt der Grund der Anreitzung in dem Lächerlichen, welches ein schmutziges Wort, ein schmutziger Gedanke in sich schließt, obgleich der Grund des lächerlichen nicht immer nach psychologischen Regeln angegeben werden kann. Manchmahl kann uns auch das lästige Gefühl eines Verbots, wovon wir uns so gern befreien, zu jenen Ausdrücken leicht verführen.

Die D. G., ein Weib von sehr lebhaftem Geiste und ausgebildeten Verstande, kann sich keinen ihrer entfernten Freunde vorstellen, wenigstens ist nur ein äußerst dunkles Bild von ihnen in ihrer Seele vorhanden; lebhafter und viel deutlicher hingegen kann sie sich Leute vorstellen, welche ihr vollkommen gleichgültig sind, auch nur von diesen, und nicht von jenen, pflegt sie zu träumen.

Es ist uns oft im Traume schlechterdings nicht möglich eine angefangene Handlung zu Ende zu bringen, die doch sonst ohne alle Schwierigkeit zu seyn scheint. Es quält uns, daß wir zaudern möchten, wir entdecken keine Ursache davon, und doch scheinen uns, vermöge eines dunkeln Gefühls, eine Menge Hindernisse im Wege zu liegen. Man will auf die Kanzel steigen; aber in dem Augenblick sehen wir, daß wir noch keine Beinkleider anhaben; man will das vorzulesende Evangelium suchen; — allein es ist nirgends zu finden; man will ein Thema wählen — aber es will uns keins einfallen. So findet der Verliebte oft in der Gegenwart seines Mädchens unübersteigliche Hindernisse, sie zu umarmen, die ihm im Wachen nimmermehr einfallen würden. Warum scheint hier das Handlungssystem der menschlichen Seele zu stocken, einen heterogenen Gang zu nehmen, warum handelt sie nicht so, wie sie auf die natürlichste Weise im Wachen han-

handeln würde, wenn alle Umstände so wie im Traume gereihet und gestellt wären? Es lassen sich gewiß hievon mehrere psychologische Gründe angeben, und vielleicht wäre es besser, jeden einzelnen Fall einzeln, als nach allgemeinen Regeln zu beurtheilen. Der vornehmste Grund hievon, so wie überhaupt aller Bilder und Handlungen, die uns im Traume vorkommen, liegt in der Stärke einer unwillkürlichen Ideenassociation. Wir werden alle Augenblicke zu **Nebenbildern** unserer Phantasie hingerissen, und selten geschieht eine Handlung im Traume, die einige Weile erfodert, nach ihrer ganzen natürlichen Folge, die sie im Wachen haben würde. Oft kann aber auch gerade eine gewisse **Mittelidee** fehlen, ohne welche in der Handlung des Träumenden nothwendig eine Lücke entstehen muß, wodurch die natürliche Folge der Handlung unterbrochen wird, die wir im Wachen, weil uns jene **Mittelidee gegenwärtig** war, richtiger beobachten würden. Sollte nicht auch bisweilen ein dunkles Gefühl des Träumenden, daß sein Körper **ruhet**, nicht den völligen Entwickelungen seiner Plane hinderlich seyn?

Daß die menschliche Seele oft an ihrem eigenen Kummer einen Gefallen findet, ihn lieber zu haben, als nicht zu haben wünscht,

lehrt die tägliche Erfahrung. Aber wie ist dieses Phänomen zu erklären, da wir sonst natürlicherweise nichts wollen, als was uns Vergnügen macht? — sollte es nach Homer würklich Triebe zu Handlungen in uns geben, die vom Vergnügen oder Mißvergnügen gänzlich unabhängig sind? — Ich glaube nicht. Unsere Seele befindet sich, wenn sie einen Gefallen an ihrem eigenen Leiden findet, in dem Zustande gemischter Empfindungen. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, ihren Begriffen, die sie von Duldung, und vornehmlich von der Wichtigkeit des Gegenstandes hat, um dessentwillen sie leidet; auch das dunkle Gefühl, wie wohl ihr seyn wird, wenn ihre Leiden sich endigen werden, Zurückerinnerung, wie wohl ihr dabei schon mehrmahls zu Muthe gewesen ist, kann es verursachen, daß sie den Kummer haben will. Man setze: in diesem gewünschten Empfindungszustande wären die angenehmen mit dem würklichen Schmerzensgefühl verbundenen Vorstellungen a + b + c + d. u. s. w., und diese würkten mit einer Lebhaftigkeit = A auf die Seele; die unangenehmen Ideen wären aber entweder kleiner als a + b + c + d, oder ihre Lebhaftigkeit und Stärke = B wäre kleiner als A, so wird zwar die Seele immer noch ein starkes

Gefühl

Gefühl dieſer unangenehmen Ideen behalten; aber ſie wird ſie nicht wegwünſchen, weil ſie mit a + b + c + d der angenehmern und mit der Lebhaftigkeit A verbunden ſind. Iſt der Fall umgekehrt, ſo iſts begreiflich, daß die Seele ſich auf die andre Seite neigen und ihren Kummer nicht länger wünſchen wird. Man leſe hierüber da nach, was Feder in ſeinen Unterſuchungen über den menſchlichen Willen 1 Th. pag. 466 ſq. mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Beobachtungsgabe geſagt hat.

Zur

Zur Seelenzeichenkunde.

— A — J — K — Bekenntniſſe.

Ich glaube, daß viele Leſer des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde in dieſen Bekenntniſſen frappante Züge ihres eigenen Herzens antreffen werden. Sie ſind mit gewiſſenhafter Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe geſchrieben, und rühren von einem aufgeklärten Manne her, den ich aber nicht nennen darf, weil er ſichs ausdrücklich verbeten hat; — errathen wird ihn gewiß niemand.

Aufſätze dieſer Art, welche den Menſchen mehr im geſunden Zuſtande ſeines Denkens und Wollens darſtellen, uns nicht blos gewöhnliche Seelenkrankheiten ſchildern, woraus bisher ſo wenig erhebliche Reſultate für die Pſychologie in unſerm Magazin gezogen werden konnten, ſollen uns künftig beſonders willkommen ſeyn.

Wenn in jenen Krankheitsgeſchichten der menſchlichen Seele nicht zugleich ihre eigenthümliche auf die Natur unſerer Vorſtellungen gegründete Heilart mit angegeben wurde, wenn man dabei nicht aufmerkſam auf den würklichen Urſprung, auf die Analogie, auf den ſonderbaren Zuſam-

Zuſammenhang dieſer und jener ſtätigen oder unterbrochenen Ideenreiche eines Wahnſinnigen oder andern Seelenkranken war, woraus gewiſſe neue oder noch nicht genug ins Licht geſtellte pſychologiſche Wahrheiten erlernt werden konnten; kurz, wenn ſie nicht mit dem philoſophiſchen Geiſte geſchrieben waren, mit welchen uns der Herr Hofrath Marcus Herz ſeine ſonderbare Krankheitsgeſchichte im zweiten Stück des erſten Bandes der Erfahrungsſeelenkunde, Seite 44 u. ſ. w. geſchildert hat; ſo konnten ſie wohl für die Wiſſenſchaft nicht von großem Nutzen ſeyn. — — — Doch hier ſind die Bekenntniſſe. P.

Eine meiner Hauptleidenſchaften, mit der ich zu kämpfen habe; — aber nicht gerne kämpfe, die mich oft unendlich glücklich, noch öfter aber unbeſchreiblich unglücklich macht, — iſt Ehrgeiz, Sucht nach Beifall, Eitelkeit.

Ich fühle in dem Augenblick ein unnennbar ſüßes Vergnügen, wenn man mich vorzieht, wenn ein angeſehener Mann mit mir in Geſellſchaft ſpricht, wenn man mich mit Aufmerkſamkeit anhört, wenn ein Zweiter, Dritter, Vierter meinen Behauptungen, (denen ich oft den Anſtrich des Paradoxen zu geben ſuche,) nachgiebt, nichts mehr darauf zu antworten weiß; wenn ich einem Andern einen Sieg der Vernunft über den Glauben abgewinnen kann; — ein inneres Gefühl von Denkkraft und

und Selbſtzufriedenheit, das ich keinem beſchreiben kann. Die ganze Welt wird ein Paradies um mich her, ich fühle mich zu allem Guten ſtark, ich könnte alles andere verläugnen, wenn nur jene meine ehrgeizige Leidenſchaft genährt und geſättigt werden kann; aber ich gerathe in eine demüthigende Kleinmuth, in einen unglücklichen Zwiſt zwiſchen natürlicher Menſchenliebe und Menſchenhaß, meine liebſten Freunde werden mir unerträglich, wenn man mich verkennt. Schon dadurch bin ich mehr als einmahl in eine innere Wuth gerathen, wenn keiner auf mich Acht gab, wenn ich meine Worte in den Wind ſprach, wenn die Geſellſchaft ſich um einen andern herumdrängte, ſeine Ausſprüche bewunderte, belachte, beklatſchte und mich gleichſam ganz vergaß. Oft hab ich mich dann in den entfernteſten Winkel der Stube geſetzt, und feſt beſchloſſen, die Menſchen auf immer zu fliehen; allein eben die Leidenſchaft, die mir dies eingab, trieb mich auch wieder zu ihnen hin, weil ich mir das Gefühl, ſich allein zu bewundern, bei allem meinen Ehrgeize für das armſeligſte Ding von der Welt hielt.

Ich ſchätze große Männer, erleuchtete Köpfe unendlich; aber ich kann ſie nie ohne Zwang meines Herzens loben, und noch unausſtehlicher wird mir oft das Lob, welches ihnen Andere ertheilen. Ich empfinde dabei nicht ſelten einen unwiderſtehlichen Ekel, der mich Stundenlang unglücklich macht; ich wünſche, daß der Lobredner mit ſammt ſeinem

Helden

Helden nicht existiren möge, ich habe manchem hochgerühmten Mann schon den Tod gewünscht, und habe die Nachrichten von seinen Krankheiten mit einer süßen heimlichen Freude angehört *).

Neid ist gemeiniglich, oder ich will lieber sagen, allemahl der Sohn einer heftigen unregelmäßigen Selbstliebe; es giebt und kann keinen Menschen geben, der von jener Leidenschaft ganz frei wäre, weil jeder Mensch einen Trieb zum Mehrhaben besitzt, und doch kann ich betheuren, daß ich keinen Menschen beneide, welcher auf eine andere Art, als durch Gelehrsamkeit mehr als ich ist. Reichthum, glänzende Bequemlichkeit, sinnlicher Genuß, äußere Pracht, hohe Ehrenstellen, schöne Weiber, — alle diese Dinge haben meinen Neid nie erregt; aber der Gedanke, daß Andere viel mehr als ich wissen, daß ich ihnen nicht nachkommen werde, daß mein Name unter der Menge der Ihrigen vielleicht ewig vergessen wird, liegt oft wie ein Gebürg auf meiner Seele, und verscheucht gleich einem boshaften Dämon die süßesten Freuden meines Lebens.

Von jener Leidenschaft des gelehrten Neides angespornt, mache ich mir oft ein heimliches Vergnügen, die Unvollkommenheiten und Schwächen in den angebeteten deutschen Dichtern und Prosaisten

*) Doch wahrscheinlich nur in finstern hypochondrischen Launen? P.

saisten aufzusuchen, und über sie im Stillen oder in Gegenwart eines Freundes ein unbarmherziges Gericht zu halten. Meine Critik trift vornehmlich die, welch sich — so mittelmäßig sie auch immer seyn mögen — sich (vielleicht durch ihre Mittelmäßigkeit allein) sehr berühmt gemacht haben. Es kostet mir Mühe und Ueberwindung, ihre Blößen nicht öffentlich aufzudecken, und ich kann mich im Voraus schon herzlich auf ein künftiges Zeitalter freuen, welches ihnen die Larve kühn vom Gesicht reißen, und sie der Geißel der Critik übergeben wird.

Gegen diejenigen Menschen, welche mich auf irgend eine Art vorzuziehen scheinen, fühle ich eine unbegränzte Zärtlichkeit meines Herzens. Ich könnte mich für sie ganz aufopfern, ganz für sie leben; meine Dankbarkeit gegen sie erwacht mit mir des Morgens, und ist mein letzter Abendgedanke; ich kann ihnen nichts abschlagen, sie beherrschen mich, und erst der Tod wird meiner unermüdeten Dienstfertigkeit gegen sie ein Ende machen. Wenn ich bisweilen unter dem Gebürge meiner Hypochondrie vergraben liege, wenn ich glaube, daß mich die ganze Welt verlassen und vergessen hat; so eile ich zu diesen mir so schätzbaren Menschen, und hohle bei ihnen Trost gegen den vielfältigen Kummer meines Herzens, den die Menschen so oft, ach so oft! wehe gethan haben. Ihr freundlicher Blick gießt neues Leben in meine Seele, — ich fühle mich

wieder

wieder beruhigt; — denn dieſe wenigſtens verachten mich doch nicht.

Hierin liegt eigentlich der pſychologiſche Grund meiner unauslöſchbaren Zuneigung gegen das andere nachgebendere Geſchlecht. Es hört mich aufmerkſamer an, es bleibt nicht, wie die kalten Männer, taub und ſtumm bei meinen Klagen, es widerſpricht mir nicht, wenigſtens nicht auf eine ſo rüde Art, wie jene, nicht mit der impoſanten Miene der Rechthaberei und des gelehrten Stolzes — ein Ding, wovor ich den allergrößten Abſcheu habe, — ſondern es giebt den meiſten meiner Gedanken Beifall, es ſcheint ſich zu freuen, wenn es mit mir auf eine ſchelmiſche oder auch ernſthafte Art über Gegenſtände der Unterſuchung ſtreiten kann. Daher auch meine Bereitwilligkeit, mich von ihm belehren zu laſſen, mein ſtarker Glaube an die Güte ſeines Herzens, und ſeine Tugend, (ob ich mich gleich hierin nicht ſelten betrogen habe,) und mein Bemühen — aus Dankbarkeit — mich in ſeine Launen zu ſchicken, was mir bei meinem Geſchlecht faſt unmöglich iſt. Nichts unterhält aber meine zärtliche Zuneigung gegen daſſelbe mehr, als der Umſtand, daß ich es nicht in Abſicht ſeiner Kenntniſſe beneide, daß ich es darin vielmehr weit zu übertreffen glaube; — aber das unausſtehlichſte Geſchöpf von allen unter der Sonne iſt mir ein Weib, welches eine tiefe Gelehrſamkeit affectirt. Eine Minute in ihrer Geſellſchaft wird mir zu einer langen

Ewigkeit; ich fühle mich dann oft geneigt über eine solche Unnatürliche laut zu spotten; aber mein Unwille fesselt meine Zunge, meine Begriffe verwirren sich, und ich muß mich entfernen.

Noch denke ich mit Schrecken an die Stunde, die ich einst mit einem solchen von Gelehrsamkeit strotzenden Weibe zubringen mußte. Sie rezensirte einen Pindarischen Hymnus, davon eine bekannte Uebersetzung erschienen war; sie sprach von dem Feuer des Poeten, von seiner Vers art, von dem grigischen Heldengesange wie ein Professor der morgenländischen Literatur mit einer so abscheulichen Selbstgnügsamkeit, daß ich alle Geduld verlor, und endlich — fortlief, so willkommen mir ein Gespräch über den Pindar mit einem gescheiten Manne gewesen wäre.

Ich habe schon verschiedene Widersprüche in meinem Character flüchtig berührt. So sehr es meinem Herzen schmeichelt, wenn ich von andern vorgezogen werde, so lieb ich die Menschen habe, die dieses thun; so unangenehm ist es mir, wenn man mich ins Gesicht lobt. Meine Verlegenheit dabei hat nicht selten seltsame Rollen gespielt, welche noch mehr dadurch veranlaßt wurden, daß ich nun auch dem andern etwas Schönes sagen wollte, welches mir erstaunlich schwer wird, wenn ich eine Mannsperson vor mir habe. Ich mag es unendlich lieber haben, wenn ich durch den dritten, vierten Mann ganz von ohngefähr erfahre, daß von mir

auf

auf eine mir rühmliche Art die Rede gewesen ist, als wenn man mich gerade ins Gesicht lobt; oft bin ich mißtrauisch dabei, ob auch das Lob Wahrheit und nicht Ironie ist; noch öfter glaube ich, daß mein Lobredner mich nicht genug beurtheilen könne, sein Lob thut mir also gewissermaßen nicht Genugthuung, und ich wünschte lieber, daß er ganz geschwiegen hätte.

Noch sonderbarer ist mir aber die Erscheinung in meinem Character vorgekommen, daß ich nicht selten eine Neigung über mich selbst zu spotten empfunden habe. Es sollte mir nicht die mindeste Ueberwindung kosten, die beißenste Satyre auf mich zu machen; aber ich halte dieß doch selbst wieder für Stolz. Es gefällt mir nehmlich, daß ich dadurch einiges Aufsehen, einige Bewunderung über meine seltsame Laune erregen könnte, nicht zu gedenken, daß uns das Lächerliche an uns oft selbst gefällt, und daß ich von Jugend auf die unglückliche Neigung gehabt habe, an jeder Person zuerst das Lächerliche aufzusuchen; — eine Neigung, welche man ja so früh als möglich bei jungen Leuten schwächen sollte, wenn man sie nicht ganz tödten kann.

Ich habe mein Lebtage wenig Freunde im eigentlichen Sinne des Worts gehabt, es ist mir immer nicht sehr natürlich vorgekommen, mehrere Menschen würklich zu lieben, und ich habe diejenigen oft für halb verrückt gehalten, welche jedem ihrer zahlreichen Freunde mit einer Inbrunst um den

Hals fallen können, als wenn sie ihr Mädchen umarmten; ich habe sogar diesen Enthusiasten nie recht getrauet, und sie mir so viel als möglich vom Leibe gehalten. — -- — Aber die wenigen Freunde meines Lebens habe ich unaussprechlich geliebt. Einige deren sind schon in eine glücklichere Welt hinübergegangen, meine Seele weint noch um sie, und wird ewig um sie weinen, wenn ich sie nimmer wiederfinden sollte. Ihr Tod hat mich auf die Unsterblichkeit der menschlichen Seele wieder sehr aufmerksam gemacht; eine Lehre, deren Gewißheit ich für die spekulative Philosophie einmahl beinahe völlig aufgegeben hatte, — selbst der Meister in der Kunst, abstracte Wahrheiten auf die liebenswürdigste Art zu versinnlichen, Mendelssohn, schien mir falsche Schlüsse aus noch nicht ganz bewiesenen Theoremen gezogen zu haben.

Die Briefe jener Seeligen sind mir noch jetzt ein sehr werthes und liebes Heiligthum; ich kann sie nie sehen, ohne zu weinen, ich schöpfe aus ihnen Trost gegen meine Leiden, und Belehrung zu meinen Geschäften; eine unbeschreiblich süße Wehmuth überrascht mich dann oft, meine Phantasie führt mich auf ihren Fittigen in eine idealische Welt der Vollkommenheit hinüber, wo ich meine Freunde in dem Schooße eines unaussprechlichen Glückes wiederfinde, und unter ihrer Anführung das Universum durchwandle. —

Bis

Bis in mein vierundzwanzigſtes Jahr wurde ich von einer Leidenſchaft gefoltert, die — ein Jeder kennt, bei welcher aber tauſend weniger furchtſam ſind, als ich es war, — von der Liebe. Nach dieſer Zeit habe ich faſt nichts mehr von ihren Stürmen empfunden, obgleich nicht die mindeſte Veränderung in meiner Geſundheit vorgegangen war, ich auch gewiß nicht die Urſache davon, wie Cordan (in vita propria) in der Conſtellation der Planeten ſuchen konnte, — kurz, ich wurde auf einmahl gegen die Liebe kalt, und mich intereſſirte nichts weniger in der Welt als ein — Weib.

Nie iſt mir bei aller Lebhaftigkeit meines Temperaments und bei einem nicht geringen Maße von Phantaſie der Gedanke eingefallen, ein Mädchen unglücklich zu machen, ob mir gleich dazu oft die Gelegenheiten nahe gelegt wurden. Ich geſtehe, daß es bei mir nichtsweniger als ein hoher Grad des moraliſchen Gefühls oder Religion war, welche mich davon abhielt; — dieſe Bewegungsgründe haben ſelten ſtark auf mich in meiner Jugend gewürkt; aber meine Furchtſamkeit, verbunden mit einem erſtaunlich zärtlichen Gefühl des Mitleids gegen gefallene Mädchen, iſt der Wächter meiner Tugend geweſen. Selbſt die freiwilligen und verachtungswürdigen Schlachtopfer unſerer Sinnlichkeit ſind für mich ein Gegenſtand meines herzlichen Mitleids, — und ich denke noch mit Schrecken meiner Seele an ein ſolches Mädchen, welches in

einem Gasthause einer Anzahl Studenten gleich einer Bachantin mit den wollüstigsten Stellungen in die Arme lief, sich auf ihren Schoos setzte, und endlich mit ihnen verschwand. Es hätte mir wer weiß wie viel geboten werden können, ich wäre nicht mitgegangen. Lange Zeit beschäftigte ich mich einst mit einem statistischen Plane, wie alle Mädchen im Lande, um den Ausschweifungen der Jugend Einhalt zu thun, ehrlich verheurathet werden könnten; — allein mein armer Plan war nichts, als — Ideal.

Man sagt, daß Sprödigkeit ein probates Mittel sei, wodurch unsere Schönen nicht selten männliche Herzen zu fesseln wüßten, — und ihr Betragen scheint sich auf den psychologischen Grundsatz zu beziehen, daß das, was uns schwer gemacht wird, unser Verlangen dennoch nur destomehr reitzt; — allein nie hat Sprödigkeit eines Frauenzimmers obige Würkung, sondern vielmehr das Gegentheil bei mir hervorgebracht. Ich werde gegen keinen Menschen mehr in Harnisch gebracht, als gegen ein sprödes Mädchen, ich habe dabei oft die Gesetze der Höflichkeit übertreten, und habe mich lieber mit einem alten Weibe unterhalten, als jene Närrinn meiner Unterredung zu würdigen. Ich habe daher auch immer gegen verheurathete Frauenzimmer eine stärkere Zuneigung als gegen Mädchen empfunden, weil jene gemeiniglich das zippe und spröde Wesen abgelegt haben, was diesem so oft eigen

gen ist. — Doch hievon noch viel Besonderes im Folgenden.

Religion und Christenthum ist mir auf keine angenehme Art vorgetragen werden, ich mußte ein theologisches Compendium (voll Unsinn) auswendig lernen, mußte des Abends mit meiner Mutter und meinen Geschwistern lange Tischlieder singen, und nichts war daher natürlicher, als daß mir, wie den meisten jungen Leuten, die Religion bis in mein zwanzigstes Jahr ein völlig gleichgültiges Ding war. Hier sind einige Data, wie ich nach und nach darüber zu denken anfing, und welche Wendung meine Religionsbegriffe annahmen.

Mein Vater war ein Mann von vielen theologischen und philologischen Kenntnissen; aber zugleich ein Feind aller Neuerungen in der Religion — nicht grade deswegen, weil er die Bemühungen der neuern Gottesgelehrten, die Religionswahrheiten durch Philosophie und Critik aufzuklären verachtete, sondern weil er glaubte, daß dadurch bei schwachen Leuten dem Unglauben ein neuer Weg eröfnet würde. Bis in mein achtzehntes Jahr glaubte ich alles, was mein Vater glaubte, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich damahls gegen irgend einen Glaubensartikel einen Zweifel gehabt hätte, als gegen den von der Ewigkeit der Höllenstrafen, gegen welchen sich mein Gefühl der Menschlichkeit zu laut empörte.

Ich hatte noch nicht lange die Akademie bezogen, als ich eine kleine gelehrte Gesellschaft errichtete, worin über Gegenstände der Philosophie und Religion disputirt wurde. Mein Ehrgeiz spornte mich an, jedesmahl einen neuen, und wo möglich, ziemlich paradoxen Gegenstand zum Disputiren vorzuschlagen, worauf ich mich schon immer präparirt hatte; daher ich denn gemeiniglich den Sieg davon trug. Meine Disputirsucht nahm täglich zu, ich bemerkte bald in mir eine Neigung alles zu bestreiten. Das Aufsehn, das ich erregte, reizte mich noch mehr dazu, und nun saß ich ganze Stundenlang, und sann auf allerlei sophistische Einwürfe gegen gewisse einzelne Lehren der Offenbahrung, ob ich gleich an einer Offenbahrung überhaupt nicht zweifelte, nicht weil ich die Sache für demonstrativ gewiß hielt, sondern weil der Einfluß eines solchen Unterrichts aufs Wohl der Menschheit mir ausgemacht schien.

Meine Zweifelsucht wurde täglich größer, und ich fühlte ein gewisses angenehmes und ehrsüchtiges Vergnügen dabei, daß ich mich von einer Menge geglaubter Wahrheiten nicht überzeugen konnte, die meine Lehrer gar nicht bezweifelten.

Aber lange konnte mein Geist in diesem ungewissen Zustande der Zweifelsucht nicht ausdauren, zumahl da ich kein demonstratives System des Scepticismus in der philosophischen Litteratur vorfand, an das ich mich hätte halten können. Ich bemühete

bemühete mich daher, das wieder nach und nach aufzubauen, was ich bisher eingerissen hatte.

Nächst der Ueberzeugung von meiner eigenen Existenz, die mir durch den Beweis meines Bewustseyns vollkommen deutlich war, schien mir die von dem Daseyn einer ersten Ursache aller Dinge unumstößlich gewiß zu seyn; allein es war mir durchaus nicht möglich, Gott und die Welt in Absicht auf Zeit und Raum von einander zu trennen. Wenn ich gleich beide nicht in Absicht ihrer individuellen Eigenschaften mit einander verwechselte; so hielt ich sie doch für zwei von einander abhangende Begriffe. Gott und die Welt waren nach meiner Meinung gleich ausgedehnt, gleich ewig, und Gott die Seele der letztern, deren Denkkräfte sich ohngefähr so in die Materie, wie die der menschlichen Seele in den Körper ergößen. Ich war auf alle diese Ideen durch eigenes Nachdenken gekommen. Ich hatte damahls noch nichts von Plato, Timäus Locrus und Spinoza gelesen. — Die Vernunft war mir jetzt das einzige Principium aller Erkenntniß und Wahrheit geworden — — — — — — — — — — — — — Hier müssen wir verschiedene freie Religionsideen des Verfassers der Schwachdenkenden wegen unterdrücken, so lehrreich sie auch für den unbefangenen Denker seyn würden.

Nichts hat meine Phantasie mehr in Bewegung gesetzt, als die mannigfaltigen Hypothesen von der Beschaffenheit eines zukünftigen Lebens. In mei-

ner frühesten Jugend hatten schon die Beschreibungen meiner Mutter von den prächtigen, sonnenhellen Kleidern der Seeligen, von ihren Hallelujagesängen, ihren goldenen Kronen und Harfen für mich einen unbeschreiblichen Reiz, und ich beneidete sie oft, wenn sie mir ihre öftern Träume von der Herrlichkeit des Heilandes auf einem Regenbogen, vom jüngsten Gericht u. s. w. erzählte, und ich wünschte nichts mehr, als einmahl einen solchen Traum zu haben.

Als ich älter geworden war, verschwanden zwar nach und nach diese schönen Bilder; aber die Lehre von der Seelenwanderung trat in ihre Stelle, worauf ich zuerst durch eine Erzählung von den Verwandlungen der Menschen in ihnen gleichartige Thiere gebracht wurde. Es war mir immer sonderbar vorgekommen, daß die menschliche Seele nach ihrem Abschiede von dem Körper so grade zu in den Himmelsraum hineinflattern, oder, welches mir noch schwieriger schien, in Abrahams Schoos getragen werden sollte, und ich war daher höchst erfreut, da ich in der Lehre von der Seelenwanderung doch wieder einen Körper vor mir hatte, wo sie hineingesteckt werden konnte. Ich erinnere mich, daß ich hierüber nach und nach in eine Menge der albernsten Hypotheſen einer menschlichen Glückseligkeit in den Leibern der Thiere verfiel, und mir war es nicht unwahrscheinlich, daß wir auch in dieser Situation unsres Daseyns eine Menge der richtigsten Erfahrungs-

rungsbegriffe erhalten könnten, welche vielleicht in Zukunft in die größere Entwickelung unsrer geistigen Natur keinen geringen Einfluß haben dürften.

Diese Meinungen, welche noch jetzt für meine Einbildungskraft viel Anziehendes haben, brachten mich auf eine andere, daß wir nehmlich lange vor unsrer Geburt existirt haben könnten; und hier fand ich ein neues Feld von Vermuthungen vor mir, das mir ganz unabsehbar schien. Endlich folgerte ich daraus eine ewige Präexistenz meiner Seele, und wer war glücklicher als ich, da ich dadurch alle meine Zweifel über den ersten Ursprung der Menschen besiegt zu haben glaubte! Zweifel, die bei mir aber nachher desto stärker wurden, je mehr ich einsehen lernte, daß uns grade über diesen Punkt die Geschichte nichts sagen könne.

In meinem einundzwanzigsten Jahre fielen mir in dem Hause meines schwärmerischen Freundes zu — in Lavaters Aussichten in die Ewigkeit in die Hände. Ich habe nie ein Buch mit solchem Heißhunger verschlungen, als dieses, und ohnstreitig ist es auch wohl das beste, was aus dem glühenden Gehirne Lavaters hervorgekommen ist. Ich las es mehr als einmahl, ich glaubte, indem ich las, daß alles sehr ausgedacht und wahr seyn müsse; ich machte mir von der Schöpferkraft der Seeligen, von ihren Lichtkörpern, von der unendlichen Ausdehnbarkeit ihrer Seelen, und ihrer Zusammenziehung in einen Punkt, von ihrer Durchdringlichkeit,

und

und was Lavater mehr durch seine Einbildungskraft über sie ausgedacht hat, die erhabensten Begriffe; ich hatte Lavatern damahls so lieb, daß ich blos ihm zu Gefallen hätte ein Schwärmer werden können — aber Mendelssohns Phädon riß mich auf einmahl aus diesem Gebiete der Einbildungskraft heraus; sein Beweis von der Unsterblichkeit der Seele, der mich zwar nicht ganz überzeugte, brachte mich auf die Gedanken, daß wir nach unserm Tode wohl schwerlich gleich so vollkommen seyn dürften, als wie wir es uns gemeiniglich einbilden, und daß unser dortiges Glück, unsere neuen Fortschritte, doch vornehmlich von unserer Selbstanstrengung, wie hier auf der Erde, abhängen müßten.

Eben so gewiß kam es mir nun auch vor, daß ein vollkommner Zustand des Glücks für ein endliches Geschöpf etwas Unnatürliches und moralisch-Unmögliches sey, und daß wir nach unserm Tode vermöge der Natur unsres Geistes nach mancherlei Schmerzen und Leidensgefühlen, selbst zur Beförderung unsrer Fortschritte im Guten, unterworfen seyn würden.

Gegen den Gedanken, daß wir einmahl unsere Freunde wiedersehen würden, fiel mir damahl nicht der geringste Zweifel ein, und mein Glaube daran wurde durch eine der liebenswürdigsten Weiber unterhalten, die ich je habe kennen lernen. Diese schätzbare Frau, welche ewig vor meinen Augen

als

als das ſchönſte und erhabenſte Muſter der weibli-
chen Tugend ſtehen wird, die ich nie zu lieben auf-
hören werde, ob wir gleich weit von einander ge-
trennt ſind, und vielleicht nie in dieſem Leben einan-
der wiederſehen dürften, war es, die mich vor-
nehmlich auf eine künftige Wiedervereinigung mit
meinen Freunden aufmerkſam machte.

Die Unterhaltungen mit dieſem himmliſchen
Weibe über Tod und Ewigkeit rechne ich zu den
glücklichſten Augenblicken meines Lebens, — und
ihr, ihr habe ich einen ſehr großen Theil meiner
moraliſchen Bildung zu danken. Meine Gemüths-
lage, mein Character war verſtimmt, als ich die
Akademie verließ, ich ſchied von ihr mit einer Menge
reuiger Empfindungen, daß ich ſo viele Stunden
meines akademiſchen Lebens müßig zugebracht, und
viel viel Zeit mit den armſeligen Tändeleien der Liebe
verſchwendet hatte. Mein erſter Gedanke, als ich
auf den Poſtwagen ſtieg, war ein ernſter und ge-
ſetzter Mann zu werden. Wie ein Traum lag die
ganze Folge meines Studentenlebens jetzt vor mei-
nen Augen; ich kam mir als ein ſehr verächtlicher
Menſch vor; ich zweifelte, ob ich meinem neuen
Amte gewachſen ſeyn würde; ich bedurfte ſehr viele
Ermunterungen, um nicht zu verzweifeln, — und
ich fand ſie in dem Umgange mit jenem edeln Weibe.
Tauſend weibliche Geſtalten hatten ſchon ſonſt in
mir zärtliche Gefühle hervorgebracht; aber noch nie
hatte ich das Herzliche, Innige, Erhebende und
Große

Große in meinen Zuneigungen, als jetzt empfunden. Die Frauenzimmer, die ich sonst geliebt hatte, verschwanden aus meiner Seele gleich schwachen Sternen vor dem aufgehenden Lichte des Vollmonds. Sie stand in allen meinen Arbeiten mir vor den Augen, ich hätte um alles in der Welt damahls nichts Böses thun können, um nicht die Freundschaft dieser himmlischen Seele zu verlieren. Meine Liebe machte mich stark gegen jede Verführung der Jugend, und es wäre mir unmöglich gewesen, ein einziges unbescheidenes Wort in ihrer Gesellschaft zu sagen, da sie ein unbegränztes Zutrauen in meine Tugend setzte. So viel auch von Vielen über die sogenannte platonische Liebe gespottet wird, so sehr ich sonst selbst darüber gewitzelt hatte; so geistig war doch jetzt würklich das Gefühl meiner wärmsten Zuneigung gegen die junge Witwe. Ich brachte manchen Abend mit ihr in ihrem Zimmer, oder auf einsamen Promenaden ganz allein zu; aber ich kann mir nicht erinnern, daß ich eine einzige unerlaubte Empfindung gegen sie gehabt hätte. Sie war ein würklich frommes Weib — und ich wurde es in ihrer Gesellschaft auch. Unsere Phantasie nahm ihren Flug gemeiniglich bei unsern vertrauten Gesprächen zum Himmel, und ich wäre der glücklichste Mensch auf der Erde gewesen, wenn sie immer die Führerinn meines Lebens hätte seyn können. Ich trennte mich mit unnennbaren Schmerzen von ihr,

und

und ich glaub, daß ich ſie dereinſt gewiß in einer andern Welt antreffen werde.

Ich halte es für eine Schwäche meiner Seele, daß ich gegen meine Freunde eine zu leichte Nachgiebigkeit und Geſchmeidigkeit beſitze, mich nach ihnen zu accommodiren. Ich nehme nach und nach gleichſam ganz ihre Perſon unwillkürlich an; ich bilde meinen Gang, meine Geberden, meine Stimme, meine Denkungsart ſehr leicht nach der ihrigen, — ſo unausſtehlich mir auf der andern Seite der Gedanke einer begangenen Nachäffung iſt. Meine Neigung, gefällig zu ſeyn, hat mich ſchon zu mancher Thorheit verleitet, mich in ſehr unangenehme Verlegenheiten geſetzt. — Ich kann ſchwerlich einem meiner Bekannten etwas abſchlagen, ich verſpreche, — und kann hinterher mein Verſprechen nicht halten; — ich verſprach, ob ich gleich ſchon in dieſem Augenblick einſahe, daß ich nicht würde Wort halten können. Ich habe daher oft von mir hören müſſen, daß ich ein leichtſinniger Menſch ſey, ob mir gleich in der Welt nichts Bittereres hätte geſagt werden können; ſchon das Wort Leichtſinn empört mich, und ich gerathe in die allergrößte Verlegenheit, wenn man mir auf die entfernteſte Art zu verſtehen giebt, daß ich von jenem Fehler angeſteckt ſey.

Ich danke es der Güte des Himmels, daß ſie mich immer in die Hände guter Menſchen geführt hat, meine erſtaunliche Nachgiebigkeit gegen meine

Bekann-

Bekannten würde mich leicht ins größte Verderben gestürzt haben, wenn sie schlechte Menschen gewesen wären. Den meisten Gefahren, verführt zu werden, bin ich durch den Umgang mit vornehmen und gesitteten Frauenzimmern entgangen, die größtentheils älter als ich waren, und eine Art Autorität über mein Herz hatten. Eben dieses Gefühl von Autorität hielt mich zurück, mich verschiedenemahl nicht zu vergessen, als einige meiner Freundinnen mir gewisse Schwächen verriethen, wogegen unser Geschlecht nicht weniger als gleichgültig zu seyn scheint, zumahl wenn die Eindrücke der Liebe durch die Einsamkeit des Orts, durch die völlige Sicherheit, und durch die Lage des weiblichen verführerischen Körpers begünstigt werden. Ich dachte mir immer noch zu lebhaft die Verlegenheit, in welche ich kommen würde, wenn ein Frauenzimmer meine zärtlichen Anträge zurückwiese, und mir vielleicht auf ewig ihren Umgang untersagte; ich schämte mich schon vor den Gedanken einer zu weit getriebenen Berührung des weiblichen Körpers, — und dennoch habe ich nie meine Neugierde unterdrücken können, schlafende Frauenzimmer wenigstens in der Ferne zu beobachten. Ich habe mich dadurch oft in die augenscheinlichsten Gefahren gestürzt, aber ich habe mich lieber den größten Ausschweifungen meiner Phantasie überlassen, als auf eine leichtsinnige Art meine Hochachtung gegen das andere Geschlecht zabeulgen, — selbst da bin ich standhaft geblieben,

wenn

wenn Frauenzimmer in eine Art Ohnmacht in meine Arme ſanken. — —

Meine Eltern waren mir, ſo lange ich in ihrem Hauſe wohnte, ſo wie meine Geſchwiſter, gleichgültige Menſchen. Fremde Leute waren mir viel angenehmer, und ich hielt es nicht der Mühe werth, jene zu vertheidigen, wenn ſie beläſtert wurden. Die Hitze meines Vaters war mir oft unerträglich, und wenige ſeiner Handlungen gefielen mir, ſo ein vortrefflicher Mann er auch war. Ich habe mir über dieſe Gleichgültigkeit nachher die bitterſten Vorwürfe gemacht, und das Andenken an dieſelbe wird mir noch manche heiße Thräne der Reue koſten; — aber ganz anders wurde ich gegen meine Eltern und Geſchwiſter geſinnt, als ich ſie verlaſſen hatte. Kaum war ich einige Meilen von meinem väterlichen Hauſe entfernt, als mich eine Wehmuth überfiel, die ich nicht beſchreiben kann. Ich hätte jeden mein gegen ſie begangenen Fehl mit meinem Blute abbüßen mögen, meine Briefe an ſie waren die heftigſten Ergüſſe meiner Zärtlichkeit und Liebe. Meinen Vater habe ich nie wiedergeſehen, aber ſein Bild, wie er mir bei meiner Abreiſe aus ſeinem Fenſter noch mit ſeinem weißen Nachtmützchen nach winkte, ſteht hell und klar vor meiner Seele, und nichts kann es daraus verſcheuchen. Die Nachricht von ſeinem Tode machte mich völlig untröſtbar, und oft kommt es mir noch

jetzt so vor, als ob sie mir immer von neuem laut ins Ohr riefe, obgleich der gute liebenswürdige Vater schon seit mehrern Jahren in seinem Grabe ruhet. Ach! mit wie viel Thränen habe ich dieses Grab benetzt! welche himmlische Sehnsucht nach dem Seeligen habe ich darauf empfunden; — hätte ich nie an eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele geglaubt: so würde ich sie da zu glauben angefangen haben.

Die Gewohnheit, welche alle Menschen mit einem eisernen Zepter beherrscht, und gegen die sanftesten Gefühle des Herzens uns nach und nach ganz gleichgültig machen kann, ist wohl die vornehmste Ursache, warum wir gegen unsere Eltern in unserm täglichen Umgange mit ihnen nicht immer die Zärtlichkeit fühlen, die wir billig gegen sie, als unsere ersten Wohlthäter des Lebens, empfinden sollten; — ein Hinderniß, welches durch den Eindruck, den ihre Fehler auf uns machen, und durch die Züchtigungen, welche wir oft von ihnen empfangen, noch sehr vergrößert werden muß. Trennen wir uns aber von ihnen; so wachen die unterdrückten Gefühle der Sehnsucht und Kinderliebe wieder in uns auf, und wir fangen sie dann nicht selten destomehr in der Ferne zu lieben an, je gleichgültiger sie uns vorher bei einem täglichen Umgange waren. O könnte ich meinen guten Vater noch im Grabe diese Gleichgültigkeit abbitten, könnte ich einen jeden gegen ihn sonst geäußerten unartigen Gedanken, jedes

Wort

Wort der Rechthaberei, des Trotzes, der übeln Laune, des Muthwillens aus meiner Seele auf ewig vertilgen! Nichts quält mich mehr, als daß ich manchmahl ihm eine bittere Minute gemacht habe; nichts kann mich jetzt mehr gegen einen Menschen aufbringen, als wenn ich sehe und höre, daß er gegen seine Eltern — nur gegen ihr Andenken gleichgültig ist, — ich erbebe, wenn ich daran denke: daß es wohl einmahl meine Kinder gegen mich seyn könnten.

Noch einen höhern Grad der Gleichgültigkeit, als ich sonst gegen meine Eltern fühlte, habe ich lange Zeit gegen meine Geschwister empfunden. Sie hatten mich oft, ehe ich mich zur Wehre stellen konnte, hart behandelt, und die Eindrücke davon konnte ich durchaus nicht in meiner Seele verlöschen. Mein Witz fand tausenderlei Lächerlichkeiten an ihnen, und ich beneidete sie wegen der geringen Vorzüge, ob ich gleich mich manchmahl heimlich freuen konnte, wenn sie von Andern vorgezogen wurden. Nichts habe ich in meiner Jugend mehr gewünscht, als daß meine Schwestern reiche Männer heurathen möchten, und meine Phantasie war geschäftig genug, mir die schönsten Luftschlösser deßhalb aufbauen zu helfen.

B. am Rhein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Briefe.

Der Recenſent der Berliner Bibliothek, 69ſten Bandes 1tes Stück, Seite 236 hält es für eine Uebertreibung, daß der Gegner des Herrn Salzmann behauptet hat: daß Eltern und Erzieher, männliche ſowohl als weibliche, oft nicht nur ſelbſt das Laſter der Onanie ausübten, ſondern auch ihren Zöglingen beibrächten. Ein in der That abſcheulicher Gedanke! — und doch will ich Ihnen hierüber eine Erfahrung mittheilen, die wahrſcheinlich in Ihrem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde nicht am unrechten Orte ſtehen wird, und zeigen kann, auf welch eine verſchiedene Art junge Leute mit jenem Leib- und Seele-verderbenden Laſter bekannt werden können.

Meine Eltern haben mich freilich nicht dazu verführt, denn dieſe waren die keuſcheſten von der Welt; aber doch ein intimer Freund meiner Eltern, der ſogar meines Vaters Beichtkind, und ich ſchäme mich es beinahe zu ſagen, — ein alter Geiſtlicher war.

Dieſer Mann wohnte nur eine kleine halbe Stunde von meinen Eltern entfernt, und ich pflegte ihn als ein Knabe oft zu beſuchen, weil er mir gemeiniglich Obſt oder ſonſt etwas zu ſchenken pflegte, und weil mir vornehmlich ſein weißes Brod ganz herr-

lich schmeckte, da ich zu Hause gewöhnlich nur grobes und schwarzes Brod zu essen bekam.

Der alte Mann hatte mich sehr gern um sich, und ich mußte ihn überall hinbegleiten, wenn ich bei ihm war. Er zeigte mir dann jedesmahl den Vorrath seiner Victualien, seines Getraides, und wenn diese kleine Reise durch Stuben und Kammern gemacht war, seßten wir uns in sein kleines Stübchen, wo ich denn Obst schmaußte, während er mir allerlei Geschichtchen aus seinem Dorfe erzählte. Eines Tages kam ich zu ihm, und er empfing mich mit ausserordentlicher Freundlichkeit, gab mir Kaffe zu trinken, und bath mich, daß ich mich auf seinen Schoos seßen möchte. Ich that es mit vielen Freuden, und er fing mich darauf zu schaukeln an *). Er seßte dieses Schaukeln einige Zeit fort, küßte mich, und fragte mich mit einer lächelnden und zugleich ermunternten Miene: ob ich mich nicht ein bischen entblößen wollte? Ich that es gern; was konnte ich als ein unverständiges Kind einem Mann abschlagen, der mir von je her so viel Aepfel geschenkt hatte, ob mir die Zumuthung gleich etwas sonderbar vorkam. Er schaukelte mich immer mehr,

*) Eine böse böse Gewohnheit so vieler Wärterinnen und derer, welche mit Kindern umgehen. Vorsichtige Eltern sollten dies Schaukeln durchaus nicht erlauben, besonders wenn die Kinder etwas heranzuwachsen anfangen.

ich litte seine unanständigen Berührungen, — und verlor durch ihn — meine Unschuld. Mehr Aufklärung über die Sache kann ich Ihnen nicht geben, genug daß sie sich so verhält, wie ich sie erzählt habe. Erlauben Sie mir, daß ich zum Beschluß dieses Briefes noch eine Frage an Sie thun darf. Finden Sie es nicht auch **unvorsichtig**, daß jetzt so viel, so laut und öffentlich von den geheimen Sünden der Jugend geschrieben wird? Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen mehrere Beispiele mittheilen, daß junge Leute durch dergleichen freilich wohl gut gemeinte Bücher würklich erst jene Sünden **gelernt** haben. Noch **unvorsichtiger** und **unverzeihlicher** ists mir aber vorgekommen, daß unsere Herren Journalisten die Ankündigungen jener Bücher auf den bunten Umschlagstitteln ihrer Schriften so oft haben abdrucken lassen. Ueberall liegen dergleichen Journale, weil jetzt alles liest, was lesen kann, in den Stuben und auf den Toiletten herum, das Kind greift gern nach den bunten Sachen, liest, und es wird vielleicht durch diesen einzigen Umstand ein unglückliches Opfer seiner Neugierde.

M — kirch.

* * *

Nachtrag

Nachtrag
zur
Seelenkrankheitskunde.

Auszug aus M. Adam Bernds eigener Lebensbeschreibung.

Dieser Gelehrte, welcher 1676 zu Breslau von geringen Eltern geboren war, und 1748, nachdem er mehrere Jahre vorher seine Predigerstelle wegen verschiedener Irrlehren hatte niederlegen müssen, zu Leipzig starb, gehört mit zu den sonderbarsten Hypochondristen, deren Geschichte der Welt bekannt geworden ist. Er hat sein Leben selbst (Leipzig 1738. in 8) mit Rousseauischer Genauigkeit, und zwar, wie auf dem Titel seines sonderbaren Buchs steht, den Unwissenden zum Unterricht, den Gelehrten zu weiterm Nachdenken, den Sündern zum Schrecken, und den Betrübten und Angefochtenen zum Troste beschrieben. Er erklärt sich in der langen, mit vieler Laune und Menschenkenntniß geschriebenen Vorrede zu seinem Buche noch näher, warum er es, — so viel man auch dagegen sagen werde, — herausgegeben habe: „nehmlich um den leiblichen und geistlichen Aerzten Materie an die Hand zu ge-

den, bei erbärmlichen Leibes- und Seelenzufällen, so ihnen vorkommen, weiter nachzudenken, und desto geschickter zu seyn, ihre Patienten zu kuriren, und sie von ihrem jammervollen Zustande zu befreien". „Auf meiner Seite, fährt er fort, scheint die Sache von solcher Wichtigkeit, und, wo nicht von absoluter Nothwendigkeit, doch von solchem ersprießlichen Nutzen zu seyn, daß ich nach aller Schmach und Schande nichts frage, so ich dadurch meinem Namen in größerm Maaße, als jemahls geschehen, ohnfehlbar zuziehen werde. Niemand ist geschickter, Ehre und alles zu verläugnen und in Wind zu schlagen, als der nichts mehr in der Welt sucht, und der wenig zu verlieren hat. Nun bin ich, nach Vieler Urtheil, einmahl schon vor der Welt zu Schanden worden, (er versteht hier wahrscheinlich seine Absetzung vom Predigtamte, welches er lange Zeit wegen seiner Kanzelberedsamkeit mit größtem Beifall geführt hatte,) und also werde ich nicht viel darnach fragen, ob jetzt meine Schmach noch eine höhere Staffel erreichen sollte."

— — —

Man kann den Hypochondristen auf keiner Seite seines Buchs verkennen. Der übrige Theil seiner Vorrede ist mit vieler Animosität gegen seine Feinde geschrieben; oft stichelt er sogar auf sich selbst; noch öfter bricht er aber in laute, jammervolle Klagen über seinen unglücklichen Gemüthszustand aus; — aber diese sind es nicht, welche sein

Buch

Buch merkwürdig machen. Es enthält eine Menge sehr wichtiger psychologischer Bemerkungen über den Ideengang der menschlichen Seele, über die Gewalt früher Jugendeindrücke, über die Natur der Einbildungskraft und über die Schwächen der menschlichen Vernunft in sich. Doch der Verfasser mag von jetzt an selbst reden.

„Um dir Anfangs, geliebter Leser, einen generalen Begriff und summarischen Abriß von meinem miserablen und jammervollen Leben zu machen; so findest du hier ein Exempel eines Menschen, bei dem Gottes gewöhnliches und großes Hauptwerk vom zwölften Jahre an bis ins Alter, und schier bis diese Stunde gewesen, ihn zu tödten und wieder lebendig zu machen; ihn in die Hölle und wieder heraus zu führen. Oder die Sache noch mit mehrern Worten auszudrücken; so liesest du hier das Leben eines Mannes, der wegen der schrecklichen Verderbnisse, so in seiner Seele zu finden gewesen, und gegen welche Er sich nicht eifrig genug gesetzt, noch männlich genug wider solche gestritten, sich durch eigene Schuld und Saumseligkeit, und Mangel der geistlichen Wachsamkeit bald selbst, so zu reden, getödtet, bald aber durch Gottes große und unaussprechliche Gnade wieder lebendig gemacht; sich bald in die Hölle schwerer Anfechtungen selbst hineingeführt, bald durch Gottes Erbarmen wieder herausgeführt worden; der bald dem

Tode im Rachen, und dem Satan in seine Klauen sich gestürzt, bald aber durch die mächtige Hand Gottes wieder erlöset und herausgerissen worden; dem die Sünde sein ganzes Leben, wie Lutherus redet, zu Schanden gemacht; der jederzeit die Sünde, und derselben nicht nach Wunsche los werden zu können, vor das größte Creuz der Christen auf Erden gehalten; der sich über der Sünde und bei dem göttlichen Trost, womit er wieder aufgerichtet worden, die Augen schier aus dem Kopfe geweint; der in dem Ofen des Elendes unter seltsamen Leibes- und Gemüthsplagen, ja unter den schrecklichsten Versuchungen, die nur jemahls einem Menschen begegnet oder in Büchern aufgeschrieben zu finden, beinahe Geist und Blut ausgeschwitzt".

„Mein Vater konnte zwar weder schreiben noch lesen; doch so einfältig er war, so war er gleichwohl in der Religion ein guter, oder noch vielmehr ein vollkommener Indifferentiste. Die Mutter hingegen war eine eifrige Lutheranerinn, und dem Leben nach eine rechte Pietistinn, obwohl dieser Name damahls noch nicht bekannt war. Ich durfte in ihrer Gegenwart weder als ein Knabe noch als ein Jüngling Scherz und Narrentheidung treiben, sie strafte mich deswegen allemahl mit Nachdruck. Ich besinne mich, daß es mehr denn einmahl geschehen, daß sie bei Tische auf die Juden und Papisten zu reden kam, und zu uns Kindern sagte: daß diese Leute alle einst würden verdammt werden und in die

die Hölle kommen; mein Vater aber sprach: ihr seyd doch ein rechter Narr, daß ihr solches glaubet; es heißt: verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt! Wüßten sie es besser; so glaubten sie anders. Gott wird ihnen ihre Unwissenheit und Einfalt nicht zurechnen, wenn sie nur bei ihrem Glauben fromm gelebt haben" (Gesinnungen, die der orthodoxe Verfasser nicht billigt, ob er gleich hinterher gesteht, daß er hoffe, daß sie seinem Vater an seiner Seeligkeit nicht würden geschadet haben.)

„Die ersten Tage meines Lebens waren wohl ein recht Vorbild aller andern Tage und Jahre meines Lebens, die darauf folgen sollten. Wie mir meine Mutter und Geschwister vielmahls erzählt; so habe ich das erste halbe Jahr auf der Welt nichts anders gethan, als Tag und Nacht geweint und geschrien". (wahrscheinlich, weil dem armen Jungen immer etwas fehlte. Er führt im Folgenden noch andere zum Theil abergläubische Omina seiner künftigen Leiden an, worunter das wohl das lächerlichste ist, daß er sich oft geneigt gefühlt, das Ungeziefer, womit ein Bettelweib sein Haus angesteckt, für eine Vorbedeutung seiner vielen Fehler, Verbrechen, Verderbnisse, Sünden und Unarten zu halten.)

Aus dem zwölften Jahre seines Lebens führt der Verfasser eine sonderbare Beobachtung von sich an, die einen Beweis von der ausserordentlichen Stärke unwillkürlicher Ideen abgiebt, und es uns

uns ziemlich anschaulich macht, wie natürlich in dem Innern unsrer Seele durch den Kontrast, durch dunkle sinnliche Bilder, durch die Neigung zum Verbotenen gewiße Vorstellungen entstehen können, die man wegen ihres auffallenden und garstigen Eindrucks so oft dem Teufel zuzuschreiben pflegt *).

„Ich hatte, fährt der Verfasser fort, um diese Zeit (wie vorhergesagt, in seinem zwölften Jahre) einen verdrüßlichen Zufall, der mich im Gemüthe sehr

*) Ich kenne mehrere recht brave und gute Leute, die mit solchen garstigen und unwillkürlichen Ideen sehr oft wider ihren Willen geplagt, und oft in ihren ernsthaftesten und frömmesten Geschäften, z. B. beim Gebet, beim heil. Abendmahl, davon überrascht werden. Ich habe selbst einmahl lange den Namen der Gottheit nicht ohne gewisse schmutzige Epitheta denken können, ich habe mir alle Mühe gegeben, ihren Eindruck aus meiner Seele zu tilgen; allein, ehe ich michs versahe, stand der häßliche Ausdruck wieder vor meinen Augen; um ihn nicht so lebhaft zu fühlen, fing ich als Knabe oft erstaunlich geschwind mein Gebet abzuplappern an, und ich glaubte damahls so gut, wie der Hypochondrist Berend, daß der böse Feind sein Spiel mit meinem Gehirn haben müsse. Neulich gestand mir noch ein gescheuter, sehr angesehener Mann, daß er seinen Glauben an einen Teufel gleich aufgeben wolle, wenn man ihm unwillkürlich böse Gedanken auf eine natürliche Art in Absicht ihres Ursprungs erklären würde.

Anm. des H.

ſehr plagte, und den ich beinahe vor die erſte ſchwere Anfechtung halten möchte. Es iſt bekannt, was die Leute, ſo doch Chriſten heißen und ſeyn wollen, vor eine ſchändliche Gewohnheit im gemeinen Leben an ſich haben, daß ſie, wenn ſie nur das Maul aufthun, den Teufel im Munde haben, bei demſelben, als ob er ihr Gott wäre, ſchwören, und ſich erklären, daß er ſie hohlen ſolle, woferne ſie nicht die Wahrheit reden! Ich erſchrecke noch vor dieſem Schwur, ſo oft ich ihn höre, habe auch niemahls einen Wohlgefallen daran gehabt, auch mich deſſen die Zeit meines Lebens, ſo viel ich weiß, niemahls bedient, noch ſolchen Schwur weder äußerlich mit dem Munde, noch innerlich in Gedanken gethan und ausgeſprochen, — und dennoch iſt mir ſolcher damahls wider meinen Willen eine Zeitlang bei allerhand Gelegenheit öfters eingefallen, doch ohne meine Zuſtimmung, und ſo, daß er mir zu einer rechten Qual und Marter worden. Nahm ich mir etwan was zu thun vor, mit dem Vorſatz, vor Abends, oder in zwei Stunden damit fertig zu werden; ſo fiel mir wie ein Pfeil ſo ſchnell und wider meinen Willen ein: und wenn ich nicht fertig werde, ſoll mich der Teufel hohlen! Sollte ich zu jemanden um dieſe oder jene Zeit kommen, und ich verſprach ſolches, und ſagte mit dem Munde ja! gleich war der innere Gedanke dabei: und wenn ich nicht komme, will ich des Teufels ſeyn! In Summa bei allem, was ich beſchloß, oder vornahm,

nahm, oder zusagte, hatte ich diese Gemüthsplage dabei, und je mehr ich vor meinen eigenen Gedanken und vor solchen Einfällen erschrack, je öfterer und ärger ward ich damit vexirt. Mir wurde dabei Angst, und ich wußte nicht, wem ich es klagen sollte; denn ich fing an in der Rede zu stocken, so oft ich etwas sagen wollte, und diesen Einfall dabei heimlich leiden mußte. Jetzt, da ich nach der Philosophie solches betrachte, kann ich es leichte aus der Natur und aus den Kräften der Imagination, wie solche bei schwachen Leibern und Gemüthern, so temperamenti melancholici und zur Furcht sehr geneigt sind, anzutreffen, auflösen. Dazumahl aber dachte ich nicht anders, als daß der Satan allein sein Spiel mit mir hätte, und mich mit solchen Einfällen quälte".

So unphilosophisch hinterher unser Hypochondrist urtheilt, daß er die Mitwürkung eines Teufels bei dergleichen Zufällen keineswegs in Zweifel zu ziehen gesonnen sei, eine so richtige Anmerkung macht er bei Gelegenheit seines von einem alten Weibe mit Ungeziefer angesteckten Hauses: „daß die Obrigkeiten ein löbliches Werk thun würden, wenn sie das, was sich in einer Stadt außer dem gewöhnlichen Laufe der Natur zutrüge, vor ihr Forum zögen, die ganze Sache untersuchten, und dem Publiko und der gelehrten Welt, sonderlich den Theologen und Philosophen vorlegten, damit sie desto geschickter wären, von solchen Dingen zu urtheilen, und entweder dem heidnischen Aberglauben unter den Christen, von dem

dem sie so so lange sind geäft worden, zu steuren, oder die Grundsätze der Religion außer der Schrift auch noch durch die Erfahrung desto besser zu befestigen".

Im Folgenden führt er einige Träume an, die richtig eingetroffen sind, und wobei er die wahre Bemerkung macht, daß eine Präscienz der menschlichen Seele durchaus etwas Unerklärbares sei, indem man darin nichts anträfe, aus welchem man den Schluß machen könne, daß sie eine natürliche Kraft habe, zu weissagen und zukünftige NB zufällige Dinge vorher zu wissen. Eine solche Präscienz, sagt er vorher mit Recht, kann nicht einmahl in Gott *a priori* demonstrirt werden, sondern nur a posteriori, und aus dem absurdo, so auf Seiten Gottes daraus fließen würde, daferne man solche läugnen wollte.

Das, wodurch sich das Leben unsers Hypochondristen mit am meisten auszeichnet, sind die schrecklichen Gewissensempfindungen über seine Jugendsünden *), die er aber nicht hat nennen wollen, und die Mittel, welche er oft auf die lächerlichste Weise angewandt hat, sich davon zu befreien. Verschiedenemahl haben ihn Stellen aus der Bibel, sogar einmahl auch das Lied eines Bettlers beruhigt; aber er wird doch immer wieder von neuem von seinen Seelenliedern befallen, bis er auf den Gedanken kommt, Gott ein Gelübde zu thun, und alle Woche

*) Man erräth leicht, daß es heimliche Sünden der Wollust gewesen sind.

Woche einen Tag vom Morgen bis an Abend zu fasten. (Welche alberne Grillen sich doch nicht die menschliche Einbildungskraft erfindet! und doch war grade diese Grille eins der größten Beruhigungsmittel des Verfassers.) „Der unvermuthete und erwünschte Effekt dieses Gelübdes, sagt er, ist eines von den curieusesten Avantüren meines Lebens, worüber ich jederzeit erstaunt bin, denn alsdann fing dasjenige an durch Gottes Gnade möglich zu werden, welches ich schier für unmöglich gehalten. Die Sünden ließen nach, und blieben aussen. (Auf eine ganz natürliche Weise, weil der lebhafte Gedanke an das Gelübde, welches wöchentlich wiederhohlt werden mußte, die Gedanken an seine Sünden schwächte, und weil durch einen mäßigen Gebrauch der Speisen seine Seele, wie er selbst gesteht, immer heiterer wurde.) Aber nicht lange drauf fing die Milzsucht in dem Verfasser wieder mit aller Stärke zu wüthen an. „Nun fährt der arme Mann fort, da die sündlichen Werke aussen blieben, und dem Verstande je mehr und mehr die Augen aufgingen, mein ehemahliges Leben recht einzusehen; so fing die Sünde mir erst an recht häßlich vorzukommen, und in ihrer schädlichen Gestalt zu erscheinen. Meine Traurigkeit wurde noch größer, als ich Lipsii Buch de constantia in die Hände bekam, und solches durchlas. Der melancholische Stilus, in welchem das Tractätlein geschrieben, und insonderheit das Kapitel, in welchem von einem bösen Gewissen gehandelt

handelt wird, waren fähig meinen traurigen Humeur noch mehr zu erregen; und noch einen gröſsern Eindruck in meine betrübte und bekümmerte Seele machte das verlorne Schäflein des Herrn Scrivers. (Daß doch alle ſolche abgeſchmackte Bücher, welche ſchon manchen Menſchen wo nicht ganz, doch halb verrückt gemacht haben, auf immer verbrannt werden möchten!) Das ſchreckliche Exempel des Menſchen, der ſich dem Teufel verſchrieben, und kümmerlich wieder zurechte gebracht worden, und doch hernach wieder zurückgefallen, ingleichen die andern Hiſtorien von entſetzlichen Sündenfällen groſser Uebelthäter, die zum Theil ein Ende mit Schrecken genommen ꝛc., waren ein rechtes Oehl in das Feuer meines Gewiſſens. — „Wer weiß, wie es dir noch gehen wird, dachte ich, und ob es nicht auch einmahl mit dir ein ſolches Ende nehmen wird. (Eine faſt allgemeine Gewohnheit des Hypochondriſten, ſich alle die Leiden einzubilden, die Andere gehabt haben.) Eine von meinen Schweſtern, fährt er fort, hatte Hochzeit. Mitten unter der hochzeitlichen Freude der andern Gäſte überfiel mich eine heftige Traurigkeit. Die Wehmuth nahm je mehr und mehr bei mir zu, ich konnte unmöglich länger bei der Compagnie bleiben; ſondern ſtahl mich von den Hochzeitgäſten weg, und ging auf das freie Feld, und ließ meinen Thränen freien lauf, die auch ſo häufig waren, daß ich mich darinnen hätte baden können. Es war nichts auf

Erden, was mich in dieſem Zuſtande hätte erfreuen können, keine Muſik ergötzte mich mehr, und kein Spiel erquickte mich mehr. Ich ging in der Hitze der Anfechtung hin und her, lief aus einer Kirche und Predigt in die andere, Troſt und Linderung für meine geängſtete Seele zu ſuchen". Endlich wird der Verfaſſer in einer Predigt getröſtet. Es fehlte nicht viel, ſagt er, daß ich nicht in der Kirche überlaut vor Freuden zu ſchreien anfing. — Da erfuhr ich das erſtemahl in der That, wie einem zu Muthe, dem das Herz vor Freuden zerſpringen will.

Dieſer qualvolle Gemüthszuſtand des Verfaſſers dauerte noch einige Zeit fort, und wurde wahrſcheinlich durch die Abwechſelung und Neuheit der Gegenſtände in Leipzig, wohin er ſich bald darauf des Studirens wegen begab, erhalten. Hier ſtudirte er ſehr fleißig, und wurde endlich mit vielem Beifall Magiſter. Aber die Rückfälle der Hypochondrie ſind bei gemüthskranken Leuten gemeiniglich ſtärker und heftiger, als ihre vorhergehenden Anwandelungen, und ſo ging es auch unſerm Verfaſſer. Seine Gewiſſensangſt trat auf einmahl wieder mit der größten Wuth ein, und das Entlaufen eines Famulus aus ſeinen Dienſten, von dem er nicht wußte, wo er hingekommen war, mußte Veranlaſſung dazu werden. Er hatte dieſen Menſchen wegen ſeiner Liederlichkeit mit Worten hart beſtraft, der Bube war darauf davon gelaufen, und dem armen Berend lag es nun immer in dem Sinne,

daß

daß er an allem Elende, welches jenen treffen könne, Schuld sey; noch mehr geräth er aber in Unruh, da er die Nachricht bekommt, daß sich ein Junge ohnweit Leipzig ersäuft habe, ein Umstand, welcher den gesetztesten Mann, geschweige einen an Leib und Seele kranken Milzsüchtigen erschüttern mußte. "O mein Gott! hebt der unglückliche Mann an, was soll ich von dem folgenden 1704ten Jahre sagen, und welche Feder ist fähig, die Seelennoth und Höllenangst zu beschreiben, in welche ich gerathen bin. Ich hatte einen habituellen, eifrigen, beständigen, täglichen Vorsatz, etwas nimmermehr einzugehen; und siehe! so sehr ich neben diesem guten Vorsatz auch eifrig gebetet, in einer gewissen Sache mein Jawort nicht dazu zu geben; so wurde ich doch bei der sich dazu ereignenden Gelegenheit schnelle, und in der Hitze des Affects willens, meinem Vorsatze conträr zu handeln. Der Verfasser nennt dieses Etwas eigentlich nicht; wahrscheinlich war es die aus seinen Erzählungen sehr hervorleuchtende Neigung zu heimlichen Sünden. Er geht, um sich von seiner Seelenangst zu befreien, zum heil. Abendmahl, und zwar nicht bei seinem gewöhnlichen Beichtvater, bei welchem er erst vor 6 Wochen gebeichtet hatte, und dem er durch ein so oftes Abendmahlgehen nicht gern als ein frommer Sonderling vorkommen wollte; allein durch den Gebrauch des Abendmahls wurde seine Angst noch größer, weil er es unwürdig genossen zu haben

glaubte. Essen und Trinken, fährt er fort, schmeckte mir nicht mehr, und wenn ja die große Angst des Gemüths zuweilen Hitze und Durst im Leibe machte; so hatte ich zum wenigsten doch vor den Speisen einen Ekel. Dachte ich, mein Lager sollte mir's lindern; so erschreckte mich Gott durch Träume. Bald schwamm ich in großen Wassern, bald brannte mir mein Hauptküssen, oder ich befand mich sonst in Feuersnoth, bald soff ich die allerabscheulichsten Getränke im Traum. — Ich fing an abscheulich im Gesichte auszusehen, so daß ich nicht mehr das Herz hatte, in den Spiegel zu sehen. Meine Schüler erschracken über meine Gestalt. Einer meiner Auditoren hatte gar das Urtheil von mir gefällt: daß ich im Gesichte aussähe, wie man die Verdammten in der Hölle manchmahl zu mahlen pflegte, welches mich schrecklich peinigte, und welches ich als lauter Merkmahle meiner Verdammniß ansahe". Durch eine Predigt, die er zu halten übernimmt, wird er wieder etwas ruhig; aber er sinkt in seinen traurigen Zustand bald wieder zurück, da er eine melancholische Magd trösten will, die neben ihm an wohnt. Ich erschrack über sie, sagt er, daß mir alle Glieder meines Leibes zu zittern und zu beben anfingen. Es war, als spräche jemand zu mir, oder der Satan selbst: **du unterstehest dich Andere zu trösten, und steckst selbst im Koth der Sünden bis über die Ohren, ich will sie verlassen, und dich baß plagen!** Ich konnte

fast

faſt kein Wort mehr reden, abſonderlich da ſie abſcheuliche Gotteslåſterungen ausſtieß. — Ich fing ſchon an auf der Gaſſe zu erſchrecken, wenn mir Leute von håßlichem Angeſichte vorkamen, und zu denken, als ob es der Teufel ſelbſt wåre. Dienſtags frühe konnte ich vor Schwermuth nicht zu Hauſe bleiben, ſondern lief vor Angſt in das philoſophicum, und die Diſputation, ſo gehalten wurde. Es war mir höchſt heiß um den Kopf, und das Herze auf das höchſte zuſammengepreßt. Ich ſtehe und höre der Diſputation zu, und ſiehe, ehe ich michs verſahe, ſo kriege ich die Idee und das Bild eines Meſſers, das mir an die Gurgel geſetzt wird. Nicht als ob ich, (wie Menſchen etwa aus Ungeduld, die des Lebens überdrüſſig ſind, zuweilen thun mögen) bei guter Ueberlegung gedacht und beſchloſſen hätte: weil du in ſo ſchreckliche Noth und Angſt gerathen, ſo willſt du dich umbringen, ſo kommſt du von der Marter los! Keinesweges, ſondern dieß begegnete mir ſchnell, wie ein Pfeil, ohne alles Denken, Raiſonniren, ohne allen Schluß und Vorſatz, und wollte es dir eher mündlich erklären und zeigen, wie dies zugeht, als mit Worten beſchreiben. Wie einem etwa, der ein Lied oder ein muſikaliſch Stück gehört, hernach, ehe er ſichs verſiehet, ohne Vorſatz und Entſchluß daran wieder zu denken, ihm doch ſolches wider ſeinen Willen wieder einfällt, ſo ſchnell entſtund ein dergleichen ſchreckliches Bild in meinem Gehirne. So ſtark,

ſo unvermuthet, und ſo lebhaftig dieſe Idee und Einbildung war, ſo tief ſchnitte ſie in das Gehirne ein, und legte einen Grund zu dem Gedanken und zu der Furcht, das zu thun, wofür ich doch den gröſsten Abſcheu hatte, mit der ich hernach lange Zeit bin geplagt worden. Je mehr ich vor dieſem ſelbſtmördriſchen Bilde erſchrack, je tiefer imprimirte es ſich, und je öfter mußte es mir natürlicherweiſe wieder einfallen. Doch blieb es nicht blos bei dieſer Gattung und Specie; ſondern ich wurde eben ſo ſtark hernach mit den Ideen von ſtürzen, erſäufen und hängen gemartert, wobei ich am Leibe abzehrte, und ganz zu verdorren anfing. Immer war eine unausſprechliche Furcht da, daß dergleichen noch geſchehen möchte, und durch dieſe Furcht aus Aberglauben entſtand die feſteſte Einbildung, daß es noch geſchehen und dazu kommen werde. Man hat keine Luſt und Reitzung dazu, wie einer, der zum Stehlen oder zum Ehebruch gereitzt wird, und ſolches zu begehen Luſt bekommt; ſondern man hat die gröſste Furcht und Abſcheu vor der Sünde des Selbſtmordes, und gäbe die ganze Welt darum, um nur verſichert zu werden, daß ſolches nicht geſchehen würde *). — Doch das war noch nicht alles. Zu allem

*) Es iſt aus unzähligen Erfahrungen bewieſen, daß wir in gewiſsen Gemüthszuſtänden eine Sache ſehr verabſcheuen, und ſie doch zu gleicher Zeit begehren können; Erfahrungen, welche dem pſychologiſchen Satze

allem Unglück erzählte mir die Bettfrau (auf dem rothen Collegium zu Leipzig) eine Historie von einem, welcher sich am Charfreitage selbst umgebracht habe. Kaum hatte ich diese Historie mit Furcht und Zittern angehört, so überfiel mich den Augenblick die Angst, Furcht und Einbildung, es würde mit mir auch dahin kommen, daß ich an diesem Tage auf eine so miserable Weise mein Leben enden würde. Mein Gott! dachte ich oft bei mir selbst, sollst du an dem Tage so jämmerlich sterben, an welchem du Gott allezeit am inbrünstigsten geliebt, und Gottes

Satze eben nicht günstig sind: daß wir nur das begehrten, was wir für gut, vollkommen oder angenehm hielten. Der menschliche Wille wird offenbar nicht immer nach den Schlüssen der Vernunft von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Sache; sondern sehr oft von dunkeln Instincten, von Ueberraschungen unserer Leidenschaften, von unwillkürlichen Bildern der Phantasie bestimmt, ohne alle vorhergegangene Ueberlegung und Reflexion. Die Neigung zum Selbstmord, wenn auch die Seele auf der einen Seite den größten Abscheu dagegen vermöge gewisser Vernunftgründe haben kann, wird mir vornehmlich durch ein inneres Bestreben der Seele nach Freiheit, nach Entfernung der Lasten, die uns drücken, wogegen die Vernichtung unserer Existenz das beste Mittel zu seyn scheint, sehr erklärbar. Der Hypochondrist fühlt, daß er im höchsten Grade unglücklich ist, alle Bilder, die sich seine Seele schafft, sind fürchterlich und

liebe im hohen Maße geſchmeckt haſt! Doch das half nichts. Das zaghafte Fleiſch und Blut und das aufgewachte Gewiſſen wollte ſich ſolches nicht ausreden laſſen. Ich konnte nicht leicht ein Meſſer ſehen, ohne davor zu erſchrecken, und wenn ich aß, ſo mußte ich es mit ganzer Gewalt feſte halten, damit ich nicht ſchnelle zuführe, oder wenn die Speiſen zerſchnitten, ſolche mit der Hand faſſen und in den Mund ſtecken. Die Feder, mit der ich ſchrieb, das Federmeſſer, womit ich die Feder beſſerte, die Tobackspfeiffe, die ich in den Mund nahm, die Lichtſcheer, womit ich das Licht ſchneutzte, den Degen, den ich anſteckte, die Thurmſpitze, die ich ſahe, — ja den Finger, den

und ſchwarz, er denkt nur, um ſich zu quälen, er wünſcht lieber, einige Augenblicke nicht zu exiſtiren, und wie leicht iſt die Neigung erweckt, ſich auf einmahl von allen Uebeln zu befreien. Ganz natürlich ſtellt ihm ſeine Vernunft den Selbſtmord als etwas Abſcheuliches vor, ſeine Liebe zum Leben, die nie in einem vernünftigen Weſen ganz verlöſcht, ſpricht auch wenigſtens dunkel dazwiſchen; — er findet ſeine mörderiſchen Gedanken verachtungswürdig; aber er kann nicht Herr über ſie werden, denn ſein Freiheitstrieb, ſein Wunſch, ſein Sehnen nach Ruhe iſt ſtärker als ſeine Vernunft, und aus dieſem abwechſelnden Zuſtande muß nothwendig eine ſolche Gemüthslage entſtehen, wie ſie uns der unglückliche Verfaſſer geſchildert hat, und mit welcher die Einbildung: du wirſt dich gewiß noch einmahl umbringen, natürlich verbunden iſt. P.

den ich nahe zum Munde brachte, ſetzte ich mir durch einen ſchnellen Gedanken, der ſchneller als ein Pfeil entſtand, an den Hals. Des Nachts deuchte mich oft halb wachend und halb ſchlafend, als ob die Kammer ganz voller Meſſer wäre, und als ob ich ſie klitſchen hörte". — — —

Auf die ſelbſtmörderiſchen Gedanken, oder auch zu denſelben kamen nun auch die abſcheulichſten und unflätigſten Gedanken, ſo von natürlichen Dingen und Excrementis hergenommen, und, welches erſchrecklich zu ſagen, auf göttliche Dinge im Gemüthe ſchnell applicirt wurden. Ich mag ſie nicht ſpecificiren, um keines Menſchen Imagination dadurch zu vergiften und etwa anzuſtecken. Die, ſo mit dergleichen Plagen behaftet, werden ſchon wiſſen, wie dieſe garſtigen und abſcheulichſten Gedanken, vor welchen das ganze Herz erſchrickt, und ſchon bebet, wenn man ſie auch nur von Ferne ſieht aufſteigen und anmarſchieret kommen, beſchaffen geweſen. Es fallen mir auch zuweilen noch jetzt dergleichen Gedanken, Kraft der Imagination bei gewiſſen Gelegenheiten, inſonderheit wegen ſchwächlicher Diſpoſition meines Kopfs wieder ein, nur daß ich es nicht mehr achte, noch wie dazumahl davor erſchrecke".

Der Verfaſſer ſuchte ſich nun allerlei Zerſtreuungen zu machen, um ſeine finſtern Grillen zu bekriegen; aber alles war vergeblich; ſeine Phantaſie war einmahl im höchſten Grade erhitzt. Man höre nur, wie der arme Menſch ſeinen fernern Gemüthszu-

ſtand beſchreibt. So geſchickt ich nun auch ſonſt war ziemlich fertig zu reden, ſo oft ich docirte und Andere lehrte, ſo turbirten mich doch ungemein ſehr die gewöhnlichen ſchrecklichen Gedanken, die mir mitten im Dociren einfielen, (er hatte ein Collegium hebraicum zu leſen angefangen) und die ſchier der Verzweiflung immer mehr den Weg bahnten. Sagte ich etwa im collegio hebraico und unter dem Dociren: dieſe Litera wird im Leſen abſorbirt, gleich fiel mir auf die lebendigſte Weiſe ein, wie du von der Hölle wirſt abſorbiret werden. Sprach ich: ſ finale abjicitur, den Augenblick hörte ich, als ob es jemand anders als ich ſelbſt in mir ſpräche: ſo wie du von Gott weggeworfen biſt. Sprach ich: künftigen Montag wollen wir v. g. zum 6ten Capitel ſchreiten, den Augenblick fiel mir ein: ja den Montag wirſt du ſchon in der Hölle ſeyn. Sagte ein Anderer: Uebermorgen wollen wir da und dorthin ſpaßieren gehen und den Herrn Magiſter abholen, gleich dachte ich: ja da werdet ihr mich in meinem Blute liegend antreffen".

„Mein höchſt ſchwaches Haupt und Imagination war auch Urſache, daß mir Bilder von andern Thaten und Werken einfielen, die ich mit gutem Gewiſſen nicht hätte thun können, auch zu thun keinen Vorſatz noch Luſt, ſondern den größten Abſcheu davor hatte, ſo daß ich mich recht zwingen mußte, nicht nach dem deutlichen Bilde zu handeln, was mir vorkam. Wenn auch mein Zuſtand ſonſt leidlich war;

ſo

ſo durfte ich keinem Ofen zu nahe kommen; denn ich hatte eine ſolche lebendige Idee und Bild bei aller ſonſt ruhigen Gemüthsdiſpoſition, als ob ich mit dem Kopfe wider denſelben liefe, daß ich mir auch den Kopf mit der Hand, oder etwas vor dem Kopf im hin- und hergehen vorhalten mußte, damit ich nur den Ofen nicht ſehen dürfte. Wäre damahls der Verſtand durch ſchlafloſe Nächte, oder durch andere Urſachen verloren gegangen; ſo bin ich gewiß, daß ich mechanice und brutaliter nach dieſem Bilde der Imagination würde agirt und gewürkt haben, v. g. wider den Ofen gelaufen ſeyn, ſo man mich demſelben nahe kommen laſſen, und der Natur der Lauf wäre gelaſſen worden. Denn wo keine Vernunft iſt, da agirt ein Thier *mechanice* und *phyſica neceſſitate* nach den Bildern, die ihm eingedrückt ſind. So lange aber noch Verſtand und Vernunft vorhanden, ſo hat ein Menſch noch Macht, durch dieſelbe die Phantaſie zu überwinden, und doch nicht nach dem Bilde zu handeln, das er im Gehirne hat; es müßte denn die allzulebhafte Vorſtellung einer Uebereilung verurſachen. Saß ich damahls, oder ſtand nahe bei Einem, ſo mußte ich mir oft den Mund zuhalten, daß ich ihn nicht anſpiee, wenn er gleich mein Freund war, und ich alle Liebe zu ihm hatte, ſo daß ich gar nicht wußte, warum ich ihn anſpeien ſollte; denn das Anſpeien kam mir ſo deutlich vor, als ob es geſchähe; oder ich ſchlug ihn in Gedanken mit der Hand in's Angeſicht,

ſicht, ſo daß ich die eine Hand mit der andern halten mußte, damit es nur nicht würklich geſchehen möchte. Ich konnte nicht ohne innerlich Auffahren eine große Ziffer ſehen v. g. eine 6 oder 9; ein Spatium, wo drei oder vier Bücher geſtanden, machte mir ſchon Aengſtlichkeit, und konnte ich nicht ruhen, bis der Raum wieder mit Büchern ausgefüllt wurde. Ich bebte vor einem Zeddel, wenn derſelbe auf einem Fenſter lag, wo er ſonſt nicht zu liegen pflegte, und konnte nicht ruhen, bis ich ihn an ſeinen ordentlichen Ort wieder gelegt. Ich betete, doch meiſtens ohne ſonderbare Bewegung, und zuweilen, wenn ich dazu ſchritte und niederkniete, wurde mir das Angeſicht wider meinen Willen in eine ſolche Geſtalt gebracht, wie diejenigen haben, denen ein Ding lächerlich vorkommt".

„Doch meine Plagen waren damit noch nicht alle, ſondern es war noch die Spitze und der höchſte Grad der Anfechtung zurücke. Nun folgten auf die mörderiſchen und unflätigen Gedanken die gotteslästerlichen. Es fand ſich im Herzen wie ein heimlicher Grimm gegen Gott, daß ich ſelbſt nicht wußte, ob es mein Ernſt wäre, oder nicht. Ein kleiner Troſt, der dabei noch übrig blieb, war, daß ich mich darüber entſetzte, und wünſchte, daß dieſer Grimm mit allen läſterlichen Gedanken wieder vergehen möchte. Doch das geſchahe nicht bald, ſondern es währte wohl bis 3 Wochen, daß mir oft wider meinen Willen unverſehens einfiel: Verflucht

iſt ꝛc. — ſo daß ich alles verfluchte und verwünſchte. Ich mag das Objectum dieſer innerlichen Action nicht ausdrücken, um niemanden damit zu erſchrecken oder einem Schwachen einen Anſtoß zu geben. Die Imagination ſtellte mir dieſe Gedanken ſo lebhaftig in meiner Seele vor, daß ich mir oft den Mund mit der Hand zuhalten mußte, damit mich das lebendige Bild nicht verleitete, die Läſterung auszuſprechen. Weil ich vielmahl gehört, daß dieſes die Verdammten in der Hölle einſt thun würden, ſo fing ich an mich ſchröcklich zu fürchten, daß dieſes nicht Vorboten der völligen Verzweiflung und der ewigen Höllenpein ſeyn möchten. Wenn die Angſt und das Herzdrücken am größten war, ſo fiel mir zuweilen wider meinen Willen ſchnell ein: Ja! wenn du nur ſchon in der Hölle wäreſt, ſo wüßteſt du doch, wie viel es wäre, was du jetzt noch zu fürchten haſt; welches derjenige Einfall iſt, der unter allen andern meiner Seele am weheſten gethan. Donnerſtag oder Freitag vor Trinitatis, ehe ich einſchlief, kriegte ich einen lebendigen Eindruck vom hölliſchen Feuer. Es ſchien, als ob ich nichts als Feuer um mich ſähe, und da es mir vorkam, als ob nun die Gluth um und um über mich zuſammenſchlagen wollte, ſo fing ich an zu ſchreyen: O Jeſu hilf mir, nun iſt es Helfenszeit! In dem Augenblick aber fiel ich in den tiefſten Schlaf, und ich nahm es, da ich wieder erwachte, vor eine handgreifliche Hülfe Gottes und Merkmahl an, daß er

mich

mich noch nicht ganz verworfen hätte. Inzwiſchen ließ ich nicht ab, Gott inbrünſtig im Gebet, obwohl mit beklemmtem und hartem Herzen anzurufen, und nach meiner Erlöſung zu ſeufzen. Ach mein Gott! ſprach ich oft, wenn wird doch der Knabe kommen und mir ſein Stäblein reichen, und mir aus der tiefen Grube helfen, aus welcher ich keinen Ausgang finden kann. Denn vor den Feiertagen träumte mir einſtens zur Nacht, als ob ich in einer tiefen Grube ſteckte, und nicht die geringſte Möglichkeit ſähe, heraus zu kommen. In der Angſt arbeitete ich, und kletterte bald hier, bald dahin; aber alles Bemühen war vergebens. Indem deuchte mich, als ob auf der Grube und am Rande ein kleiner ſchöner Knabe ſtünde, der mir ein Stäblein reichte, unter dem Schein, als ob er mich damit heraushelfen wollte. Ach du armes Kind, fing ich an, mit dieſem Stäblein wirſt du mich nicht herausziehen; ich würde dich eher zu mir herunterreißen. Es ſagte aber: ich ſollte mich nur anhalten, es würde ſchon angehen. Kaum hatte ich das äuſſerſte Ende ſeines Stabes angerührt und gefaßt, ſo wußte ich nicht, wie mir geſchahe; denn in dem Augenblick befand ich mich außer der Gruben oben bei dem Knaben". Dieſer Traum, noch mehr aber die ſonderbare Beichtabſolution, die ihm ein leipziger Prediger ertheilt, fing auf einmahl unſern unglücklichen Hypochondriſten zu beruhigen an. Sein Herz fängt jetzt wieder ruhiger zu ſchlagen an, ſeine bisher-

bisherigen Schreckbilder der Phantasie verlassen ihn, — und zwar auf eine lange Zeit, er vergießt Freudenthränen, seine Gestalt wird wieder menschlicher, — und das alles aus einem sehr richtigen psychologischen Erfahrungsgrunde: daß die Seele nach langem ausgestandenem Kummer oft in dem Augenblicke, da sie noch davon gedrückt wird, durch eine Art eigener Spannkraft sich davon befreiet, und nun in einen desto stärkern und lebhaftern Genuß der Freude übergeht. Daß die Seele dazu erst gewiße Veranlassungen, gewiße Hülfsbilder haben müsse, ist natürlich; — aber unnatürlich wäre es, wenn man annehmen wollte, daß der Uebergang von Seelenleiden in ruhigere und angenehmere Gefühle durch unmittelbaren Einfluß der Gottheit verursacht würde.

P.

(Die Fortsetzung folgt.)

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Unwillkürlicher Hang zum Stehlen und Geldleihen. 11.

2. Ein Brief an Gaßnern von Lavater. 32.

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber die unwillkürliche Abneigung gegen gewiße Menschen. — Moralische Antipathie. 36.

2. Beispiel einer schnellen Liebe. 53.

3. Ein sonderbarer Traum. 55.

4. Stärke der Einbildungskraft. 62.

5. Fortsetzung der Fragmente aus dem Tagebuche des verstorbenen R . . . 65.

6. Einzelne psychologische Beobachtungen und Bemerkungen, zu weiterm Nachdenken aufgesetzt. 69.

Zur Seelenzeichenkunde.

— A — J — K — Bekenntniß. 76.

Aus einem Briefe. 100.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Auszug aus M. Adam Berends eigener Lebensbeschreibung. 103.

Digitized by Google

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Fünften Bandes zweites Stück.

Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Da es der gegenwärtigen Natur und Beschaffenheit unserer Seele, ein Vorhersehungsvermögen derselben, oder, wie es Andere genennt haben, eine vim divinatoriam, anzunehmen, durchaus zuwider ist; — so fragt sichs nun aber: ob unsere Ahndungen nicht vielleicht auf eine andere Art erklärbar sind? Können wir nicht vielleicht Ahndungen durch Hülfe außer uns vorhandener Geister haben, und was lassen sich für reelle psychologische Gründe für diese Meinung anführen? — Ich antworte: keine! wenigstens gewiß keine wahrscheinliche, keine gegründete.

Alle neue Begriffe und Empfindungen, welche wir bekommen und in uns wahrnehmen, gründen sich natürlicherweise auf Selbstbeobachtung, Selbstdenken; oder auf den Unterricht von Andern, vermöge symbolischer Zeichen, sie mögen nun in eigentlicher Wortsprache, in Gesichtsausdrücken oder Gesten bestehen. Es ist bisher noch kein Weg entdeckt worden, und es wird auch wohl nie ein solcher entdeckt werden, wie uns andere Menschen ohne symbolische Zeichen ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen können. Selbst bei den oft so schnellen und überraschenden Gefühlen der Sympathie, wo eine Seele in die andere übergehen, in ihr zu leben und zu empfinden, mit ihr durch einen unsichtbaren, unerklärlichen Einfluß verbunden zu seyn scheint, müssen entweder würkliche Gegenstände, würkliche Zeichen — oder eingebildete vorhanden seyn, die auf eine symbolische Art zu unserm Herzen reden.

Aber, könnte man sagen, jene Mittheilung neuer Ideen zwischen uns und höhern uns umgebenden Genien, ist doch möglich. Vielleicht würken diese auf eine unsichtbare Weise, für welche unsere Seele einen geheimen Sinn hat, wenn sie gleich die Berührung, die Bewegung dieses Sinnes nicht erklären, noch den individuell auf sie würkenden Geist angeben kann, jene Vorgefühle der Zukunft in uns, die so viele Menschen gehabt zu haben vorgeben; jene Begriffe und Vorhersehungen

gen, die in dem vorhergehenden Seelenzuſtande keinen Grund hatten? — —

Dieſes vielleicht wäre nun freilich eine ſehr leichte und bequeme Art, den Ahndungen einen gewiſſen Credit zu verſchaffen, — wenn es nur auch ſchon ausgemacht wäre: ob unſere Seele einen einzigen Begriff ohne ſymboliſche Erkenntniß oder Selbſtdenken, und ein Vorgefühl von einer durchaus zufälligen Sache durch ein anderes geiſtiges Weſen außer ihr haben könnte. Zwei Hinderniſſe, die jener Erklärungsart der Ahndungen vornehmlich im Wege liegen.

Wir mögen nehmlich denken, was wir wollen, das denken wir uns in Verbindung mit einem gewiſſen, entweder durch den Gebrauch ſchon beſtimmten, oder auch willkürlichen ſymboliſchen Zeichen, in Verbindung mit einem gewiſſen Worte, oder wie die Taub- und Stummgebornen, unter einer gewißen Geſichtsmiene, einer körperlichen Bewegung. Ohne dieſe Einrichtung unſerer Natur, (das Reden mag nun entweder, wie Einige geglaubt haben, ſchon für den einzelnen Menſchen Bedürfniß, oder Convention, Bedürfniß des geſellſchaftlichen Lebens ſeyn,) würde es uns erſtaunlich ſchwer fallen, deutliche Begriffe zu bekommen, am langſamſten würden ſich aber vollends abſtracte Ideen in uns entwickeln können.

Wir ſtellen uns bei dem erſtaunlich ſchnellen Wechſel unſerer ſinnlichen und abſtracten Vorſtel-

lungen freylich jenes ſymboliſche Zeichen nicht immer deutlich vor, wir denken ſogar oft über eine Sache fort, deren Benennung wir ganz verloren haben; allein dieſes widerlegt die Nothwendigkeit einer ſymboliſchen Erkenntniß gar nicht. Im erſten Fall, wo ſich oft Ideen gegen Ideen auf einmahl vertauſchen, in einander auflöſen, und ohne daß wir den Grad ihrer Weile, die jede Vorſtellung haben muß, fühlen könnten, unbegreiflich geſchwind mit einander abwechſeln, ſtellt ſich die menſchliche Seele würklich jedes einzelne Wort nur in der möglichſt größten Schnelligkeit vor; — denn wir bemerken es den Augenblick, wenn uns in dem ſchnellen Fluge unſerer Gedanken ein Wort fehlt, und es hat Redner gegeben, die durch den Verluſt eines einzigen Wortes bei der ſchnellen Folge ihrer Gedanken ſo verwirrt wurden, daß ſie den ganzen Faden nicht wiederfinden konnten.

Im zweiten Fall, wo die menſchliche Seele über eine Sache fortdenkt, ohne ihre Benennung behalten zu haben, behält ſie doch allemahl eine ſehr lebhafte und gleichſam ängſtliche Erinnerung, daß es für jene Sache einen würklich ſymboliſchen Ausdruck giebt; aber wie ſehr geneigt ſie ſich fühlt, dieſen Ausdruck wieder zu erhaſchen, wie ſie ſich bemüht, auf ſeine Spur zu kommen, oft auf einmahl alle andere Gedanken abbricht und auf das verlorne Wort denkt, wird ein jeder aus eigener Erfahrung wiſſen. Verliert ſie vollends mehrere Worte auf

ein-

mahl; ſo geräth ſie in den Zuſtand der Verwirrung, und ich kann es mir ſehr gut denken, wie einige Menſchen melancholiſch werden konnten, weil ihr Gedächtniß mitten im Reden ihnen nicht jedesmahl die Worte, welche ſie ſuchten, herbeiſchafte.

Wenn nun die menſchliche Seele ohne ſymboliſche Zeichen durchaus keine neuen Begriffe von Andern außer uns erhalten kann, wenn dazu entweder Eindrücke auf unſere Geſichtsnerven, auf unſer Gefühl, oder Worte für unſer Gehör unumgänglich nothwendig ſind; — ſo iſt es nun auch unbegreiflich, wie ein außer uns befindlicher Genius, — weder durch Geberdenſprache; denn wie ſollte die ein unſichtbares Weſen machen können? noch durch Worte; denn wie kann ein ſolcher Geiſt würklich reden? — neue Begriffe und ſogar Vorgefühle der Zukunft in uns erregen könnte.

Nicht durch Zeichen- und Wortſprache, könnte man mir ſagen; dieſe iſt ja auch nicht das einzige Vehiculum, wodurch neue Begriffe von andern außer uns befindlichen Weſen in unſere Seele geſchoben werden können. — Können nicht außer uns daſeyende Geiſter mit unſerer Seele einen gewiſſen andern, uns bisher noch unbekannten Communicationsweg haben; können ſie nicht eine Sprache mit uns reden, wozu ſie keine Geſichts- und Gehörsnerven nöthig haben, und zeigen nicht manche ſchnell in uns entſtandene herzerhebende, unerwartete Gedanken und Gefühle ſehr wahrſchein-

lich, daß wir sie von andern geistigen Wesen außer uns bekommen haben müssen? — — —

Und dieses sind die Hauptgründe, womit man die Hypothese von der Einwürkung anderer Geister auf uns unterstützt? Ich erstaune, wenn ich sogar oft von Philosophen diese und keine andere Argumente für jene Grille angeführt finde, und ich kann ohnmöglich glauben, daß sie hiebei über die Natur der menschlichen Seele ernsthaft nachgedacht haben können. Ob es irgend einmahl einen andern Communicationsweg zwischen uns und andern Geistern, auf einer viel höhern Stufe unserer Entwickelung, als symbolische Sprache, geben kann, will ich hier nicht bestreiten; ob mir gleich diese symbolische Sprache für jedwede Mittheilung unserer Begriffe auch in der Ewigkeit sehr nothwendig scheint; — aber in der gegenwärtigen Epoche unseres Daseyns und unseres Denkens ist durchaus kein anderes Vehiculum einer gegenseitigen Mittheilung der Begriffe vermöge der bekannten Natur unserer Seele gedenkbar, als symbolische Zeichen, weil wir durchaus ohne diese Zeichen nicht deutlich und zusammenhängend denken können, wenn wir einmahl eine Sprache gelernt haben.

Jene schnell in uns entstandenen herzerhebenden, unerwarteten Gedanken und Gefühle, welche die Andacht so gern vom Himmel herableiten möchte, beweisen auch nichts, und können gewiß sehr natürlich erklärt werden, wenn man die Umstände

und

und die Anſtrengung der Einbildungskraft genau kennt, wodurch jene Gedanken und Gefühle erzeugt und begünſtigt werden. Man muß den Menſchen, die Natur ſeiner Seele, die Art und Weiſe, wie ſich in ihm Begriffe entwickeln und Gefühle hervorbringen, gar nicht kennen, wenn man annehmen kann, daß irgend etwas Unnatürliches darin vorgehen könne. Die Unwiſſenheit und Schwärmerei hat unendlich oft den ſeltſamſten Bizarrerien in Gedanken und Empfindungen den Namen göttlicher Würkungen gegeben, und die menſchliche Eitelkeit, welche ſo gern einen höhern Umgang mit unſichtbaren Geiſtern träumt; — oder ihn auch nur affectirt, hat dieſen Träumereien ein widerrechtliches Privilegium der Wahrheit gegeben, ohne einen andern Richter dabei zu Rathe zu ziehen, welcher doch allein der Lehrer aller Wahrheit ſeyn müßte, — nehmlich die geſunde Vernunft.

Aber geſetzt, wir wollten einmahl obigen unpſychologiſchen Satz von der Communication unſichtbarer Geiſter, welchen ſo viele geſcheidte Köpfe, — freilich zum Erſtaunen des geſunden Menſchenverſtandes, — geglaubt haben, annehmen; ſo entſteht hierbei wieder die ſehr ſchwierig zu beantwortende Frage: wie können wir von höhern Geiſtern in blos zufälligen Begebenheiten unſeres Lebens Unterricht erhalten, da ſie zufällige Dinge, ſo wenig wie wir wiſſen können, oder wenn es überhaupt nichts Zufälliges giebt, wie

iſt es denkbar, daß ein eingeſchränkter Geiſt, (denn dies ſind auch die weit über uns erhabnern Weſen —) das ganze Univerſum ſo überſchauen könne, daß er das Nothwendige, uns aber zufällig ſcheinende, uns dennoch entdecken könne? —

Es läßt ſich nicht denken, daß ein eingeſchränkter Geiſt das ganze Univerſum überſieht, und folglich müſſen ihm noch unzählig viele Dinge zufällig ſcheinen, und er kann auf keine andere Art etwas Künftiges vorherſehen, als in ſo fern er das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleicht und daraus auf irgend eine individuelle Begebenheit einen Schluß macht, ſo wie der Menſch etwas vorherſieht.

Daß ein Menſch, der ſeinen Weg ganz von ohngefähr vor einem Gebüſch vorbei nimmt, auf die zufälligſte Weiſe von der Welt durch eine Kugel, welche nach einem Wild abgeſchoſſen wurde, ſein Leben verliert; daß ein Anderer durch eine unerwartete Unordnung des Bluts im Tanze todt zur Erde fällt; daß ein völlig geſunder Menſch übermorgen ſterben wird; daß meine Schickſale des Lebens dieſe, und keine andere Wendung nehmen konnten, da es für die Vorſtellungskraft eines endlichen Geiſtes unendlich viel andere Wendungen geben kann, — alle dergleichen würklich zufällige Begebenheiten können mir von keinem endlichen Geiſte entdeckt werden, weil er ſie ſelbſt nicht weiß.

Doch

Doch ich muß noch einen Einwurf berühren, welchen man gegen meinen letztern Satz von der Unmöglichkeit, daß uns Geister zufällige Begebenheiten bekannt machen könnten, anführen dürfte. Wie könnte man sagen, wenn nun jene Geister, was gar nicht unwahrscheinlich ist, die Ursachen von gewissen uns zufällig scheinenden und bevorstehenden Begebenheiten auf eine natürliche Art vorherwissen, die wir nicht kennen? Wie, wenn sie uns vermöge ihrer Schnelligkeit Nachrichten in einem und dem nehmlichen Augenblick von andern Orten bringen könnten, wenn sie Schwedenburgen sagten: daß es eben jetzt in Stockholm oder Copenhagen brenne, wenn sie einer Frau von R — r, die behauptete, daß eben jetzt ihr Sohn in einer Bataille blieb, diese Botschaft als Zeugen jener Begebenheit schnell überbrachten? — —

Das ließe sich nun freilich hören, (obgleich eine solche Ahndung, ein solches Vorhersehen nicht mehr Ahndung, Vorhersehen wäre); allein, ich frage mit Recht hier wieder: wie brachten denn jene Geister solche Nachrichten, wie theilten sie dieselben mit, da wir von Andern in unserer gegenwärtigen Existenz ohne symbolische Zeichen nichts Neues erfahren können? Ich frage weiter: ist denn die angenommene Schnelligkeit der Geister, (die man oft so unphilosophisch aus der Schnelligkeit unserer Gedanken hat beweisen und damit vergleichen wollen,) womit sie uns von fernher Begebenheiten bekannt

kannt machen, schon erwiesen? — und was ich billig hätte zuerst fragen sollen: giebt es denn würklich uns umgebende Genien überhaupt? Kann ich eine Hypothese, (die Ahndungen) mit einer andern Hypothese (uns umgebende Geister) beweisen, und darf ich nicht an der ganzen Sache zweifeln, so lange ich keine andere, als solche Gründe für sie habe? — —

Ich komme zum letzten Zufluchtsorte derer, welche an Ahndungen und Vorgefühle des Zukünftigen glauben. Die Gottheit, sagen sie, kann vermöge ihrer Allmacht neue Ideen in uns erwecken; sie kann uns also auch, freilich auf eine unbegreifliche Art, zukünftige Dinge bekannt machen und vorhersagen. Auch diesen Satz kann man nicht so geradezu annehmen. Man hat sich von jeher sehr schiefe und unrichtige Begriffe von der göttlichen Allmacht erträumt, man hat sich sogar nicht gescheut zu sagen: daß Gott auch das Sonderbarste, das Widernatürlichste, das, was gar nicht in der Natur der Dinge gegründet ist, würklich machen könne. Welch eine Gottheit! Gott macht nach den reinen Vernunftbegriffen, die wir von seinen Eigenschaften haben, nichts würklich, kann nichts würklich machen, was nicht in dem ewigen Wesen der Dinge gegründet ist. Dieses Wesen kann er nicht ändern, er kann also auch nicht machen, daß meine Seele Begriffe empfängt, die nicht in der Natur, in dem Wesen ihrer individuellen Denkkraft

kraft gegründet ſind, und wider die Art und Weiſe ſtreiten, wie ich nach den Anordnungen der Natur Begriffe in mir aufnehme, und, ſo lange ich nach eben dieſen Anordnungen der Natur nicht einem ewigen Wirwarr meiner Vorſtellungen unterworfen ſeyn ſoll, in mir aufnehmen muß.

Und endlich, woran ſoll ich denn dieſe neuen durch die Gottheit in mir gewürkte Begriffe und Gefühle erkennen?

a) An der unerwarteten Schnelligkeit, mit welcher ſie, ohne in einem vorhergehenden Seelenzuſtande zu liegen, entſtehen? Nimmermehr! die bloße Schnelligkeit einer Idee, eines Gefühls kann kein Beweis ihres göttlichen Urſprungs ſeyn. — Alsdann müßten unſere meiſten Vorſtellungen und Gefühle einen göttlichen Urſprung haben, und die lebhaften, ſchnellen Empfindungen der einfältigſten Schwärmer wären denn am erſten die Kinder einer göttlichen Kraft. Aber wer will nun auch beſtimmen, daß, und ob eine ſolche lebhafte ſchnelle Idee nicht in einem vorhergehenden Seelenzuſtande gegründet geweſen ſey? Wer vermag alle die innern Veranlaſſungen unſerer Denkkraft, unſerer dunkeln Gefühle, unſerer Organiſation anzugeben, welche auf eine geheime Art bei ſolchen Vorſtellungen, aber auf eine ſehr natürliche Weiſe gewürkt haben, die in keiner der vorhergehenden Modificationen unſeres Geiſtes gegründet zu ſeyn ſchienen, — und wer kann es denn läugnen,

daß

daß unſere eigene Geiſteskraft oft ganz mit den vorhergehenden Zuſtänden des Denkens betrogene Begriffe gleichſam aus ſich ſelbſt hervorbringt.

b) Aus dem bangen oder herzerhebenden Gefühle, welches ſie begleitet? — Auch nicht! Denn wie kann ich wiſſen, ob jenes bange herzerhebende Gefühl nicht blos eine Würkung meiner Einbildungskraft, meines dicken oder lebhaften Bluts, meiner gegenwärtigen verſteckten Gemüthslage ſey, zumahl da es ausgemacht, daß jene bangen und herzerhebenden Gefühle faſt immer körperlichen Urſprungs ſind.

c) An dem damit verbundenen deutlichen Bewußtſeyn, daß dies oder jenes würklich eintreffen werde? — Gewiß nicht! Denn jenes Bewußtſeyn kann durch bloße Bilder der Phantaſie ſeine Stärke und Lebhaftigkeit erhalten haben, und wie viele hundert Fälle giebt es nicht, wo die Menſchen etwas ganz poſitiv vorherzuſehen glaubten, was nicht eintraf. — Wo blieb alſo bei dergleichen Fällen der geträumte Credit eines angenommenen göttlichen Einfluſſes? — —

Man gehe **alle Kennzeichen** menſchlicher Begriffe und Vorſtellungsarten durch, und man wird kein einziges finden, von dem ich mit Gewißheit ſagen könnte: daß es einen göttlichen Urſprung eines in uns entſtandenen beſondern Gefühls oder einer ſolchen Idee deutlich anzeige. Solange es alſo dergleichen ſichere Criterien eines uns

durch

durch göttlichen Einfluß mitgetheilten Begriffs oder Gefühls nicht giebt; sind wir auch auf keine Weise befugt, den Ursprung der Ahndungen Gott zuzuschreiben, hier nicht zu gedenken, daß diese ihre Entstehungsart der Weisheit und Güte unseres Urhebers schnurgerade entgegenstehen würde; zumahl da nicht selten die Ahndungen die unbedeutendsten Kleinigkeiten betreffen.

Nun will ich die noch rückständigen Beiträge über Ahndungen und Visionen kürzlich durchgehen, welche in den drei ersten Bänden dieses Magazins vorkommen.

Seite 20 (dritten Bandes drittes Stück) kommt ein Beitrag vor, welcher ahnendes Vorgefühl der Krankheit überschrieben, und von einem sehr glaubwürdigen Manne eingeschickt ist. Wer mit Aufmerksamkeit den ganzen Aufsatz durchlieset, wird leicht bemerken, daß alles, was der Herr Verfasser von sich erzählt hat, sehr natürlich zugegangen ist. Er hat vor kurzem seine Mutter begraben, er kommt auf den Kirchhof in der Stadt, wo er im Winterquartier liegt, und kann sich da unter einem empfindlichen Schauer nicht des Gedankens erwehren: sollte auch wohl auf diesem Kirchhof dir dein Grab bestimmt seyn? „Es erwachte damit das Andenken an meine verstorbene Mutter ꝛc.“ — — — Dieser bloße vermuthliche Gedanke: solltest du wohl dein Grab hier finden, kann doch wohl eigentlich kein ahnendes

Digitized by Google

des Vorgefühl einer Krankheit genennt werden, es lag ganz natürlich in der Seele eines ernsthaften Mannes, der erst kürzlich seine geliebte Mutter begraben hatte, dessen Gemüth noch voll von wehmüthigen Empfindungen ist; – endlich ein Gedanke, der gewöhnlich vielen Menschen einzufallen pflegt, wenn sie sich auf einem Kirchhofe befinden, wie ich aus eigener Erfahrung weiß; aber jenes Vorgefühl traf ja doch beinahe ein; der Verfasser wird würklich krank. Dies war wieder sehr natürlich. Er wird in ein Lazareth gerufen, und ein starker Qualm schlägt ihm daraus entgegen, als ihm die Lazarethsstube geöffnet wird. Da ist ja die natürlichste Ursach seiner Krankheit, die ohne jenes angegebene Vorgefühl eben so natürlich entstanden seyn würde, weil er von den giftigen Dünsten der Krankenstube angesteckt wurde, und auch gleich anfangs einen Schauder dabei empfand.

Sonderbarer scheint mir das in eben diesem Beitrage vorkommende Beispiel von einem Vorgefühl der Gesundheit zu seyn. Weil nehmlich der Verfasser gegen den Sonntag hin, wo er predigen soll, immer kränker wird; so bittet er einen andern Prediger, seine Stelle zu vertreten. Dieser schlägt es ihm ab. Sein Wirth will dem Commandeur des Regiments seine Krankheit anzeigen, weil er unmöglich predigen könne; allein der Verfasser will es nicht zugeben. Es dringt sich ihm der Gedanke mit größter Lebhaftigkeit auf: nein! du mußt predi-

predigen; predigst du nicht, so kommst du nicht von deiner Krankheit auf; predigst du aber, so sey von deiner gewissen Genesung versichert! ꝛc. Er predigt auch würklich, so schwach er übrigens ist, eine ganze halbe Stunde, und den nehmlichen Nachmittag sieht er Flecken auf seinen Händen, — fällt in ein vier Wochen langes Delirium, und wird endlich — wieder gesund. Ich glaube, daß der Herr Verfasser es auch geworden seyn würde, wenn er obigen Gedanken nicht so fest in seine Seele gefaßt hätte, welcher wahrscheinlich halb durch den Verdruß, daß sein College ihm die Predigt abschlug, und daß er durchaus nicht die Kirchenparade abgestellt haben wollte, und halb durch die schon kränkelnde Phantasie, und wer weiß, durch welche andere innere Gründe des Gemüths seine Lebhaftigkeit erhielt. Es läßt sich auch annehmen, daß manchmahl kranke Leute durch eine lebhafte Vorstellung ihrer Genesung-gesund werden könnten, wie oft Gesunde aus Einbildung krank werden.

Seite 106 in eben diesem Stücke kommt sogar eine Vision vor, die, wenn sie auch aus des vortrefflichen Pfeffels eigenen Munde kommt, doch höchst unglaublich ist.

Der blinde Pfeffel und sein Bruder gehen mit einem Freunde auf einem mit Bäumen besetzten Platze öfters spazirem. Sie bemerken, daß der Geistliche (ihr Freund) immer nur bis auf einen gewis-

gewiſſen Fleck geht, und dann wieder umkehrt. Sie gehen weiter, er nie. Sie befragen ihn nach der Urſach, er weigert ſich lange, herauszurücken; — endlich geſteht er, daß auf dem Flecke, wo er umkehrte, eine weiße, lange, hagere Menſchenfigur ſtände, die ihn verhinderte, weiter zu gehen. — — — Die Pfeffels merken ſich den Platz, laſſen nachgraben, und finden etliche Fuß tief im Boden ein Todtengerippe. Sie laſſen es wegbringen, ſcharren das Loch wieder zu, gehen mit dem Pfarrer dort wieder ſpaziren, — und nun ſieht der Pfarrer die Geſtalt nicht mehr. —

So unwahrſcheinlich die ganze Erzählung iſt, ſo wünſchten wir doch über das ganze erzählte Factum eine nähere Auskunft zu bekommen, da der Pfarrer ein rechtſchaffener und aufgeklärter Geiſtlicher genannt wird, und der liebenswürdige aufgeklärte Pfeffel es ſelbſt erzählt haben ſoll.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur

Digitized by Google

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Auszug aus M. Adam Bernds eigener Lebensbeschreibung.

Fortsezung.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Ich übergehe eine Menge von Begebenheiten in dem Leben dieſes ſonderbaren Mannes, welches den reichhaltigſten Stof zu einem pſychologiſchen Romane in ſich enthält. Sehr viele Zufälle ſeines Lebens, ſo ſonderbar ſie auch immer ſeyn mögen, haben eigentlich keinen Bezug, wenigſtens keinen ſichtbaren, auf ſeinen auſſerordentlichen Gemüthszuſtand, und gehören daher auch nicht in dieſes Magazin.

Wir haben ſchon im Vorhergehenden geſehen, welch eine Menge der ſchrecklichſten Bilder ſeine Phantaſie durchlaufen mußte, ehe ſich ſeine geängſtete Seele wieder etwas erhohlen konnte, und wir haben ihn endlich bei einer völlig ruhigen Gemüthsſtimmung verlaſſen; aber auch diesmahl war ſie eigentlich nur eine Meeresſtille, worauf einige Zeit

nachher wieder fürchterliche Stürme folgten. Ehe wir dahin kommen, mag uns der Verfaſſer eine ſonderbare an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung erzählen, die mir ſehr ungewöhnlich zu ſeyn ſcheint.

„Um ſelbige Zeit, (1707) ehe ich aus Breslau wieder abreiſete, (wohin er aus Leipzig, um eine Probepredigt zu thun, gegangen war) begegnete mir ein ſeltſamer Caſus, der zwar vielen lächerlich ſcheinen möchte, der mich aber in ſolche Verwunderung geſetzt, und zu ſo vielem weitern Nachſinnen Gelegenheit gegeben, daß ich mich gar nicht ſchäme, denſelben hier zu erzählen. Ich rauchte einſt des Abends vor Tiſche, da ich aus der Kälte, ſo mäßig war, wiederum nach Hauſe und in mein Quartier kommen war, eine Pfeife Tobak. Ich hatte kaum etliche Züge gethan, ſo fing mich alles im Munde, Zahnfleiſch, Gaumen, Zunge, in Summa, ſo weit ſich der Rauch, den man in den Mund ziehet, erſtrecket, auf eine ungewöhnliche, ja, ich möchte bald ſagen, auf eine unbeſchreibliche Weiſe an zu titilliren. Je länger ich rauchte, je mehr nahm dieſe angenehme und ſüße beiſſende Empfindung zu, daß ich nicht wußte, wie mir geſchah, noch was ich denken ſollte. Ich überlegte, was ich etwa gegeſſen hätte, ich forſchte bei meinem Bruder nach, wer mir den Tobak gehohlt, und bei wem er wäre gehohlt worden; ich konnte aber nicht entdecken, was ich als eine Urſache ſolcher delicieuſen Empfindung hätte anſehen mögen. Mein Lebtage hat mein Mund

keine

keine ſolche Freude und Wolluſt gehabt, als dieſes-mahl, was ich auch gegeſſen und getrunken. Ich habe in der Jugend ein und das anderemahl Tobak ore vinoro geraucht, welches auch annehmlich ſchmeckt; doch dies iſt ſo was ſchlechtes, daß ich mich ärgere, daß ich eine Vergleichung damit anſtellen will. Ich legte die Pfeife weg, ich nahm ſie wieder, der ſcharfe durchdringende Geſchmack blieb einmahl wie das andre. Ich bin verſichert, wenn dergleichen alle Tobaksbrüder bei ihrem Tobakrauchen empfänden, was ich damahls empfand, ſie rauchten ſich daran zu ſchanden, oder ſtächen und hieben ſich darüber zu Tode. — — Bei der folgenden Pfeife aber, die ich anſteckte, hatte die Herrlichkeit ein Ende. Dieſelbe ſchmeckte wie Numer 7, davon die Elle einen Dreier kommt, und dergleichen ich noch zu rauchen pflege “.

„ Ich hatte meine Reflexion darüber. Wenn Gott wollte, dachte ich, ſo könnte er leicht Materie und äußerliche Objecte finden, alle Gliedmaßen unſeres Leibes, ſie möchten ſtehen wo ſie wollten, auf eine ſolche Weiſe zu bewegen, daß die größte Wolluſt daraus entſtehen müßte. Die Wolluſt kommt in der Welt dem Schmerz nicht gleich, den wir Menſchen in Gliedern oft fühlen. Ein Hühnerauge iſt ein geringes Ding, und was kann das nicht vor Pein machen, wenn es zu toben anfängt! Was ſoll ich von Zahnſchmerzen ſagen, welche ich oft in ſo großem Maße gehabt, daß ich nicht davor ſchla-

sen, noch des Tages etwas davor verrichten können! Habe ich aber jemahls in Zähen oder in Zähnen solche Wollust empfunden, die dem Schmerze gleich gewesen, so ich in denselben ausgestanden? Sollte aber derjenige Theil des Leibes, so des Schmerzens fähig, nicht durch eine andere Bewegung eben so gut eines gleichen Grades der Wollust fähig seyn? Es scheint, daß Gott weise Ursachen gehabt, daß er die Wollüste des Leibes nicht so groß und so viel, als die Schmerzen desselben in der Welt gemacht, weil die Menschen sonst ihr Herz noch hundertmahl mehr, als jetzund geschiehet, an die Welt und an die Erquickungen, die wir mit den Thieren gemein haben, hängen dürften. — Wer weiß, was geschehen seyn würde, wenn die Menschen im Stande der Unschuld geblieben wären? Und wer weiß, was Gott einst im Himmel thun wird? Ob nicht daselbst alle Glieder des verklärten Leibes öfters-dermaßen werden bewegt werden, daß die größten und süßesten Empfindungen daraus entstehen werden. Sollten die vielen sinnlichen Kräfte und Fähigkeiten, so hier der Seele wesentlich gewesen, im Himmel aufhören, und nicht vielmehr auf einen höhern Grad gesetzt werden? Sollte das Vergnügen des Leibes im Himmel einmahl nicht eben so groß seyn, als hier auf Erden der Schmerz gewesen? *) — — Nach

*) In Absicht dieser Fragen läßt sich freilich nichts mit Gewißheit bestimmen; aber so viel kann doch wohl nicht

Nach hundert mißlungenen Verſuchen, ein Amt zu bekommen, wird Berend endlich 1711 zum Prediger an der Peterskirche zu Leipzig erwählt, welches Amt er bis 1728 bekleidete, in welchem Jahre er wegen ſeines Buchs (Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen und in das ganze Leben des Menſchen, Helmſt. und Leipz. 1728) ſeine Predigerſtelle niederlegen mußte.

nicht geläugnet werden, daß in der menſchlichen Maſchine noch eine viel größere Anzahl von Anlagen zu ſinnlichen Vergnügungen verborgen liege, als wir jetzt genießen. Das Gefühl, als der ausgebreitetſte Sinn, iſt noch unendlich vieler Verfeinerungen und Empfindungen fähig, die wir erſt einmahl in Zukunft werden kennen lernen; vielleicht liegt in jedem Theilchen unſerer Maſchine eine eben ſo große Anlage, an demſelben ein ſinnliches Vergnügen, als einen ſinnlichen Schmerz zu empfinden, und es läßt ſich gar wohl denken, daß unſer Leib einmal ſo verfeinert werden kann, daß die ihn umſtrömende Materie des Aethers einen unaufhörlichen angenehmen Kitzel an den Endfäden der Nerven hervorzubringen im Stande iſt. Man weiß von den Türken, daß ſie bei ihren verliebten Zuſammenkünften einen hohen Grad der Wolluſt darein ſetzen, wenn ſie ſich einander die Fußſolen leiſe mit den Zähen berühren können. Freilich mag die Natur wichtige Abſichten gehabt haben, warum ſie uns nicht überall ſo empfindlich für das Vergnügen, als für den Schmerz gemacht hat. Wir würden ganz allein für das erſtere Leben, ohne an eine höhere Beſtimmung unſrer Natur zu edeln Handlungen und an die Ausbildung unſeres Geiſtes zu denken.

Seine Predigten fanden bald einen erstaunlichen Beifall. Er sagt: daß oft über 40 Kutschen vor der Kirche gehalten, wenn er gepredigt habe, und daß seine Vorträge von den vornehmsten und angesehendsten Leuten häufig besucht worden wären, und woran sein neuer, zum Theil dogmatisch moralischer Lehrvortrag mit Ursache gewesen sey. Er erhielt von Vielen sehr reichliche Geschenke, und war der geistliche Rathgeber einer Menge von vornehmen Familien, die ihn wie ihren Vater liebten. Allein dieses Glück dauerte nicht sehr lange. Die Geistlichen, neidisch auf seinen Ruhm, fingen ihn zu verfolgen an, und jeder kleine Fehler wurde, ihn anzuschwärzen, genutzt. Man zog ihn öffentlich in den Predigten durch, und suchte seine Zuhörer zu bereden, daß er Dinge vortrüge, die sich nicht auf die Kanzel schickten. Zu diesem Amtsleiden gesellten sich nun aber auch bald seine neuen Leibes- und Gemüthsunruhen. Sein Körper wurde auf einmahl wieder so schwach, daß er mit einer Art Höllenangst die Kanzel bestieg, indem er eine beständige Neigung zum Vomiren in sich fühlte, welche Neigung in ihm auch jedesmahl rege wurde, wenn er Menschen erblickte, die ihres Verstandes beraubt waren. „Das Bild eines thörigten Menschen, sagt er, oder auch eines Patienten, der im Fieber raset und seltsame Dinge redet, drückt sich so tief in mein Gehirne, daß ich es etliche Tage nicht herausbringen kann, und immer eodem modo agiren will“.

(Es

(Es ist bekannt, daß die Tollheit so wie ein Fieber nervenschwache Leute anzustecken im Stande ist.)

Die Leiden, welche der unglückliche Berend von 1715 — 1720 an Leib und Seele ausgestanden hat, sind erstaunlich, die kleinste Veranlassung war im Stande ihn Tagelang mit den schrecklichsten Bildern der Phantasie zu foltern; so wurde er einmahl aufs heftigste von einer Todesfurcht angegriffen, weil er seinen Huth hatte ins Wasser fallen lassen, welches er für eine Vorbedeutung seines nahen Endes hielt. — Doch er mag seinen unglücklichen Zustand selbst schildern.

„Der größte Sturm meiner Anfechtung kam 14 Tage vor Ostern (1717) über mich, welcher einer der größten in meinem Leben gewesen. Freitags vor Judica war ein Bußtag, und Sonntags darauf sollte ich das Capitel von dem Propheten Elia in der Vesper erklären, da er in der Höhle vor Furcht sich verkrochen. Gott bescherte mir bei dem Meditiren darauf allerhand schöne Porismata und Gedanken, so daß ich mich recht auf dieses Capitel freuete, und Gott bath, daß er doch seinen Seegen zu dessen Erklärung geben wolle. Sonntags nach Tische meditirte ich noch ein wenig auf die Predigt, bis um 2 Uhr, da der Gottesdienst angehet. Ich weiß nicht mehr, ob ich zu Hause, ehe ich ausging, vergessen noch einmahl auf den Pot de Chambre zu gehen, oder ob bei dem langen Liede: Ist Gott für mich, so trete ꝛc. sich schon so viel Wasser wiederum

gesammlet: (gewiß ist es, daß ich nicht durch unmäßiges Essen und Trinken daran Schuld gewesen, weil ich mein ordentlichs Maas hatte, so oft ich predigte.) Kurz, ich hatte kaum das Capitel zu erklären angefangen, so konnte ich mich auf etwas, das ich sagen wollte, nicht bald besinnen, und indem ich mich stark anstrenge und das Gedächtniß forcire, so merke ich, daß mein Urin fort will, und dies mit einem solchen starken Nisu und Treiben, daß ich den Augenblick in die größte Furcht gesetzt wurde, und je mehr ich fürchtete, daß es geschehen möchte, je mehr wuchs die Noth. Ich konnte nicht länger auf der Kanzel stehen, sondern suchte mich durch Niedersetzen zu helfen; aber auch dieses half nicht, sondern es incommodirte mich dieser unvermuthete Zufall so unmäßig, daß ich mit dem Capitel über Hals über Kopf eilte, die wichtigsten Dinge nur flüchtig und obenhin berührte, so daß ich in drei Viertelstunden schon damit fertig war, und also den ganzen Brei verschüttete, oder das ganze Capitel mehr verderbte, als erklärte. Jedermann wollte wissen, was mir zugestoßen, ich sagte aber niemanden das geringste davon, zwang mich auch nach der Predigt, und stand unsägliche Angst bei dem Seegensprechen aus, in der gänzlichen Meinung, es würde mir vor dem Altar noch begegnen, was ich auf der Kanzel befürchtet hatte. Denn wäre ich, sobald ich von der Kanzel kam, auf die Seite gegangen, so würde jedermann haben errathen können,

Digitized by Google

nen, was mich oben auf der Kanzel und unter der Predigt geplagt hätte. Ein beherzter Prediger würde sich aus einem solchen seltsamen Zufalle nichts gemacht haben, aber bei mir armen furchtsamen Thiere, der dazumahl ohnedem in lauter Nacht und Finsterniß, ohne Trost und Empfindung der Gnade Gottes hinging, war es ein Grund zu erschrecklichen Gemüthsplagen, so darauf folgten".

„Gegen Abend überfiel mich ungewöhnliche Angst wegen des Zukünftigen, und wie es seyn würde, wenn ich wieder würde predigen müssen. Ich sann nach, und stellte mir lebendig vor, was das für eine Schande seyn würde, daferne mir auf der Kanzel dasjenige widerführe, dem ich dieſesmahl noch mit Noth und Kummer entgangen. Dies stürmte in meinem Gemüthe, daß mir brühheiß im Kopfe wurde. Wollte ich mich in der Verläugnung üben, und Ehre und Gnade vor nichts halten und alles Gott anheim stellen, es möchte mir gehen, wie es wollte; so wollte das hitzige verbrandte und melancholische Geblüte nichts davon annehmen. Und in solcher furchtsamen Einbildung wurde ich noch mehr gestärkt, da ich in folgenden Tagen, so oft ich unter die Leute ging, von neuem mit der Begierde, Urin zu lassen, geplagt wurde. Ich ging zu einer Leiche, und ich war mit derselben kaum bis zum Paulino gekommen, so mußte ich Ausreiß geben, anstatt, daß ich bis vor das Thor hätte mitgehen sollen". — — —

Digitized by Google

„Doch das war nur Scherz und Spiel gegen die grausamern Anfälle des Satans *) und des Fleisches, welche gleich darauf folgten. Weil ich wegen solcher Bekümmerniß in feurige Hitze des Haupts gerieth, und keinen Schlaf in meine Augen bringen konnte, so wurde der Kopf höchst schwach, und bei dieser großen Hitze des Haupts entstund nun das anderemahl in meinem Leben im Gehirne schnell das Bild von der Selbstberaubung meines Lebens, und

*) Die Neigung der Menschen zum Wunderbaren; das ihnen unerklärlich scheinende an gewissen unmoralischen Phänomenen ihres Herzens und ihrer Leidenschaften; ein mißverstandener Werth der Tugend und Gottesfurcht, den sie durch den Kampf mit höhern bösen Wesen zu erlangen scheint; vornehmlich aber auch eine finstere Gemüthsstimmung feurig denkender Religiosen und andern phantasie-kranken Menschen — haben von jeher das Ihrige dazu beigetragen, die Lehre vom Daseyn und den Wirkungen eines bösen Geistes in Schutz zu nehmen, und trotz aller Vernunftgründe dagegen, auszubreiten. Es ist hier der Ort nicht, von der Schädlichkeit einer Lehre zu reden, die so sehr den weisen Planen der Gottheit widerspricht und bei einer genauen Beleuchtung der menschlichen Natur ihren ganzen geträumten Werth verlieren muß; aber sonderbar kommt es mir vor, daß der Verfasser anderemahle seine Gemüthsplagen den Würkungen seiner verschrobenen Einbildung zuschreibt, und diesesmahl sie Anfälle des Satans nennt. P.

und darauf die Einbildung und Furcht, das zu thun, wovor ich den gröſsten Abſcheu hatte. Die Einbildung war inſonderheit gerichtet auf den zukünftigen Sonnabend, als den Sonnabend vor Palmarum, wenn ich Sonntags drauf würde predigen ſollen. Dieſe Gedanken ſeſsten mir heftig zu, und lieſsen mich die ganze Woche zu keiner Ruhe kommen. Die erſten Anfälle geſchahen gleich Montags nach dem Sonntag Judica, denen ich zwar durch einen Spazirgang in freier Luft zu begegnen ſuchte; allein derſelbe lief gar unglücklich für mich ab, ſo daſs das Uebel dadurch mehr vergröſsert, als vermindert wurde. Ich ging nach Linkel (ein Dorf bei Leipzig) früh um 9 Uhr, wo ich vor dieſem mehrmahl geweſen war. In tiefen Gedanken nahm ich den Weg durch den Hof des Wirthshauſes, indem ich aber aus Unachtſamkeit mich nicht nach dem Hunde im Hofe und deſſen Hütte umſehe; ſo gehe ich, um den böſen Weg zu vermeiden, hart bei derſelben vorbei, und werde unverſehends vom Hunde, der aus der Hütten ſprang, angefallen, daſs ich nicht anders meinte, ich müſste vor Schrecken des Todes ſeyn. Alle Glieder im Leibe zitterten und bebten mir, und bekam noch ein neues Uebel dazu, mit welchem ich auch ſonſt öfters genug war geplagt worden, nehmlich Spasmos und innerliche Convulſionen, mit welchen ich den ganzen Tag und im Heimwege zu ringen hatte. Der Palmſonntag kam immer näher, auf welchem das Feſt Mariä Verkündigung einfiel, juſt

wie

wie anno 1704, und die Furcht nahm zusehends zu. Ich hatte mit Kummer und Noth kaum eine Sciagraphie statt der Predigt verfertigen können, in welcher ich die Vernunft zur Quelle des gottlosen Lebens gemacht. Nach derselben sollte ich nun predigen, und konnte sie vor Angst nicht memorirer durchgehen. Sonnabends Abends war die Noth am höchsten, ehe ich schlafen ging. Ich wollte nach Tische das Licht putzen, ich putzte es aus Versehen aus; über eine Weile wollte ich das andere putzen, es ging mir aber eben so. Aus dergleichen Dingen, so natürliche Ursachen sie auch haben, machen melancholische Leute zur Stunde der Versuchung lauter Omina und Vorbedeutungen. Die erschrecklichsten Gedanken kamen Heerweise und schlugen und stürmten im Gemüthe. Es schien schon, als ob die Fenster vom starken Winde (des ankommenden bösen Kindes) anfingen zu beben, so daß ich nicht länger aufbleiben, sondern zu Bette gehen und Gotte auf Gnade und Ungnade mich ergeben, und wie jener denken mußte: komm ich um, so komm ich um! Esth. 4, v. 6.“

„Weil diese Anfechtung der ersten anno 1704 ganz ähnlich war, so war noch der Charfreitag vor der Thüre, vor welchem Tage mir noch bänger war, als vor dem Palmsonntage. Ich that Montags nach Palmarum einen neuen Spazirgang nach Wahren (einem Dorfe bei Leipzig auf dem Wege nach Halle.) um zu sehen, ob derselbige glücklicher seyn würde, als der vor acht Tagen, und um der neuen

neuen Angſt zu ſteuren, welche ſich die vorige Nacht, da ich vom Schlafe erwacht, bei mir wieder eingefunden. Allein der Spazirgang war nicht viel anders, nur daß die Angſt nicht ſo groß, wie zu Hauſe war. Auf dem Wege nach Wahren war mein Leib und Haupt ſo ſchwach, daß mich ein Becker, der mit Getreide in die Mühle fuhr, aufladen und mitnehmen mußte. Der Fuhrmann war weit genug von dem Fluſſe entfernt, und doch durfte ich den Fluß nicht mit meinen Augen anſehen, denn das Bild von Erſäufen war ſo lebendig in mir, und ſo groß, daß mir von wegen der lebendigen Vorſtellung, die wider meinen Willen und mit Gewalt in mir entſtand, im Leibe übel wurde, dahero ich meiſtens den Kopf zur rechten Seite halten und ins freie Feld hinausſehen mußte; ob ich gleich wenig luſt zum Waſſer hatte, und daſſelbe ſo ſehr als eine Katze ſcheuete. — — — Am grünen Donnerſtage hatte ich anno 1704 durch eine Predigt einigen Troſt und Stärkung ins Herz bekommen, und der gegenwärtige grüne Donnerſtag war auch ſchier ſo beſchaffen. Als ich nach der Kirche nach Hauſe kam, von Angſt und Furcht ganz ausgemergelt, warf ich mich auf die Knie und dachte: ich will nicht eher aufſtehen, bis mich Gott erhört. Ich redete mit Gott und ſchüttete mein ganzes Herz aus. — — Vertrauen und Hoffnung wuchs zugleich im Gebet, und die Furcht wich großentheils aus dem Herzen. Ich ſtand aber doch zu bald vom Beten auf, denn

ich

ich hätte noch länger ſollen anhalten und inbrünſtiger werden. Nach der Zeit, weil ich doch noch zwei Jahr mit dergleichen und andern großen Leibes- und Gemüthsplagen zu ringen hatte, habe ich vielfältig bei mir geſprochen: wenn du doch an dieſem grünen Donnerſtage länger im Gebet hätteſt angehalten, du würdeſt den Teufel, deine Furcht und alle deine ſowohl damalige als gegenwärtige Uebel aus deiner Seele hinweggebetet haben!“

Der Charfreitag, wovor ſich der arme Berend ſo erſchrecklich furchte, weil er die nehmliche Seelenangſt an dem nehmlichen Tage und vor mehrern Jahren erwartete, ging glücklicher vorüber, als er geglaubt hatte; aber ſeine hypochondriſchen Zufälle ließen deswegen noch nicht nach. Er brauchte allerlei leibliche und geiſtliche Mittel ſich zu helfen, und ſang unter andern oft das Lied: Herr Jeſu Chriſt, ich ſchrei zu dir aus hochbetrübter Seelen! wodurch ſeine Angſt natürlicherweiſe noch mehr befördert werden mußte. Es folgt noch ein langes Regiſter ſeiner melancholiſchen Grillen, die ich nicht alle nennen kann, und wovon ich nur zum Beſchluß noch einige ausheben will, die zunächſt durch ſeine Suſpenſion vom Amte veranlaßt wurden.

„Ich ſchrieb, fährt der Verfaſſer fort, anno 1728 einen Tractat: Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen und in das Leben der Menſchen, nicht als ob ich unſer Religionsſyſtem vor ſo arg und böſe angeſehen, als ob man bei demſelben nicht

nicht könne selig werden, und als ob es dem Worte Gottes zuwider wäre; sondern weil es so schwer zu verstehen vor gemeine Leute, und wegen des vielfältigen Mißverstandes auch die edelsten Wahrheiten desselben bei viel tausend Menschen zum Mißbrauche und zur fleischlichen Sicherheit ausschlagen; so hielt ich davor, ich wäre nach meiner Einsicht verbunden, ein solches System zu erwählen und bekannt zu machen, bei welchem die Uebung der Gottseligkeit nach meinem Erachten nicht so viel Gefahr liefe, — — ja ich war so sehr eingenommen mit der Einbildung, daß ich Gewissens halber solches zu thun verbunden wäre, daß ich auch die erschrecklichen Plagen, so ich in vorhergehenden Jahren, insonderheit anno 1717 ausgestanden, meinem Stillsitzen und Stillschweigen zuschrieb, und daß ich aus Menschenfurcht bisher solche nöthige Wahrheiten und Einrichtung unserer christlichen Lehrpuncte unterdrückt hätte."

Die Herausgabe dieses Buchs war die Ursache von den schrecklichen Ausbrüchen seiner Hypochondrie, worüber er sich selbst stark genug in folgenden Worten ausdrückt: „Und wenn ich alle wunderbare Erhaltungen zusammennehme, so ehemahls in der Welt geschehen, so kann ich solche kaum mit den vergleichen, daß ich bei solchen Troublen, so mir zugezogen, und worin vielleicht ein starkes Gemüthe nur seine Lust suchen würde, bei aller meiner vielen Furcht, Sorge, Angst, schlaflosen Nächten, Rathen und Widerrathen, Drohungen und Aufrichtungen

der

der Beute, und unsäglichen Kampf und Streit im Gemüthe, der vom 13ten Jul. an bis beinahe ans Ende des Jahrs gewährt, nicht meines Verstandes beraubt worden." — —

„Zwar hat es mir in meinem Leben bei aller der Furcht, die ich mir hie und da beigelegt und zugeschrieben, nicht an Herz und Muth gefehlt, so oft und so lange ich nur mit der Krankheit des Witzes und der Melancholie verschont geblieben. So lange mich nur diese Uebel nicht plagten; so erschrack ich vor keinem Menschen und vor keinem Feinde, ja ich konnte sogar wider denselben allen meinen nöthigen Zorn und Eifer auslassen, ohne mein Gemüth sonderlich in Unruh zu setzen. Ich will nicht sagen, daß ich auch viele und große Sorge über mich nehmen und weit aussehende Projecte machen konnte, ohne daß mir solches eine Pein oder Mühe verursacht hätte. Ich war auch den Winter durch frisch, gesund, stark, muthig und beherzt gewesen, und erschrack keinesweges vor allen den Verdrüßlichkeiten, die ich mir von meinem Buche vorherprophezeite. Allein, da es nach Ostern kam und die Frühlingshitze anging, so merkte ich, daß ich schon wiederum weder des Morgens noch gegen Abend in Büchern lesen konnte, welche eine große Aufmerksamkeit auf die Sache erfoderten. Die Lebensgeister liefen so schnelle, daß ich das Buch in kurzem mußte wieder hinlegen. Um ein Leichtes flohe ich in meiner Einbildung und in Gedanken zum Fenster hinunter bei aller

aller Ruhe, bei aller Gemüthsſtille, ſo daß ich mich vom Fenſter hinwegſetzen und weiter davon im leſen entfernen mußte". —

Im Sommer 1728 wird der Verfaſſer ſeines Buchs wegen vorgeladen, — und von da fangen ſich ſeine neuen Leiden an. „Ich ſahe auf einmahl wieder erbärmlich aus, fährt er fort; ich verlor allen Appetit zum Eſſen, ich wagte es nicht mehr aus meinem Fenſter im zweiten Stocke herauszuſehen, und ich ließ den Vorſteher durch meinen Küſter erſuchen, er möchte mich doch ins Waiſenhaus oder ſonſt in Sicherheit und Verwahrung bringen, denn es vergingen mir alle Gedanken, und müßte befürchten, wann ich meines Verſtandes ſollte beraubt werden, das zu thun, wovor ich in meinem Leben jederzeit den größten Abſcheu gehabt (nehmlich ſich umzubringen). Ich legte Schlöſſer vor meine Fenſter, damit ich nicht etwa die Nacht herausſpringen möchte. Es quälte mein Gemüth, daß ich durch Mißtrauen von Gott abgefallen. — Es ſchmiß, warf und polterte in meiner Kammer, oder zum wenigſten in meiner Imagination, daß mir Angſt und bange wurde. Endlich faßte ich einen andern Entſchluß, und dachte: ehe ich ſoll in ſolcher unbeſchreiblichen Seelenangſt auf meinem Lager liegen, ſo will ich lieber alles aufmachen, Schlöſſer und alles wegthun, es gehe, wie Gott wolle".

„Ich wurde von meinem Amte ſuſpendirt, und hundertterlei fürchterliche Nachrichten wurden mir

in den Kopf geſetzt. Man gab mir den Rath, daß ich mich aus dem Lande machte, — es würde übel um meinen Kopf ſtehen, man würde aus meiner Sache einen Criminalproceß machen, mich in Verhaft nehmen u. ſ. w. Ich fing alſo an zu ſorgen und zu überlegen: was thuſt du, bleibſt du, oder entweicheſt du? Was dieſer Pro- und Contraſtreit mich ausgemergelt und matt gemacht, kann ich nicht beſchreiben, und muß mich bis dieſe Stunde noch wundern, daß ich beim Leben und bei Verſtande geblieben. Und da ich endlich ſchlüſſig wurde fortzugehen, — wohin wenden, welchen Ort erleſen, und was vor Mittel und Wege ſollte ich dazu ergreifen? Wie ſollte ich meine Sachen fortbringen? Sollte ich alles ſtehen und liegen laſſen? Wie ſollte ich alles ſo veranſtalten, daß man es mir weder in meinem Hauſe anmerkte, noch auch diejenigen erführen, von denen ich in dem thörigten Wahn ſtand, daß ſie einen flüchtigen Jeſuiten arretiren und ihm nachſetzen würden, wenn er ohne ihr Vorbewußt davonginge. Das machte mir oft das Haupt ſo wüſte, daß ich kaum manchmahl noch fühlte, daß ich noch einen Kopf hätte, oder als wenn Heu und Häckerling im Kopfe wäre. Ich ſchob es immer von einer Zeit zur andern auf, und da es endlich mein ganzer Ernſt war, ſo wurde ich zwei- bis dreimahl daran gehindert. — —

Die Zeit der Verhörung rückte mit der Michaeliswoche heran, und da hätte ich mich freilich auf

auf dieſelbe präpariren ſollen; allein ich präparirte mich vielmehr auf meinen bevorſtehenden Tod, weil ich wegen erſchöpfter Kräfte des Leibes und Gemüths in der gänzlichen Meinung ſtand, daß mich Gott diesmahl aus der Welt abhohlen werde; obgleich die Einbildung, von der Obrigkeit hingerichtet zu werden, bei mir vergangen war. Allein ſie wurde bald darauf wieder in mir rege, da der Präſident des Conſiſtorii in mein Suſpenſionsprotocoll die Worte mit einfließen laſſen, daß ich Zeit genug habe mich auf meinen Tod, der gewiß nicht mehr ferne ſeyn könne, zu präpariren. — —

Um dieſelbe Zeit, da ich mich alſo auf den Tod bereitete, geſchahe eben das, was ich oben gemeldet, daß ich mich auf die Gedanken bringen ließ, als wenn ich durch die Hand des Scharfrichters würde ſterben müſſen. Es war ohnedem vorher ſchon durch Einbildung des Todes wegen großer Leibesſchwachheit mein Gewiſſen wegen aller Sünden, ſo ich jemahls begangen, wie bei Leuten, ſo da meinen, daß ſie ſterben werden, oft zu geſchehen pflegt, dermaßen aufgewacht, ſo daß alle meine geringſten Fehler und andere Miſſethaten in der höchſten Größe mir vorkamen, und es nicht anders war, als ob ich erſt jetzt von neuem Buße thäte. Ein recht merkwürdiger Umſtand, den ich hier nicht kann vergeſſen mit anzuführen, war dieſer: Hatte ich auf etliche Tage wegen Betrübniß meiner Sünden kaum ſchlafen können; ſo fing ich endlich an, Gottes

Gerichte vor höchſt gerecht, und auch den Tod durch die Hand der Obrigkeit vor höchſt billig zu erkennen: Ich unterwarf mich dermaßen Gottes Willen, und war ſo bereit und willig, ſolchen zu leiden, daß ich die eine Nacht vor Freuden davor nicht ſchlafen konnte. Ich hatte mir auch ſchon die Lieder in Gedanken beſtimmt, die man mir beim Hinausführen ſingen ſollte; v. g. Herzlich lieb hab ich dich o Herr! ꝛc. Mit Fried und Freud ich fahr dahin ꝛc. Herr, nur laß in Frieden ꝛc. Inſonderheit war ich bekümmert, ob ſie mir auch zu Gefallen eine Aenderung treffen und das Lied: Nun bitten wir den heil'gen Geiſt ꝛc., welches man ſonſt nach der Execution ſinget, vor der Execution zu meinem Troſte und Erquickung würden ſingen laſſen.

Wie ich ſchon eines guten Theils meines Verſtandes alſo mochte beraubt ſeyn; ſo kam dieſes noch dazu, daß ich einen Traum, der mir oftmahls geträumet, beinahe mit der That, die ich doch nur im Traume begangen, confundirt hätte. Ich war zweimahl in meinem Leben in Jena anno 1708 und 1711 geweſen, und habe mit keinem Menſchen ein böſes Wort geredet, vielweniger mich mit demſelben in Zank oder Duell eingelaſſen, und doch hat mich nach der Zeit um ein Leichtes geträumet, als ob ich da einen Purſchen im Duell erſtochen, und als ob man mich aufſuche, ſo daß ich im Traume immer in Angſt geweſen, entdeckt und erhaſcht zu werden.

Wenn

Wenn einem ein Traum vielmahl *) träumt, obschon zuweilen unterschiedenen Zeiten; so kanns geschehen, daß man auf die lezte, insonderheit, wenn man in andere Noth und Angst geräth, sich kaum mehr zu besinnen weiß, ob es wahrhaftig geschehen, oder ob es nur ein Traum gewesen". — —

Ich übergehe die übrigen Begebenheiten seines Lebens. Er resignirte von seinem Amte, da er überall neue Hindernisse zu seiner Wiedereinsetzung fand, und brachte die übrige Zeit seines Lebens mit Bücherschreiben zu.

Der vornehmste Grund aller jener Erscheinungen, welche Bernd an sich beobachtet und beschrieben hat, lag ohnstreitig in einer Schwäche seiner Nerven, worüber er oft geklagt, und diese Schwäche kam ohnstreitig von den jugendlichen Ausschweifungen her, die er frühzeitig begangen, und die er nicht mit Namen nennen wollte. Die Folgen dieser Ausschweifungen zeigen sich oft schon sehr früh, oft auch später in bangen Empfindungen des Unterleibes, die hernach in eine hartnäckige Hypochondrie, wie bei unserm Berend, ausarten. Die Einbildung geräth

*) Diese Erfahrung ist sehr richtig, und Einige haben daher Veranlassung genommen, zu glauben, — daß wir vielleicht immer träumten, und daß wir unsere Träume für Wahrheiten hielten, weil wir sie vom Wachen nicht unterscheiden könnten.

räth dadurch sehr leicht in eine Unordnung, und stellt dem Hypochondristen alles in einem schwarzen Lichte vor, weil er einen beständigen dumpfen Schmerz in sich fühlt, den er zwar betäuben, aber nicht ganz unterdrücken kann. Der Hypochondrist thut daher beinahe nichts, wobei er nicht etwas übels besorgen sollte, und seine Vermuthungen drängen sich ihm so stark auf, daß er oft das blos vermuthete Uebel für ein schon würkliches hält, und als ein schon würkliches empfindet. Eine Miene, eine halbgehörte Nachricht, ein leise gesprochenes Wort kann ihn schon in die größten Unruhen versetzen, und er wird sich aus Furchtsamkeit geneigt fühlen, Dinge für unglückliche Vorbedeutungen zu halten, die ganz natürlich zugehen, und deren natürlichen Zusammenhang er selbst weiß. In der That scheint mir fast ein jeder Hypochondrist an der Gränze der Verrücktheit zu stehen, und man hat Erfahrungen genug, daß der gänzliche Ueberschritt zur würklichen Verirrung des Verstandes sehr leicht geschehe.

Bei aller Furchtsamkeit und Angst bemerkt man doch auch oft an Hypochondristen eine unerwartete Kühnheit und Entschlossenheit der Seele, die man ihnen nicht zutrauen sollte. Nach langen traurigen Empfindungen hebt sich alsdann ihr Herz gleichsam durch einen eigenen elastischen Instinct empor und schüttelt das Joch einige Zeit von sich, wovon es vorher gedrückt wurde. Es ist aber nicht immer

die

die Kraft der Vernunft und des Nachdenkens, welche ihm hier beisteht, denn gemeiniglich curiren die stärksten Vernunftgründe den Hypochondristen am allerwenigsten; sondern er fühlt auf einmahl, ohne sein Zuthun, oft einen Trieb sich zu freuen, die seinen Schmerz und seine Bangigkeit betäubt und auf einige Zeit seine ganze Seele umstimmt, davon in Bernds Lebensbeschreibung auch Beispiele vorkommen.

Die menschliche Seele ist nehmlich keines beständigen Gefühls der Würdigkeit fähig, sie verändert gern ihre Gemüthslage, wenn sie lange genug von einerlei Ideenherrschaft abgehängt hatte, und jetzt sich gleichsam wieder in Freiheit. Dies sind die Augenblicke des Aufjauchzens und des frohen Herzklopfens, welches die Hypochondristen nicht selten in ihren schwachen Stunden empfinden, und die jene frommen Religiösen, die meist Hypochondristen sind, ausserordentliche Würkungen der göttlichen Gnade, freilich mit großem Unrecht, genennt haben, weil sie sich ganz deutlich aus der Natur unserer Seele und Imagination erklären lassen. Ich empfehle meinen hypochondrischen und unhypochondrischen Lesern, welche über die Milzkrankheit etwas Vortreffliches lesen wollen, die Betrachtungen des Herrn D. Platners in Leipzig, welche er seiner Uebersetzung des Versuchs über die Verrichtungen und Krankheiten des menschlichen Verstandes (von J. F. Dú four) über die Hypochondrie beygefügt hat.

P.

2.

Noch ein Beitrag zu dem Leben eines reichen jungen Mannes, welcher das Stehlen und Geldborgen nicht laſſen konnte.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Der Hang dieſes Menſchen zum Stehlen und Geldleihen war auf keine Weiſe einzuſchränken, ob man gleich alle Mittel dagegen verſucht hat. Er hielt eine Menge Stockſchläge aus, wenn man ihn damit wegen ſeines Bettelns beſtrafte, und in dem nehmlichen Augenblick ſprach er wieder einen Vorübergehenden um Geld an, oder beſtahl ſeine Nachbarn. Man verſuchte endlich das ſtrengſte Mittel für ihn, — und er mußte für jedes Vergehen der Art eine Geldſumme erlegen. Er that dies jedesmahl mit einem unausſprechlichen Kampfe, und geſtand oft, daß kein Menſch eine Idee von der ſchmerzhaften Empfindung haben könne, die er alsdenn in ſich wahrnehme, wann er, anſtatt etwas zu erhalten, ſeinen heftigen Wunſch noch oben drein mit ſeinem eigenen Gelde bezahlen müßte, — und doch war auch dieſes für ihn äußerſt gewaltſame Mittel nicht ſtark genug, ſeine Geldbegierde zu mäßigen. Er wurde von dieſer Begierde ſo ſehr verfolgt, daß er oft Meilen-weit ging, um in fremden Oertern

Geld

Geld und Brod einzubetteln. Peina (eine Stadt im Hildesheimſchen) war für ihm vornehmlich ein wichtiger Ort, weil er von den vielen hier wohnenten Catholiken viele Gaben als ein herumſtreichender Bettler erhielt. Um ſich das Anſehn eines Bettlers zu geben, wandte er gemeiniglich ſeinen Rock um, ſo daß das Unterfutter zu oben lag, und ſchlug die Krempen ſeines Huths herunter. Er wußte die Fremden trefflich durch ſein Wehklagen zu hintergehen, nannte ſich gemeiniglich einen armen Kranken, der ſich nichts verdienen könne, keinen Anverwandten habe, und von den Juriſten um das Seinige gebracht worden ſey. Sein blaſſes hageres Geſicht kam ihm hierbei vortrefflich zu ſtatten, und ſeine weinerliche Sprache flößte ſchon Mitleiden ein. Oft lief er Tage lang in den Häuſern der Stadt umher, und bath ſich von dem Geſinde die übrig gebliebenen Knochen der Mahlzeit oder eine Taſſe Caffe aus, nahm jede Brodrinde mit vielem Dank an; warf aber auch das Erbettelte manchmahl wieder weg, wenn er nur ſeine Begierde, etwas zu erbetteln, geſtillt hatte.

Mit Anfange des jetztlaufenden Jahrs wurde der arme Menſch merklich kränker, als er bisher geweſen war. Sein Körper war nach und nach ganz zuſammengeſchrumpft, es hatte ihm ſchon ſeit einiger Zeit Mühe gemacht, zu Fuße zu gehen, und er merkte bald ſelbſt, daß er nicht mehr lange würde leben können. Er ſprach ganz ruhig von ſeinem be-

vorstehenden Tode, und gab noch eine besondere Probe von Gewissenhaftigkeit und Gedächtnißstärke von sich, die man bei seinem zerrütteten Nervensystem kaum vermuthen konnte. Es fiel ihm nehmlich in seiner Krankheit ein, daß er noch vielen Menschen etwas schuldig sey, was er ihnen vor mehrern Jahren abgeborgt habe. Er nannte gegen 50 verschiedene Personen nach ihren Ständen und Namen, von welchen er vor vielen Jahren Kleinigkeiten an Geld, zu 1 — 16 Gr., auch wohl nur wenige Pfennige und andere Sachen geliehen hatte, und befahl, daß diesen Leuten alles bei Heller und Pfennigen wiedererstattet werden möchte, weil er sonst nicht ruhig sterben könne. Einen großen Theil seines Vermögens vermachte er an die Armen, und erwartete nun seinen Tod.

Eines Tages lag er beinahe ganz sprachlos und entkräftet auf seinem Krankenlager, als ein Bekannter in die Stube trat und sich nach seinem Befinden erkundigte. Auf einmahl schien wieder einiges Leben in den ausgemergelten Körper des Kranken zu kommen, und man bemerkte, daß er einigemahl seine kraftlose Hand auszustrecken suchte, die aber vor Mattigkeit sogleich wieder aufs Bette zurücksank. Man verstand es gleich, was der Kranke von dem Angekommenen verlange, er wollte nehmlich noch zuletzt etwas Geld haben, man fragte ihn daher: ob er sein Verlangen nicht mit Worten ausdrücken könne? Nun strengte der arme Mensch noch

ein-

einmahl alle seine Kräfte an, öffnete mühsam seinen Mund, und langsam lallte er noch die Worte: leihen Sie mir einen Groschen!

So unwiderstehlich war sein Hang zum Gelde, daß er auch selbst durch die Macht der Krankheit und durch die Annäherung des Todes nicht unterdrückt werden konnte. Endlich starb er würklich im Januar an der Krankheit der Rückgradsdürre, die unheilbar gewesen war.

Ich will nun noch einige Umstände in meiner Erzählung über diesen sonderbaren Menschen nachholen, wovon ich, als ich den ersten Aufsatz im vorhergehenden Stücke mittheilte, noch keine Nachricht hatte, und die es noch mehr aufschließen, wie jener unwiderstehliche Hang zum Stehlen und Geldleihen und überhaupt zum Betrügen in ihm nach und nach entstanden seyn mag.

Er hatte anfangs studiren sollen, und wahrscheinlich wäre ein vortrefflicher Kopf aus ihm geworden, wenn seine Eltern ihn nicht auf einmahl für einen andern Stand bestimmt hätten, und sein Körper nicht durch heimliche Ausschweifungen, die er im höchsten Uebermaße und fast täglich bei aller dagegen gebrauchten Vorsicht ausübte, zu sehr geschwächt worden wäre. Er wurde also zum Kaufmann bestimmt, und er fand bald an diesem Stande Behagen. Nicht lange vor seinem Tode gestand er noch, daß er eigentlich in diesem Stande sich das Betrügen angewöhnt habe, woraus hernach seine Begierde,

Begierde, Geld einzuſammeln und zu ſtehlen, entſtanden ſey. Er erzählte noch mit einer Art innigen Wohlgefallens eine Menge von Kunſtgriffen, welche die Materialienhändler gebrauchten, um ihre Waaren theils zu empfehlen, theils auch weniger zu geben, als ſie fürs Geld geben müßten. Er hatte frühzeitig ein Vergnügen daran gefunden, wie jene allerlei Sachen unter das Gewürz, unter Roſinen und Mandeln zu miſchen pflegen, um ihnen deſto größeres Gewicht auf der Wage zu geben; eben ſo hatte er auch bald das Anfeuchten gewiſſer Waaren, um ſie deſto ſchwerer zu machen, gelernt, und war in dem ſchnellen Abwiegen derſelben, um den Käufer zu hintergehen, ein rechter Meiſter geworden. Dazu war nun noch der Wunſch gekommen, immer recht viel Geld in dem Kaufmannstiſch einſtecken zu können, und mit dieſem Wunſche war nach und nach ein Anderer in ihm groß geworden, für ſich ſelbſt etwas einſammeln zu können. Weil er als Ladenjunge mehr kleine als große Münze einzuſtreichen bekam: ſo war ſeine Phantaſie auch vornehmlich an jener hängen geblieben, und er foderte ſelten jemanden mehr als einen Groſchen ab, handelte bei ſeinem Borgen auch wohl bis auf einzelne Pfennige herunter. Dieſes Abdingen und Handeln hatte er wiederum in dem Kaufmannsladen gelernt, — und ſo war eigentlich dieſer, wobei aber die im vorhergehenden Stück erzählten Umſtände mit dazugenommen werden müſſen, — die Schuld ſeines Geizes

gewor-

geworden, den er hernach nie wieder ablegen konnte. Von den Talenten ſeines Kopfs habe ich ſchon oben geſprochen. Er hatte eine leichte Gabe, wenn er wollte, witzig zu ſeyn, und beſaß eine nicht gemeine Galanterie gegen das andere Geſchlecht, dem er oft ſehr feine Schmeicheleien zu ſagen wußte. Er las ſehr fleißig in engliſchen und franzöſiſchen Büchern, und hatte die erſtere Sprache in einer Zeit von vier Wochen durch Hülfe eines Lexicons allein gelernt. Die Bücher, die er las, ſuchte er übrigens zuſammenzuborgen, wo er ſie finden und bekommen konnte.

Als ich das letztemahl mit ihm ſprach, ſagte er mir mit einer lächelnden Miene, daß ſeine Geſchichte beinahe vor einiger Zeit in die Seelenkunde gekommen wäre, wohin ſie ſein Pflegvater, nebſt ſeiner Silhouette habe einſchicken wollen, welches letztere er ſich aber verbeten habe. Uebrigens aber ſchien es ihm doch ein Vergnügen zu machen, wenn ich ihm ſagte: daß er wohl noch einmahl ohne Silhouette ein Plätzchen in dieſem Magazin finden könne.

Mir iſt noch ein anderes ähnliches Beiſpiel von einem Hange zum Stehlen bekannt, den man beinahe für angeboren halten könnte. Eine Frau zu D — hatte ihrem Mann ſchon oft heimlich etwas Geld weggenommen. Sie verſucht dieſe Dieberei eines Tages bei der Abweſenheit des Mannes wieder, und iſt eben beſchäftigt einen Griff in die Caſſe

deſſelben zu thun, als er unverſehends dazu kommt. Die Frau, welche ſchwanger war, ſank vor Schrecken zur Erde, und gebahr nicht lange darauf einen Sohn, welcher von früheſter Kindheit an im Stehlen ſein größtes Vergnügen fand. Er konnte ſichs durchaus nicht abgewöhnen, und geſtand oft, daß er es fortſetzen würde, wenn man auch hundert Galgen für ihn aufrichten ſollte. Einen verſteckten Hang zum Stehlen kann man bei erſtaunlich viel Menſchen annehmen, der ſogleich ausbrechen würde, ſo bald die Societät ihm keine Gränzen mehr ſetzen würde. Im Stande der Natur iſt dieſer Hang bei allen wilden Nationen offenbar, und die Kinder der Zigeuner ſowohl als ihrer Eltern ſind merkwürdige Beiſpiele davon. Als unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. im Brandenburgiſchen die Kinder der Zigeuner, um dieſe auszurotten, ihren Eltern weggenommen und in die Schulen geſteckt wurden, geſchah es ſehr oft, daß ſie ihren Lehrern und Vorgeſetzten Hühner und Gänſe todtſchlugen, und dann ihre Beute, welche ſie nicht verſtecken konnten, mit dem Geſtändniß ſelbſt vorzeigten: daß ſie das Hühner- und Gänſe ſtehlen ohnmöglich laſſen könnten. Sehr begreiflich iſts, daß dieſer Hang durch die täglichen Beiſpiele von Diebereien von Kindheit an bei ihnen ſehr vermehrt werden mußte.

3.

Gewalt der Liebe.

Folgende tragiſche Geſchichte giebt uns ein neues Beiſpiel, wie äuſſerſt ſchädlich und gefährlich eine verſtohlene Liebe für junge Leute werden kann; aber auch ein Beiſpiel, wie behutſam Eltern verfahren müſſen, um ihre Kinder nicht zu Verheirathungen zu zwingen, wogegen dieſer ihr Herz ſpricht.

M — ein alter rechtſchaffener Landgeiſtlicher in W —, einem ſächſiſchen Dörfchen, ohnweit M —, hatte viele Jahre hindurch mit ſeiner Gattinn und einzigen Tochter die ſtillen Freuden des höchſten häuslichen Glücks genoſſen, eines Glücks, welches immer häufiger in den ruhigen Hütten des Landmannes, als in den Häuſern der verwöhnten Städter zu wohnen pflegt. Sich ſelbſt genug, und mit den rauſchenden Vergnügungen der großen Welt unbekannt, vertrieben ſich Eltern und Tochter die Tage ihres Lebens auf die angenehmſte Art. Die letztere beſorgte mit ihrer Mutter gemeinſchaftlich die Haushaltung, und beide waren gleich eifrig und zärtlich bemüht, dem guten Hausvater die etwas ſchweren Laſten ſeines Amts durch jede Art der zuvorkommenden Theilnehmung und Liebe zu erleichtern. Lorchen, ſo hieß die Tochter, war im eigentlichen Verſtande das Kind ſeines Herzens, er war

unr-

unruhig, wenn er ſie in einigen Stunden nicht geſehen hatte, und ſie war daher gemeiniglich ſeine getreue Begleiterin, wenn er auf ſein Filial oder auf ſeine Aecker ging.

Lorchen war ſchon achtzehn Jahr alt, aber noch nie hatte ſie, etwas von den Unruhen einer Leidenſchaft gelitten, welche in der großen Welt ſo frühzeitig aufzukeimen pflegt, — von der Liebe, und ihre Grundſätze waren viel zu edel, als daß ihre Eltern je die Verwirrungen ihres Herzens hätten fürchten dürfen, wodurch ſie und ihr Kind auf immer unglücklich wurden. Man höre den Verlauf folgender Geſchichte, die, ſo ſehr ſie auch einem Roman gleicht, doch eine wahrhafte Geſchichte iſt und bleibt. —

Es iſt gewöhnlich, daß in Friedenszeiten in die ſächſiſchen Dörfer eine gewiße Anzahl Reiter verlegt wird, welche von den Bauern für ſich und ihre Pferde Unterhalt bekommen müſſen. Oft ſind es junge raſche Leute, die ſich bei ihrem Müßiggange bis zum Uebermuthe pflegen, und vermöge ihres Kriegesrocks und ihres militäriſchen Standes einen Eintritt in alle Bauerhöfe, und auch bei dem Prediger und Schulmeiſter haben. Ein ſolcher junger, raſcher und zugleich ſchöner Mann wurde nach W — verlegt, und es dauerte nicht lange, als er mit dem alten Prediger N — Bekanntſchaft machte. Der junge Reiter hatte mehr Bildung des Verſtandes, als Leute ſeiner Art gemeiniglich zu haben pflegen,

gen, er gefiel dem Prediger täglich mehr, sie kamen öfter zusammen und unterhielten sich oft bis in die Nacht hinein von Kriegsgeschichten, davon jeder eine ziemliche Menge erzählen konnte.

Lorchen fand an der Gesellschaft des jungen Kriegers gleichfalls Behagen. Sie freute sich, wenn er kam, und war mißvergnügt, wenn er ging. Sie liebte ihn schon gewissermaßen, ehe sie es noch selbst recht wußte; oft wurde sie roth, wenn er ihr freundlich die Hand both, und er ging nie weg, ohne daß sie ihn, bald wieder zu kommen, eingeladen hätte. Die Liebe thut Riesenschritte, wenn sie nur erst einen gewagt hat, und fängt denn vollends pfeilschnell zu laufen an, wenn sie in dem geliebten Gegenstande gleiche Empfindungen gewahr wird. Der junge Reiter konnte dem holden Mädchen nicht widerstehen, sein Herz war ohnedem zur Liebe geschaffen, und in kurzer Zeit hatten sich ihre Herzen laut für einander erklärt, ohne daß die Eltern ein Wort davon erfuhren. Lorchen besorgte, daß ihre Eltern nicht mit ihrer Neigung zufrieden seyn würden, sie hatte nicht den Muth das Innere ihres Herzens zu zeigen, und sie beging dadurch das erstemahl einen fast unverzeihlichen Fehler des Mißtrauens gegen diejenigen, an welchen bisher ihr ganzes Herz gehangen hatte.

Da die Liebe der beiden jungen Leute unschuldig war, so verbanden sie sich unter einander zu einem Eheversprechen, welches von der ganzen Stärke ihrer zärtlichen Empfindungen zeigte, und mehr als

liebe, — den höchsten Grad der Schwärmerei zum Grunde hatte. Sie versprachen sich nehmlich zu heirathen, sobald er vom Reiter zum Wachtmeister avancirt wäre; damit aber dies Versprechen desto fester und unumstößlicher seyn möchte, wurde der fürchterliche, Vertrag zwischen Beiden gemacht: daß der den andern ermorden sollte, welcher zuerst seinen Eid der Treue brechen würde.

So standen die Sachen, als wider Vermuthen der Verliebten ein Advocat aus M — bei dem alten Pfarrer N — um die Hand seiner Tochter anhielt, und sie zu sehen wünschte. Da der Pfarrer N — das gute Auskommen des Advocaten, und ihn überdies noch als einen rechtschaffenen Mann kannte; so trug er weiter gar kein Bedenken, jenem einen Besuch in seinem Hause zu verwilligen, und seiner Tochter selbst den Antrag zu thun, daß sie mit dem und dem Manne ihr Glück machen könne. Lorchen war wie vom Donner gerührt. Ein Thränenguß erfolgte auf ihr starres Erstaunen, — sie fiel ihrem Vater in die Arme, und bath ihn um Gottes willen, sie mit einer Heirath zu verschonen, wogegen ihr Herz spräche. Der Freier kam, und Lorchen gerieth nun vollends in Verzweiflung, als sie ihn sahe. Sie weinte, ihres Eidschwures eingedenkt und von der Liebe gegen ihren heimlichen Bräutigam gefoltert, Tag und Nacht, und bestürmte die guten Eltern mit den fürchterlichsten Klagen, denen sie ihr Geheimniß nicht zu entdecken wagte.

Diese

Dieſe meinten, daß ſie dem Eigenſinne ihres Kindes einige Zeit laſſen müßten, glaubten, es würde ſich ſchon alles geben, und gaben von ihrer Seite dem Advocaten das förmliche Jawort, völlig entſchloſſen, es zu halten, und alle Beweggründe zu gebrauchen, ihre Tochter für ihn zu gewinnen. Die Beweggründe wurden auch angewandt; allein das Mädchen blieb bei ihrem Vorſatz, — und nun hätte man billig nicht weiter in ſie dringen ſollen, weil Eltern kein deſpotiſches Recht über die Herzen ihrer Kinder haben können, was auch dafür geſagt werden kann.

Allein des ewigen Widerſetzens müde, entſchloſſen ſie ſich endlich Gewalt zu brauchen, und das arme Mädchen zu zwingen. Die Art, wie es geſchehen, weiß ich nicht; aber ſie muß von der Art geweſen ſeyn, daß endlich das Mädchen vor Verzweiflung nicht mehr wußte, was ſie machen ſollte, und in der Verwirrung ihrer Empfindungen dem Advocaten gleichfalls das Jawort gab. Es wurde Verlobung gehalten, der junge Reiter erfuhr die erſchreckliche Nachricht — und ließ ſich von Stund an nicht mehr in dem Pfarrhauſe ſehen. Sein Entſchluß war vermöge ſeines Eides gefaßt, — er konnte ohne ſein Mädchen nicht leben, ſie war ihm, wie er glaubte, ungetreu geworden, und — ſeine Piſtolen wurden geladen an ſein Bette gehängt, um bei erſter Gelegenheit ſeinen mörderiſchen Vorſatz auszuführen.

Einige Wochen vor der zu haltenden Hochzeit hatte man dem jungen Brautpaar zu Ehren auf dem Amthause zu W — einen Ball gegeben. Der junge Reiter hatte sich des Abends heimlich unter die Zuschauer gemischt, hatte seine Geliebte tanzen gesehen, und dieser Anblick hatte die ganze Wuth seiner rachsüchtigen Liebe rege gemacht. Er rennte gleich einem tollen Menschen davon, nahm die geladenen Pistolen von seinem Bette, und erwartete an der Kirchhofsmauer das junge Brautpaar, welches den Weg dort vorbeipassiren mußte. Endlich kam auch die Unglückliche mit ihrem Bräutigam an der Hand an. Der Reiter trat hervor (es war dunkle Nacht) und bath seine Geliebte, daß er nur einen Augenblick mit ihr allein gehen dürfte. Sie wand sich von dem Arme ihres Bräutigams loß, indem sie ihm zu verstehen gab, daß sie gleich wieder bei ihm seyn würde; — aber sie kam nicht wieder, man hörte in dem Augenblick einen Schuß, und todt lag das unglückliche Mädchen zu den Füßen ihres Mörders, als der Bräutigam herzu lief. Nun bist du wieder mein! rief der Mörder aus, ich werde dich bald, bald wieder sehen, und mit den Worten verschwand er durch die Dunkelheit der Nacht begünstigt, aber nicht um zu entfliehen, — nein! er eilte von der ermordeten Geliebten gerades Wegs nach dem nächsten Gerichtsorte, gab sich selbst als Mörder des Mädchens an, und verlangte, daß man ihm so bald als möglich sein Recht geben und hinrichten

richten möchte, welches auch nicht lange darauf geſchah. Das Grab des Mädchens deckt ein Leichenſtein, auf dem ein Herz, woraus Flammen emporſteigen und das von einem blutigen Pfeil durchbohrt wird, eingehauen, und noch bis dieſen Tag zu W — zu ſehen iſt.

D — au.

C. S. H.

4.

Raſerei aus Liebe und Todesfurcht.

Vor etwa 6 oder 7 Jahren kamen zwei Frauenzimmer nach Caſſel, eine, die ſich Madam Zouck nennen ließ, die andere war Madem. Raucour die berühmte franzöſiſche Schauſpielerinn. Die letztere war würklich eine vortreffliche Künſtlerinn. Ich ſtand immer in dem Wahne, daß die franzöſiſchen Truppen von Komödianten, die ich geſehen hatte, zwar wohl ſchlechter, als die große Pariſer ſeyn; allein doch nur davon unterſchieden wären, wie das Schlechtere von dem Beſſern in einerlei Gattung. Als ich aber Mademoiſ. Raucour ſpielen ſah, merkte ich wohl, wie ſehr ich mich geirret hatte. Alle andere Perſonen des Caſſelſchen Theaters ſahen ordentlich lächerlich gegen ſie aus, ſo ſehr ſtachen ſie in ihrem Spiel ab. Keine Beſchreibung

kann einen Begriff davon machen, und nun geſtehe ich gern, daß eine Nation, die ein Schauſpiel beſitzt, wo die Acteurs im Ganzen von gleicher Vollkommenheit ſind, mit Recht darauf ſtolz ſeyn kann.

Dergleichen Talente beſaß Madam Zouck nun gar nicht, und hatte weder an Geſtalt noch am Geiſte das geringſte mit einer Lais oder einer Sappho Gleiches, mit denen ſie nur wegen einiger moraliſchen Beſchaffenheit etwas Aehnliches beſaß. Dieſe Madam Zouck machte großen Aufwand, und endlich kaufte ſie eine Meierei vor einem der Thore von Caſſel, die der H——iſchen Familie dort gehörte. Da wohnte ſie eine Zeitlang, bis ſie ſich auf einmahl mit ihrer Begleiterinn aus Caſſel wegmachte, ohne daß man recht wußte, wohin. Mademoiſ. Raucour ging würklich nach Paris, wo ſie den Schauplatz nach Berichtigung ihrer Angelegenheiten mit großem Beifall wieder beſtiegen hat. Madam Zouck trieb ihr Weſen aber an andern Orten; man hörte von einem Unfalle mit einem Sturz vom Pferde, den ſie im Leipziger Lager gehabt haben ſollte, bis ſie endlich ganz unerwartet wieder nach Caſſel kam, nachdem ſie ein Moratorium wegen der zurückgelaſſenen Schulden erhalten hatte.

Nicht lange darauf veranlaßte ſie folgenden ſehr ſeltſamen Zufall. Da ſie die H—iſche Meierei gekauft hatte, ſo blieb noch deßhalb eine Menge Sachen wegen der Bezahlung zu berichtigen. Dies machte, daß der Secretär H—, ein Sohn aus dieſer

dieſer Familie, oft dieſerwegen zu ihr gehen mußte. Dieſer, der an ſich ſchon von verliebter Complexion war, konnte ein Frauenzimmer, dem noch manche Reſte von ehemaligen Reitzen übrig blieben, nicht ſo oft ſehen, ohne ſich heftig in ſie zu verlieben. Man verſichert, er habe ſie heirathen wollen, und daß er ihr ein Geſchenk mit einigen Juwelen in dieſer Rückſicht gemacht. In wie weit die Sache von ihrer Seite Ernſt geweſen ſeyn mag, kann ich nicht ſagen. Aber kurz, der allgemeine Ruf ſagt: ſie habe ihm kurz vor ſeinem Umfalle die Juwelen zurückgeſchickt, mit einem Billet, worinn ſie ihm den ganzen Handel aufſagte.

Dies kränkte ihn, als einen heftigen Liebhaber, ſehr, und er lief zu ihr, um die Zurückberufung dieſes harten Urtheils zu bewürken. — — Es beehrte aber ein ſehr vornehmer Herr zu Caſſel die Madam Zouck oft des Morgens mit einem Beſuche, und ſo trug es ſich zu, daß, da der Secretär eben mit ihr in einem ſehr lebhaften Geſpräch über ſeine Angelegenheiten begriffen war, — dieſer ſehr vornehme Herr herein trat. Darüber ward der arme Menſch äußerſt erſchrocken, und eilt todtenblaß zum Zimmer hinaus. Drauſſen trifft er den Läufer des Herrn an, und bittet ihn höchlich, ſeinem Herrn ja nicht zu ſagen, wer er wäre. Der Läufer antwortet ihm, daß ihm dies gar nichts helfen würde, weil ihn ſein Herr ſchon hinlänglich kenne. Darauf geräth er gänzlich in Verwirrung, fällt

dem Läufer zu Füßen, bittet, er soll für ihn bei seinem Herrn um Gnade flehen, und was des Unsinnes mehr ist. Darauf läuft er in der heftigen Gemüthsbewegung nach Hause, läßt sich etliche Bouteillen der hitzigsten Weine geben, trinkt sie aus, und arbeitet dabei bis spät in die Nacht hinein. Diese physischen und moralischen Angriffe konnten endlich Leib und Seele nicht mehr aushalten. Er wirft sich aufs Bette, schläft ein, erwacht aber bald in der heftigsten Raserei, wobei er immer wechselsweise von seinem vermeintlichen Vergehen, von seiner Furcht, deßhalb am Leben gestraft zu werden, und von seiner Geliebten spricht, von der er stets das Schnupftuch fest in seinen Händen gehalten haben soll. Nach etlichen Tagen legt sich die heftige Wuth, aber nicht die Raserei, sondern es verwandelte sich die Krankheit in eine völlige Hydrophobie, in der der unglückliche Mann, ohne am Ende ein Wort zu sprechen, nach einem fünf- bis sechstägigen Krankenlager den Geist aufgegeben hat.

Dies ist die Geschichte, so wie ich sie von den glaubwürdigsten Personen habe erfahren können, da die ganze Stadt in der Zeit (es war ohngefähr im November) davon voll war. Sollten einige Umstände der genauen Wahrheit nicht gemäß seyn, so will ich sehr wünschen, daß man sie berichtige, denn die Geschichte verdient es, und ist in der That merkwürdig. Indem ich sie bekannt mache, glaube

ich

ich etwas zur pſychologiſchen Kenntniß der Menſchen beigetragen zu haben.

Der Mann, dem dieſes begegnet iſt, war übrigens ſeiner körperlichen Beſchaffenheit nach ein kleiner ganz auſſerordentlich dicker Mann. Sein Verſtand war mittelmäßig, ſein Character ganz gut und ehrlich, aber ein wenig zum Wohlleben und zum Genuß aller Vergnügungen, und zwar nicht immer der von der feinern Art, geneigt. In allen dieſen Rückſichten ſchien er einer ſo ſtarken Erſchütterung noch weniger ausgeſetzt, als man es ſonſt von Tiefdenkenden wohl glaubt. Gewiß, wer den Mann gekannt hat, wird die Geſchichte noch beſonderer finden, als ich ſie Ihnen beſchreiben kann.

— n.

Digitized by Google

Zur Seelennaturkunde.

I.

Vermiſchte Gedanken über Denkkraft und Sprache.

Die menſchliche Seele denkt, wenn ſie vergleicht. Durch das Gefühl, daß ſie dieſes kann; daß ſie in ſich ſelbſt Veränderungen hervorzubringen vermag, kommt ſie zum Bewußtſeyn ihrer Exiſtenz, und weil jenes Gefühl von dem Standpuncte abhängt, aus welchem ſie die Welt betrachtet, — ihrer individuellen Exiſtenz. Sie verliert aber ihr eigenes Bewußtſeyn, wenn ſie nicht mehr Ideen mit Ideen vergleichen, folglich den Standpunct ihrer individuellen Exiſtenz ſich nicht mehr vorſtellen kann.

Die Schnelligkeit und Richtigkeit ihrer Vergleichungskraft beſtimmt die Grade ihres intellectuellen Werths, ſo wie auch ihrer einzelnen Denkvermögen, des Witzes, Scharfſinnes, der moraliſchen Urtheilskraft und des von dieſen allen abhängenden Geſchmacks.

So lange die Seele keine materiellen Ideen mit einander vergleichen kann, folglich ſich ihrer nicht bewußt

bewußt iſt, kann ſie auch nichts von einander, ſelbſt auf eine dunkele Art nicht von einander unterſcheiden; folglich kann es auch keine angeborne Begriffe geben.

Hiemit läugnen wir aber gar nicht, daß die Seele ſchon eine Modification zum Denken mit auf die Welt bringe, auch ſchon vor der Geburt des Körpers unzählige Vorſtellungen; aber in einem andern Organo gehabt haben könne.

Die erſten Grundbegriffe alles menſchlichen Denkens, ſind ſinnliche Eindrücke auf unſere Organe. Es wird vielleicht nie entſchieden werden, ob ſie durch eine Art würklicher Impreſſion, oder vermöge ſubtiler Schwingungen der Nerven der Seele bemerkbar werden. So fein auch jene Impreſſionen und Schwingungen angenommen werden, ſo wird es doch immer den Materialiſten ſchwer werden, die Kraft des Denkens ſelbſt daraus herzuleiten.

Anfangs weiß das Kind von jenen Grundbegriffen weiter nichts, als daß etwas in ihm dadurch verändert wird, und in ſo fern iſt es immer nur noch blos Thier. Das ſich nach und nach entwickelnde Bewußtſeyn ihrer Verhältniſſe, die erſtlich von auſſen durch die Verſchiedenheit ſinnlicher Objecte, und zweitens von innen durch die Grade des Denkgefühls der Seele bemerkbar werden, macht hernach den groſſen Unterſchied zwiſchen blos animaliſcher und animaliſch-beſeelter Natur aus.

Ohne

Ohne jene erſten ſinnlichen Grundbegriffe läßt ſich eben ſo wenig eine Aeußerung der menſchlichen Denkkraft überhaupt ſowohl als insbeſondere, als eine Zahl ohne Einheit denken. Sie ſind die Fäden, an welche ſich alle folgende Vorſtellungen bald auf eine nähere, bald eine entferntere Art anknüpfen, ohne daß die Seele einmahl darauf merkt. Aus dieſem Anknüpfen unſrer Ideen an jene erſten Grundbegriffe laſſen ſich viele Erſcheinungen in der empiriſchen Pſychologie erklären, die anfangs widernatürlich ſchienen.

Es giebt keine Idee, welche iſolirt in der Seele befindlich ſeyn könnte, ſondern ſie ſteht allemahl mit mehrern in einem Zuſammenhange, dieſer Zuſammenhang mag nun willkürlich oder unwillkürlich ſeyn. Aus der angenommenen Einfachheit der Vorſtellung kann alſo nicht wohl auf die Einfachheit der menſchlichen Seele geſchloſſen werden.

Die Art und Weiſe, wie Ideen andere in uns erzeugen, iſt unendlich verſchieden; unterdeſſen liegen doch nur einige pſychologiſche Geſetze zum Grunde, nach welchen jene Aufweckung der Ideen durch andere geſchehen muß, dieſe Geſetze ſind im Wachen und Traume die nehmlichen und laſſen unter folgende Claſſen der Aſſociation allgemein zuſammenfaſſen. Ideen erzeugen andere theils ähnliche, theils unähnliche,

1) wenn

1) wenn Gegenstände in Absicht des Orts, der Zeit, der Zahl, der Folge coexistiren.
2) Wenn, und so oft die Seele von Ursach auf Würkung und umgekehrt schließt, eben so vom Ganzen auf die Theile.
3) Vermöge des Contrasts.

Wenn es Zustände giebt, worin die Seele auf Ideen fällt, die gar keinen Grund in den vorhergehenden haben, so liegt dies entweder an der gänzlichen Neuheit der Objecte, die unsere Organe berühren, oder an einen innern Sprung unserer Imagination, die von der kleinsten Aehnlichkeit oft ganz anders modificirt wird, oder auch aus einer eigenen Kraft der Seele aus sich Ideen zu schaffen (die gar keinen Grund in andern Ideen haben); obgleich diese Kraft noch nicht ganz erwiesen ist.

Wir denken uns eine Sache deutlich, wenn sich unsere Seele die Grade des Unterschiedes von andern Dingen gleichsam abzählt. Es gehört also zu jedem deutlichen Begriffe der Seele einige Zeit, die sie sich nimmt, jene Grade sich nach einander vorzustellen, obgleich die Seele dieser Zeit wegen die Schnelligkeit ihrer Denkkraft nicht fühlt, um so viel weniger, da die Sprache durch ein für die Sache bestimmtes hörbares Wort die Seele schnell auf einen Punct zieht. Deutliche Begriffe sind eine angenehme Modification der menschlichen Seele,

Digitized by Google

Seele, weil ſie dabei ſich am meiſten der Kraft ihrer Selbſtthätigkeit bewußt iſt; aber dies gilt nicht bei allen deutlichen Begriffen. Das innere Streben der Seele nach Licht, macht daß ſie ihre Selbſtthätigkeit oft mehr fühlt bei dunkeln Ideen, als bei völlig deutlich gefaßten Begriffen. Wir mögen nicht immer eine abgeſchnittene Gränze vor uns ſehen. Daher die große Neigung zum Wunderbaren. — — —

„Unſer eigenes Gefühl ſagt es uns, daß wir nicht immer denken; ſondern, daß ſich unſere Seele oft in dem Zuſtande einer gänzlichen Unthätigkeit befindet. Die Ohnmacht, der Schlaf, wenn wir nicht träumen, die müßige Gedankenloſigkeit des phlegmatiſchen Dummkopfs iſt offenbar ein ſolcher Zuſtand des Nichtdenkens. Auch läßt ſichs wohl nicht läugnen, daß die Seele des neugebornen Kindes, welche Ariſtoteles mit Recht eine tabula raſa nennt, anfangs ein völlig gedankenloſes Weſen ſey, welches ſich ſeiner und anderer Dinge noch gar nicht bewußt iſt und bewußt ſeyn kann“. —

Mit dieſen Gründen hat man den bekannten Satz des Carteſius: daß das Weſen unſrer Seele im Denken beſtehe, zu widerlegen geſucht. Andere Philoſophen, — die die Wichtigkeit jener Gründe für zu wichtig hielten, als daß ſie dem Carteſius Recht geben könnten, haben daher lieber das Weſen der Seele in eine Kraft, ein Vermögen zum Denken, oder Vorſtellungen zu haben, geſetzt, ohne

ohne eine neue dadurch entstandene Schwierigkeit zu heben, daß nehmlich eine Kraft als Kraft nie unwürksam seyn kann, weil eben diese Unwürksamkeit sie ja selbst aufheben würde. Wir können uns unter der Kraft, welchen Grad der Würksamkeit, welche Einschränkungen wir ihr auch immer geben mögen, doch einmahl nichts anders, als eine gewisse Tendenz zu Handlungen erklären, oft eine nothwendige innere Würksamkeit denken. Sobald diese Tendenz aufgehoben ist, ist auch der Begriff von Kraft vernichtet, — und sobald ich mir die Seele ohne jene Tendenz, ohne die damit verbundene nothwendige und innere Würksamkeit vorstellen will, wird meine Seele ein Nichts, indem ich nichts unterscheiden kann, weil ich das Wesen einer Kraft in meiner Vorstellung vernichtet habe. Das Gefühl von Nichtwürksamkeit meiner Seele kann also keinen richtigen Beweis gegen den Satz des Cartesius abgeben, und dies um so viel weniger, da aus andern unläugbaren Erfahrungen gewiß ist, daß es oft in uns Vorstellungen giebt, deren sich unsere Seele nicht bewußt ist. Ich muß mich hierüber näher erklären.

Die Erfahrung lehrt es ja, daß wir oft in einem Augenblick durch eine unwiderstehliche Kraft und Gewalt mitten aus einer scheinbaren Unthätigkeit unserer Seele herausgerissen und gleichsam blindlings zum Handeln und Denken fortgetrieben werden, ohne daß wir eine deutliche Vorstellung

von

von den einzelnen Motiven unſeres Willens angeben konnten, obgleich dergleichen Motiven abſolut vorhanden ſeyn müßten. Hinterher aber fanden wir bei einer genauern Unterſuchung unſeres Seelenzuſtandes, daß gewiſſe dunkle Bilder der Phantaſie, eine geheime Würkung der Himmelsluft auf unſere Organe, eine verſteckte Ideenaſſociation unſeres Geiſtes, oft auch eine ſchnelle Reihe ſolcher Vorſtellungen, die durch Gewohnheit und Mangel der Neuheit uns unbemerkbar geworden waren, den Grund von hundert unerwarteten Modificationen unſerer Seele in ſich enthielten. Manche Bilder unſerer Einbildungskraft eilen bei gewiſſen heftigen Bewegungen des Bluts und der Lebensgeiſter mit einer ſolchen Schnelligkeit vorüber, manche Gedanken werden ſo leiſe und in ſo unmerklichen Nüancen mit einander umgetauſcht, daß ſie in dem Augenblick, wenn ſie, um mich ſo auszudrücken, unter den Focus unſeres Bemerkungskreiſes kommen, von uns nicht erkannt oder auch augenblicklich wieder aus unſerm Gedächtniſſe verwiſcht werden. Eben ſo handelt die Seele gemeiniglich bei der Wahl gleichgültiger Gegenſtände, wo ſie keine Gründe, den einen mehr als den andern zu begehren, zu haben ſcheint, nach einer oder mehrern dunkeln Vorſtellungen, ohne daß ſie ſich derſelben bewußt iſt; und eine Menge anderer Gefühle, die in uns vorgehen, ſie durchaus nichts anders als Folgen eines ſchnellen Syllogismus, den die Seele gemacht

gemacht hat, wovon ich nur das physiognomische Gefühl anführen will, das seinen Grund blos in der Vorstellungskraft der Seele haben kann. Ferner ist der Zustand, worinn unsere Seele völlig unthätig zu seyn scheint, immer noch mit einigem Bewußtseyn dieser Unthätigkeit selbst verbunden. Wir bemerken die Leere der Gedanken, die in uns herrscht, indem wir den jetzigen Zustand — (das negative) — mit einem vorhergehenden thätigen — (das positive) — vergleichen; ob wir gleich wieder von diesen Vergleichungsideen kein eigenes individuelles Bewußtseyn haben. Wir haben ein inneres Zeitgefühl von der Dauer jener Unthätigkeit, und oft eine dunkle Vorstellung von der noch dauernden Länge derselben. Es ist bekannt, daß sich viele Leute so gewöhnt haben, daß sie in der Minute aufwachen, in welcher sie es sich den Abend vorher vorgenommen hätten. Wenn auch gleich hier die Gewohnheit nach und nach in dem Körper eine solche Disposition veranlassen kann, daß die Seele um eine bestimmte Zeit aufwachen muß; so war doch diese Gewohnheit anfangs selbst nichts anders als ein dunkles Zählen der Augenblicke, welches die Seele während des Schlafs, ohne alles Bewußtseyn, denn wir fühlen ja nichts davon, vornahm.

Man könnte diese Betrachtungen noch durch viel mehrere Erfahrungsgründe unterstützen, wenn es nöthig wäre, und ich will nur noch dies anführen. Unsere zusammengesetzten Vorstellungen, die wir ha-

ben, überſieht nach einer langen Uebung im Denken die Seele mit einem Blick, und hat ein deutliches Bewußtſeyn derſelben. Anfangs, wie die Seele ſich dergleichen Begriffe zu machen anfing, mußte ſie ſich durchaus die einzeln Merkmahle der Begriffe einzeln vorſtellen, ſie mußte von den Theilen zu dem Ganzen ſchreiten. — Nicht ſo handelt ſie, wenn ſie dieſe Begriffe ſchon oft wiederhohlt hat, wenn ſie alſo mit einer größern Schnelligkeit von den Vorſtellungen einzelner Theile gleich zur completten Vorſtellung des Ganzen übergehen konnte; und doch müſſen jedesmahl die Vorſtellungen der einzelnen Theile vorhanden ſeyn, wenn auch die Seele daran gar nicht zu denken ſcheint. Denn man verſuche es, und ändere einen dieſer Theile, die Seele wird es gleich bemerken, und ſich nun das Ganze auch anders vorſtellen müſſen.

Locke iſt gar nicht für die Meinung: daß es in uns Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn geben könne. Indem er die angebornen Wahrheiten beſtreitet, giebt er zugleich überhaupt zu verſtehen, daß es keinen Eindruck in der Seele geben könne, deſſen ſie ſich nicht bewußt wäre. Hier ſind ſeine eigenen Worte.

> Ist seeming to me near a contradiction, to say, that there are truths imprinted on the soul, which it perceives or understands not; Imprinting if it signity anything, being nothing else, but the making certain truths to

to be perceived. For to imprint any thing on the mind, without the mind's perceiving it, ſeems to me hardly intelligible — — To ſay a notion is imprindet on the mind, and yet at the ſame time to ſay, that the mind is ignorant of it, and never yet took notice of it, is to make this impreſſion nothing. No propoſition can bo, ſaid to be in the mind, which it never, yet knew, which it was never yet conſcious of. — — Eſſ. of hum. Underſtanding B. I. Ch. II §. 5.

Wenn Locke darin auch völlig Recht hat, daß es keine angebornen Wahrheiten, würkliche mit der Seele zugleich entſtandene κοιναϛ, εμφυϛ geben kann; ſo folgt daraus doch noch gar nicht, daß es überhaupt gar keine Impreſſionen, keine Vorſtellungen in der Seele geben kann, deren ſie ſich nicht bewußt iſt. Die Wahrheiten, deren Exiſtenz Locke als angeborne beſtreitet, ſind zum Theil metaphyſiſche Sätze, die ſich freilich ohne Nachdenken, ohne Bewußtſeyn nicht in der Seele denken laſſen, zumahl da ihre Begreiflichkeit ſich auf eine ſchon beſtimmte Wortſprache gründet, von da man ohnmöglich ſagen kann, daß ſie der Seele des Menſchen auch angeboren wäre; — aber deswegen können doch einzelne Vorſtellungen und Eindrücke ſich in unſerer Seele befinden, ohne daß ſie ſich ihrer bewußt iſt, und dergleichen Vorſtellungen und Eindrücke giebts unendlich viele, die wirklich immer da ſind, aber nicht

eher in den Beſinnungskreis des Menſchen hervortreten, bis wir unſere Aufmerkſamkeit auf ſie richten. Ob, wie Bonnet behauptet, ein jeder jener Eindrücke nie eigene Fieber des Körpers nöthig habe — weiß ich nicht, kann Bonnet ſelbſt nicht mit Gewißheit angeben.

Locke erklärt ſich über den Corteſiuſiſchen Saß im 2ten Buch 1 Cap. des oben angeführten Buchs noch weiter. Ich geſtehe es ſelbſt, ſagt er, daß ich eine von ſolchen ungeſchickten Seelen beſiße, welche es nicht ſelbſt empfinden, daß ſie ſtets mit Betrachtung der Begriffe beſchäftigt ſind, noch begreifen können, daß die Seele nothwendig immer denken müſſe. — — Die Empfindung der Begriffe iſt, wie ich mir das Ding denke, der Seele eben das, was dem Leibe die Bewegung iſt, nicht ihr Weſen, ſondern eine von ihren Würkungen. Ob nun gleich das Denken als das eigentliche Seelengeſchäft anzuſehen iſt; ſo hat man dennoch nicht nöthig zu glauben, daß ſie immer denke, ſtets würke. Dies iſt vielleicht ein Vorzug des unendlichen Urhebers und Erhalters aller Dinge, der niemahls ſchläft noch ſchlummert, und kommt ſeinem endlichen Weſen zu, wenigſtens nicht der Seele eines Menſchen. Wir wiſſen es aus der Erfahrung mit Gewißheit, daß wir denken, und daraus machen wir den unfehlbaren Folgeſaß, daß ein mit Denkkraft begabtes Ding in uns ſey. Ob aber dieſe Subſtanz immerfort denkt oder nicht, davon können wir nicht

weiter

weiter verſichert ſeyn, als es uns die Erfahrung lehrt. (Locke ſetzt hier, wie in andern Stellen, offenbar als ſchon erwieſen voraus, daß eine jede Vorſtellung ein würkliches Bewußtſeyn in ſich ſchließen müſſe.) Denn ſagen: das würkliche Denken ſey Weſen der Seele, und laſſe ſich von derſelben nicht trennen, iſt ſo viel als etwas, darüber noch gefragt wird, für gewiß ſetzen, und es nicht beweiſen, welches doch geſchehen muß, wenn es nicht ein an ſich ſonnenklarer Satz iſt. (Man ſetzt ja aber auch den Satz — ich nehme den ſtrengen Carteſianer aus — nicht als ein Axiom voraus, daß das Weſen der Seele im Denken beſtehe, ſondern man leitet ihn aus Vernunftbegriffen über die Denkkraft des Geiſtes her, und nimmt an, daß eine Seele ein Nichts wird, ſobald ſie zu denken und zu empfinden aufhört.) Ob nun aber dieſer Satz: die Seele denkt immer, ein an ſich ſonnenklarer Satz ſey, dem jedermann Beifall giebt, ſobald er ihn hört, darüber laſſe ich alle Menſchen in der ganzen Welt urtheilen. — Ich zweifle, ob ich die ganze vergangene Nacht mit Ideen beſchäftigt geweſen bin, oder nicht. Da hier die Frage von einer geſchehenen Sache iſt; ſo iſt es ſo viel, als ſie für gewiß ſetzen, wenn man als einen Beweis davon einen uns angenommenen noch ſtreitigen Satz anführt. Auf ſolche Art kann jeder eine Sache beweiſen. Ich darf nur vorausſetzen, daß alle Uhren, ſo lange die Unruhe ſchlägt, denken; ſo habe ich es zur Gnüge erwieſen, und es

iſt auſſer allem Zweifel, daß ſich meine Uhr vorige Nacht mit Gedanken beſchäftigt hat. (Locke läßt ſich hier durch ein Exemplum claudicans offenbar verführen, wer kann denn bei einer Maſchine vorausſetzen, daß ſie denken kann, aber in Abſicht der Seele kann und muß ich eine ſolche Denkkraft annehmen, weil ſie ſie würklich beſitzt, und weil ein Geiſt ohne Kraft und Würkung doch durchaus ein leeres Nichts ſeyn muß.) Allein, wer ſich nicht ſelbſt betrügen will, der muß ſeinen angenommenen Satz auf eine geſchehene Sache gründen und die Wahrheit deſſelben durch die ſinnliche Erfahrung beweiſen, nicht aber die geſchehene Sache glauben, weil ſie ſeinem angenommenen Satze gemäß iſt, das iſt, weil er ihre Wahrheit vorausſetzt. — — — —

Ich gebe es zu, daß die Seele bei einem Wachenden niemahls ohne Gedanken ſey, weil dieſes mit zum Wachen erfodert wird; ob ſie aber im Schlafe, ohne Träume, denkt, iſt eine andere Frage. Es iſt ſchwer zu begreifen, daß man etwas denken, und ſich deſſen doch nicht bewußt ſeyn ſoll. Wenn die Seele in einem Schlafenden denkt, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn; ſo frage ich, ob ſie während dieſes Denkens Vergnügen oder Verdruß empfindet, ob ſie angenehmer oder unangenehmer Empfindungen fähig iſt? Ich bin verſichert, ein Menſch iſt alles deſſen ſo wenig fähig, als das Bette oder die Erde, worauf er liegt. Denn glücklich oder unglück-

glücklich seyn, ohne daß man es weiß, scheint mir allerdings mit einander zu streiten. Ist es möglich, daß die Seele, so lange der Leib schläft, ihre Gedanken, ihre Freuden oder Bekümmernisse, ihr Vergnügen oder ihren Verdruß für sich besonders leben kann, ohne daß sich der Mensch dessen bewußt ist, so ist gewiß, daß der wachende Socrates und der schlafende Socrates nicht eben dieselbe Person ausmachen; sondern die Seele des Socrates, wenn er schläft und wenn er wacht, sind zwei Personen, weil der wachende Socrates von der Glückseligkeit oder von dem Verdruß seiner Seele keine Kenntniß hat, oder sich nicht darum bekümmert. Seine Seele empfindet jene, und trägt diesen für sich allein, so lange er schläft, ohne daß er etwas davon fühlt. Es ist ihm daran nicht mehr gelegen, als an der Glückseligkeit oder dem Elende eines Menschen in Indien, den er nicht kennt. — Denn nehmen wir von unsern Handlungen und Empfindungen, insonderheit von dem Vergnügen und Verdruße alles Bewußtseyn weg; so werden wir schwerlich wissen, worin die persönliche Einerleiheit (personal Identity.) zu setzen sey. (Die bekannte Eintheilung unsrer Empfindungen in angenehme und unangenehme, und der daraus entspringenden Seelenzustände, Glückseligkeit oder Unglückseligkeit ist — eine Eintheilung, die nicht erschöpfend genug ist. Es giebt unzählige Vorstellungen in uns, die nicht unter obige Rubrik gehören, und von denen wir

nicht angeben können, ob ſie würklich angenehm oder unangenehm ſind, weil wir ſie noch nicht deutlich genug überſchauen können. Wir dürfen nur auf uns ſelbſt Acht geben, und wir werden faſt jeden Augenblick überzeugt werden, daß uns unaufhörlich eine Menge von Ideen zuſtrömen, die wir nur bemerken, ohne einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck derſelben auf uns wahrzunehmen. Daß wir alſo im Denken des Schlafs auch entweder uns glücklich oder unglücklich fühlen müßten, iſt nicht pſychologiſch richtig. So wenig, wie überhaupt Locke im Folgenden wird erweislich machen können, daß wir im Schlafe nicht immer denken.)

Die Seele, ſagen dieſe Leute, (nehmlich die Carteſianer) denkt, ſo lange der Menſch im tiefen Schlaf liegt. Indem ſie denkt und empfindet; ſo iſt ſie ohne Zweifel ſowohl der Gefühle des Vergnügens oder Schmerzes, als einiger andern fähig, und ſie muß ſich deſſen, was ſie empfindet, nothwendig bewußt ſeyn. Hat ſie aber alle dieſe Gefühle für ſich beſonders; ſo iſt es klar, daß ſich derſelben ein Schlafender gar nicht bewußt iſt. Wir wollen demnach ſetzen, es hätte ſich die Seele des Caſtors im Schlaf aus ſeinem Körper entfernt. — Dies, was wir hier ſetzen, kann denjenigen nicht unmöglich vorkommen, welche ſo freigebig ſind, daß ſie allen andern Thieren ein Leben ohne eine denkende Seele zugeſtehen. Dieſe Leute können es alſo nicht für etwas unmögliches oder ſich widerſprechendes anſe-

anſehen, daß der Körper ohne Seele leben, oder die Seele ohne Körper beſtehen und denken, oder Empfindungen auch von Glückſeligkeit und dem Gegentheile haben kann. — Wir wollen nun, ſage ich, ſetzen, Caſtors Seele hätte ſich während des Schlafs vom Leibe abgeſondert, um für ſich allein zu denken. Wir wollen auch ſetzen, ſie wählte zum Schauplatz ihres Denkens den Körper eines andern Menſchen, z. B. des Pollux, der ohne eine Seele ſchläft. Denn wenn des Caſtors Seele denken kann, indem er ſchläft, wovon er doch nie etwas weiß, ſo iſt nichts daran gelegen, was für einen Ort zum Denken er ſich wählt. Hier haben wir nun Körper zweier Menſchen, die nur eine Seele unter ſich gemein haben, und von denen wir annehmen wollen, daß einer um den andern ſchlafe und wache, und daß die Seele in dem wachenden Menſchen immer denke, wovon aber der andere, welcher im Schlafe liegt, niemahls etwas wiſſe, nie die geringſte Empfindung habe. Ich frage alſo: ob nicht Caſtor und Pollux, da ſie nur eine Seele unter ſich gemein haben, die in dem einen denkt und empfindet, davon der andere nichts weiß noch ſich darum bekümmert, ſo wohl zwei unterſchiedene Perſonen ſind, als Caſtor und Hercules, oder als Socrates und Plato waren? — Und ob der eine von ihnen nicht recht glücklich, der andere hingegen ſehr unglücklich ſeyn kann. Eben ſo machen diejenigen aus eben der Urſache die Seele und den Menſchen zu zwei Perſonen, welche vor-

geben, die Seele denke für ſich beſonders, davon der Menſch ſich nicht bewußt wäre. — — — — —

Vielleicht, fährt Locke fort, wird man vorgeben, die Seele denke auch im tiefſten Schlafe; aber das Gedächtniß behalte das Gedachte nicht. Allein es läßt ſich ſchwer begreifen, daß die Seele eines Schlafenden dieſen Augenblick mit Denken beſchäftigt ſeyn, und ſich doch nicht in dem nächſten Augenblicke, wenn er aufwacht, auf das geringſte von allen ſolchen Gedanken beſinnen kann. (Und ich behaupte, es läßt ſich ſehr leicht begreifen, weil mit dem würklichen Aufwachen zugleich eine Menge ſchwächerer Vorſtellungen, die wir während des Schlafs gehabt haben, ausgelöſcht werden können, und weil wir an den Nachtwandlern tauſend Handlungen, die ſie während des Schlafs vorgenommen haben, bemerken, davon ſie beim Erwachen kein Wort wiſſen. Will Locke auch läugnen, daß die Seele dieſes Menſchen im Schlafe nicht würklich gedacht habe, oder kann ſie vielleicht würklich zweckmäßige Handlungen bei dem Nachtwandler hervorbringen, ohne daß ſie daran denkt? Nimmermehr! Es giebt Leute, die im Schlafe, ohne daß ſie zu träumen ſcheinen, oder ohne daß ſie ſich des Traums hinterher bewußt ſind, ſehr vernehmlich reden, und wenn ſie aufwachen, von Allem nichts wiſſen.) Dies bedarf eines beſſern Beweiſes, als eine bloße Beziehung, wenn man es glauben

ben soll. Denn wer kann es sich ohne weiteres Bemühen, und nur weil man es sagt, einbilden, daß die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben alle Tage etliche Stunden an etwas denken, sich aber, wenn sie auch mitten unter solchen Gedanken gefragt würden, ganz und gar auf nichts besinnen könnten. Ich halte dafür, die meisten Menschen bringen einen großen Theil ihres Schlafs ohne Träume zu. Ich habe einmahl einen Mann gekannt, der sich auf die Wissenschaften legte, und eben kein schlechtes Gedächtniß hatte. Dieser erzählte mir, daß er niemahls geträumt hätte, als da ihn ein Fieber befallen, und ich glaube, man wird mehr dergleichen Beispiele antreffen. — —

Oft denken, und es nicht einen Augenblick behalten, ist ein vergebliches, unnützes Denken. Die Seele ist in einem solchen Zustande nicht viel besser als ein Spiegel, der beständig mancherlei Bilder oder Ideen annimmt; aber keines behält. Sie verlieren sich und verschwinden wieder, und es bleiben keine Spuren davon zurück. Der Spiegel wird durch solche Bilder niemahls vollkommner, noch die Seele durch solche Gedanken. Man wird mir vielleicht einwenden, bei einem Wachenden wären zugleich die Organe des Körpers mit beschäftigt und würden mit zu seinem Denken gebraucht, auch das Gedächtniß behielte solche Gedanken vermittelst der im Gehirn geschehenen Eindrücke, und der nach solchem Denken zurückgelassenen Spuren; allein beim

Denken

Denken der Seele, welches von einem Schlafenden jetzt wahrgenommen würde, hätte die Seele ihre Gedanken für sich allein, und ließe keine Eindrücke, und folglich kein Andenken solcher Gedanken nach sich, weil sie sich der Organe des Leibes nicht bediente. Ohne nun wieder anzuführen, daß es ungereimt ist, wenn der Mensch zwo unterschiedene Personen ausmacht, welches aus dieser Meinung fließt, (und ich setze hinzu, welcher Gegenbeweis da Locke eigentlich nichts sagt, wie ich ein andermahl zeigen will) so antworte ich überdem noch, daß es sich ganz vernünftig schließen lasse, daß die Seele alle ohne Hülfe des Körpers erlangte Begriffe auch behalten könne, ohne des Körpers dazu benöthigt zu seyn, oder es wird sonst die Seele, oder ein von seinem Körper abgesonderter Geist von seinem Denken einen sehr geringen Vortheil haben. Kann die Seele sich nicht auf ihre eigene Gedanken besinnen, nicht zu ihrem Gebrauche aufbehalten, sich nicht ihrer vorigen Erfahrungen, Vernunftschlüsse und Beobachtungen zu Nutze machen, was hilft ihr denn das Denken? (Dies beweist weiter nichts gegen die immer fortwürkende Denkkraft der menschlichen Seele. Die Frage ist auch überhaupt gar nicht, wozu ihr ein Denken oder Bewußtseyn nöthig sey; sondern ob sie immer denken könne, denken müsse. Es giebt ja ohnedem in der menschlichen Seele unzählige Vorstellungen, warum man nicht sagen kann, daß sie gerade einen gewißen Vor-

Vortheil für unſern Geiſt in ſich ſchlöſſen, der bemerkbar wäre, genug wenn ſie unſere Denkkraft in beſtändiger Würkſamkeit erhalten, wohin auch jene gerechnet werden können, deren wir uns nicht bewußt ſind. Wenn Locke im Folgenden ſagt: daß es ſchwer zu begreifen ſey, daß unſer unendlich weiſer Schöpfer eine ſo vortreffliche Kraft, wie die denkende iſt, eine Kraft, welche der Größe ſeines eigenen unbegreiflichen Weſens am nächſten kommt, geſchaffen haben ſoll, damit ſie auf eine ſo ungereimte und unnütze Weiſe wenigſtens den vierten Theil der Zeit mit Denken zubringen könne; ſo läßt ſichs wahrlich noch ſchwerer begreifen, wie Gott eine geiſtige Subſtanz habe ſchaffen können, um den vierten Theil der Zeit ganz unthätig zuzubringen. Eben ſo wenig kann Lockes Bemerkung gegen die beſtändige Würkſamkeit der Denkkraft etwas beweiſen, daß unſere Gedanken im Schlafe gemeiniglich verworren wären; — genug, wenn wir nur immer denken, welches allein die Hauptfrage bei dieſer ganzen Unterſuchung bleibt.)

Diejenigen, welche es für ſo gewiß ausgeben, daß die Seele immer denkt, möchten doch auch zeigen, welches die Begriffe ſind, die ſich in der Seele eines Kindes entweder vor, oder gleich bei der Vereinigung mit dem Körper finden, ehe ſie noch einige durch die ſinnliche Empfindung bekommt. (Dieſe Begriffe kann man freilich nicht individuell angeben; aber es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Seele ſchon

in

Embrio Eindrücke annimmt, und vermöge dieser Eindrücke, obgleich noch auf eine sehr eingeschränkte Art, würksam ist. Daß wir diese Eindrücke, welche den ersten Stof der Seele liefern, nicht behalten, ist sehr natürlich, weil die Weiche des Gehirns und der Fiebern ihnen noch keine Dauer erlaubt.) Die Träume eines Schlafenden werden nach meiner Meinung alle aus Begriffen, die wir im Wachen gesammelt haben, zusammengesetzt. Hat die Seele ihre eigene Begriffe für sich, die nicht von der sinnlichen Empfindung oder der Reflexion herrühren, wie sie denn solche Begriffe haben müßte, wenn sie sich mit Gedanken beschäftigte, ehe sie von dem Körper einige Eindrücke empfängt; so ist es wohl etwas seltsames, daß sie bei ihrem geheimen Denken, welches so geheim ist, daß es der Mensch selbst nicht wahrnimmt, niemahls einige von solchen Begriffen den Augenblick, da der Mensch von seinem Traume erwacht, behalten kann. (Man hat bei der Behauptung einer beständigen Würksamkeit der menschlichen Denkkraft nicht nöthig, angeborne Begriffe anzunehmen, wie hier locke voraussetzt. Ein genaues Studium der menschlichen Seele lehrt uns, daß alle Veränderungen unserer Vorstellungen und ihrer ersten Anfänger allein in der Erfahrung liegen, und wir setzen den Anfang der geistigen Thätigkeit unserer Natur in den Punct unseres Daseyns hin, wenn die ersten Vorstellungen durch körperliche Eindrücke in uns verschwinden. Die

erste

erſte Vorſtellung der Seele iſt alſo, um mich ſo auszudrücken, der Anfangspunct ihres Lebens, ihrer Thätigkeit, welche, wenn es Gott will, von dieſem Puncte, von dieſer erſten Vorſtellung an bis in alle Ewigkeit hinaus dauern wird. Daß wir die erſte Vorſtellung nicht wiſſen, und viele tauſend andere, die die erſte Thätigkeit der Seele beſtimmen, iſt kein Beweis, daß ſie nicht da geweſen wären, ſo wenig ich behaupten kann, daß ich nicht geträumt hätte, weil ichs wieder vergeſſen habe.)

Wer kann es vernünftig finden, fährt Locke fort, daß die Seele während des Schlafs ſich in ihrer Einſamkeit ſo viel Stunden mit Gedanken beſchäftigen ſoll, und gleichwohl niemahls keinen von den Begriffen antreffen kann, die ſie nicht von der ſinnlichen Empfindung, oder von dem Ueberdenken erborgt hat, und daß ſie wenigſtens keine andern, als nur ſolche behält, welche, da ſie durch den Körper veranlaßt worden, nothwendig einem Geiſte nicht ſo natürlich ſeyn müſſen. (Locke meint in dieſer etwas dunkeln Stelle, daß Begriffe, die uns eingepflanzt wären, von der Seele leichter bemerkt werden müßten, als die, welche wir erſt durch den Körper bekämen, und gleichſam der Seele nicht ſo nahe, wie jene lägen.)

So weit Locke — —. Leibniz hat ihn am kürzeſten durch ſeine Perceptio und Apperceptio zu widerlegen geſucht, ein Unterſchied, der auch nach Erfahrungen offenbar in der Natur der menſchlichen

Seele

Seele gegründet iſt. Hier ſind ſeine eigenen Worte über die beſtändige Würkſamkeit der Seele.

> Je tiens, que l'ame et même le corps n'eſt jamais ſans action, et que l'ame n'eſt jamais *ſans quelques perception.* Même en dormant on a quelque ſentiment confus et ſombre du lieu, ou l'on eſt, et d'autres choſes. Mais quand l'expérience ne le confirmeroit pas, je crois, qu'il y en a demonſtration. C'eſt à peu près, comme on ne ſauroit prouver abſoliment par les experiences, s'il n'y a point de vuide dans l'eſpace, et s'il n'y a point de repos dans la matière. — —
>
> P.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bei der Unterſuchung über den Urſprung der Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, die ſchon ſo viele Köpfe beſchäftigt hat, ſtößt man ſehr natürlich auch auf die Frage: Wie die Menſchen nach und nach abſtracte, überſinnliche Begriffe, allgemeine Empfindungen, und die darauf gegründeten moraliſchen Vorſtellungen haben durch Zeichen ausdrücken lernen?

So leicht und natürlich es iſt, die Anfänge einer Wortſprache für hörbare Gegenſtände anzugeben,

ben, indem die Menſchen das Hörbare nur durch ihre eigene Stimme nachahmen durften, und ſo ziemlich allgemein man jetzt annimmt, daß das Hörbare den Anfang aller Wortſprache veranlaßt hat; ſo ſchwierig iſt aber doch auf der andern Seite die Unterſuchung einer Zeichenſprache für abſtracte Ideen, und das um ſo viel mehr, weil uns alle hiſtoriſche Data über die Sache fehlen. Wir können ohnmöglich wiſſen, wenn ſich dieſer und jener abſtracte Begriff der menſchlichen Seele ſo aufdrang, ſo nahe lag, daß ſie für ihn ein Wort ſuchen mußte; nicht, unter welchen Umſtänden ſie dieſes Wort fand, und welche Verbindung es mit dem übrigen Vorrathe ſchon vorhandener Wörter hatte. Aber demohnerachtet können wir dem wahrſcheinlichen Gange der menſchlichen Seele in Erwerbung abſtracter Zeichen nachſpüren. Jedes Volk, das ſich eine Sprache erfand, wird zwar, wie auch die unendliche Verſchiedenheit der Sprachen lehrt, einen eigenen Weg hierbei genommen haben; aber alle müßten doch auch hierbei den Eindrücken der Sinnlichkeit und der Analogie gefolgt ſeyn, vermöge welcher jeder rohe Menſch überſinnliche Gegenſtände durch körperliche ausdrucken wird, die mit jenen nach ſeiner Empfindung eine Aehnlichkeit haben, und wovon ich weiter unten reden werde.

Ehe wir uns überhaupt eine Sprache denken, müſſen wir uns allemahl eine Societät vorausſetzen, ohne welche der Menſch gewiß ſtumm geblieben ſeyn

würde. Er würde zwar vor Schmerz geschrien, und aus Freude gelacht haben; aber er würde kein Wort aus diesen Naturaccenten gebildet haben, — am allerwenigsten für abstracte Ideen. Die Societät zwang ihm also die Sprache gleichsam auf.

Ueberhaupt lernte nun wohl der Mensch nächst den hörbaren Gegenständen die Begriffe ausdrücken, welche ihm am allernächsten lagen, und sich auf hörbare Leidenschaften und Gemüthsbewegungen bezogen, und unter diesen vornehmlich Schmerz und Freude. Jener ist gewiß einer der ersten Lehrmeister der menschlichen Seele gewesen, und sie hat ihm ohnstreitig eine große Menge von Begriffen zu verdanken, die schon durch das natürliche Aufsuchen der Mittel dagegen, durch die verschiedenen Arten des Schmerzes, und an so verschiedenen Theilen, und durch die mancherlei Leidenschaften, die er erregt, veranlaßt werden mußten. Die bloße Geberdensprache konnte bei manchen Völkern lange hinreichen, den Schmerz auszudrücken; allein bei einiger Bildung der Seele mußte sie einen Drang in sich fühlen, auf eine deutlichere Art sich Geschöpfen ausdrücken zu können, welche mit ihr sympathisirten, und dies um so viel mehr, da sich der Schmerz von Natur hörbar macht, und seine eigenen Modulationen hat. Dieses Hörbarmachen besteht anfangs freilich nur in unarticulirten Tönen, in einem thierischen Geschrei; aber der unarticulirte Ton konnte, wenn er etwa sehr auffiel, von einem ange-

angeſehenen Manne kam, die Autorität eines würklichen Sprachworts bekommen und behalten, geſetzt, wenn er auch nur einen Vocal gehabt hätte; ob ſich gleich der Schmerz oft durch Töne ausdrückt, die mehr Vocale haben, als einen. Jene Autorität erhielt aber das Wort nach und nach durch Widerhohlung und Nachahmung deſſelben. Man gab ſich dadurch zu verſtehen, wie dieſer und jener ſeinen Schmerz ausgedrückt habe, und weil man hernach einen beſtimmten Begriff von einem individuellen Schmerz hatte; ſo widerhohlte jeder Leidende in dem kleinen geſellſchaftlichen Cirkel, der ihn erfand, jenen Ton, und er wurde ein Wort, ein Ausdruck, und ein Merkmahl des Schmerzes, Nomen und Verbum zugleich, deſſen Infinitiv lange ohne Zeit und Perſonen ausgedruckt wurde. Wahrſcheinlich bildete endlich auch die Reflexion aus dem Naturlaute des Schmerzes das abſtracte Wort für denſelben, und nahm dazu die Vocale, welche bei dem Ausdruck des Leidenden immer wieder vorkamen, als Elemente des abſtracten Worts. Das genaue Wie läßt ſich freilich hier nicht ausmachen, und kein einziger der bekannten Schriftſteller, die über den Urſprung der Sprache geſchrieben haben, hat es gewagt, das alte und erſte abſtracte Urwort für den Schmerz, oder jeden andern abſtracten Begriff anzugeben.

Condillac hat ohngefähr dieſe Meinung vom Urſprunge der Sprachen (Eſſai ſur l'origine des con-

noiſſances humaines Vol. II.). Nach ſeiner Meinung waren die Töne der Leidenſchaften, die uns thieriſch-eigen ſind, gleichſam die Wurzelwörter der Sprache, und Condillac hat nicht ganz Unrecht; ob er freilich ſo wie andere nicht hat zeigen können, wie ſich aus den Naturlauten haben Wörter bilden können. Herder, welcher ihn getadelt hat, ohne ſelbſt eine beſtimmte Erklärung des erſten Urſprungs der Sprache anzugeben, meint, daß aus dem blos tönenden Ausdruck der thieriſchen Leidenſchaft nimmermehr eine Sprache habe entſtehen können, (Siehe deſſen Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Berl. 1772.) ſo wenig als die Thiere, welche ihre Leidenſchaften auch durch Töne ausdrückten, deswegen zu einer Sprachfähigkeit geſchickt wären. Allein der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thier iſt doch auch auch ſelbſt in Abſicht der Naturlaute der Leidenſchaften ſehr ſichtbar. Der Menſch hat eine viel größere Menge von Naturlauten vermöge der Modulation ſeiner Stimme in ſeiner Gewalt, als das Thier, — und als Thier würde der Menſch auch gewiß nie eine Sprache zuſammengeſetzt haben; aber als Menſch konnte er anſcheinliche Begriffe mit dieſem und jenen Naturlaut verbinden und ihn zu einem Wörtausdruck eines gewiſſen Gegenſtandes, einer gewiſſen Empfindung machen. Freilich nach und nach, je nachdem die Reflexion mit in den Bau der Naturlaute durch weggelaſſene oder hinzugeſetzte Silben einfloß. Eine

Folge,

Folge, die ſehr natürlich war, weil die menſchliche Vernunft in den bloßen Naturlauten nicht Unterſcheidung genug fand, um eine größere Anzahl von Dingen auszudrücken. — Sie fing die Wörter aus den Naturläuten eigentlich aus innern Denkinſtinct zu bilden an.

Zwiſchen den Ausdrücken des körperlichen- und Seelenſchmerzes war anfangs wahrſcheinlich kein Unterſchied, weil beide ſich faſt auf einerlei Art in dem rohen Menſchen ausdrücken. Vielleicht brauchte man einerlei Naturlaute in beiden Fällen; aber mit einer verſchiedenen ſtärkern oder ſchwächern Modulation der Stimme. Der körperliche Schmerz iſt heftiger und gemeiniglich wüthender als innere Traurigkeit des Gemüths, drückt ſich kühner und ſtärker aus, als dieſe, welche in mildern Tönen und in einer ſtillern Sprache des Geſichts klagt. Da aber auch dieſer Unterſchied nicht ganz zureicht, beide Arten von Schmerz deutlich zu unterſcheiden; ſo wurde der Schmerzensausdruck, welcher einem Leidenden bei einer innern Bekümmerniß entfuhr und etwas auffallendes an ſich hatte, wahrſcheinlich das Nomen oder Verbum für ein Seelenleiden, auch wohl gar der abſtracte Ausdruck des Leidens überhaupt; vielleicht auch durch einen Vorſatz oder Nachſatz einer Silbe, eines Vocals, das Wort für die Urſache des innerlichen Schmerzes. — Doch ich habe ſchon oben geſagt, daß das eigentliche Wie hievon nicht angegeben werden kann.

Die Töne, die durch Reflexion bestimmten Naturlaute des Schmerzes wären also nach meiner Meinung mit die ersten Stammwörter im Lexico einer anfänglichen Sprache gewesen. An sie mußten sich sehr natürlich die anschließen, welche aus einer frölichen Gemüthsstimmung herrührten. Töne des innern Freudengefühls, des Wohlbehagens, der Liebe und Zärtlichkeit. Ein neues Feld für die Entwickelung der ersten Sprache. Der Affect der Freude tönt anders, als der des Schmerzes, drückt sich am ganzen Körper anders aus. Das Sprachbedürfniß muß also auch aus dem Naturlaute desselben andere Nomina, andere Verba bilden, und unter diesen werden diejenigen wieder die ersten seyn, welche etwas sehr Auffallendes an sich hatten, eine gemeinschaftliche Nachahmung einer ganzen Gesellschaft verursachten, und durch das Ansehn der Person einige Autorität erhielten. Viele werden aber auch durch bloßen Zufall Nennwörter der Sprache geworden seyn, die überhaupt keinen geringen Antheil an ihrer Ausbildung gehabt haben mag.

Die elterliche Liebe sowohl als die eheliche, die wir allerdings schon im rohen Zustande der Menschheit wider Rousseaus Meinung annehmen können, ist gewiß eine sehr reiche Quelle von Wörtern gewesen; — vorausgesetzt, daß wir den ersten Menschen als ein erwachsenes Geschöpf mit menschlichen Anlagen denken. Die Mutter muß einen Namen für ihr Kind haben, und sie giebt ihm einen,

nen, um es von andern zu unterſcheiden, und im Fall der Noth rufen zu können. Dieſe erſten Nomina propria kamen wahrſcheinlich zuerſt von einer bevorſtehenden Eigenſchaft des Gemüths, oder von einem beſondern Umſtande der Geburt des Kindes her. Aber die Mutter will es nicht blos nennen, ſie will ihm ſeine Liebe zu erkennen geben, und bedient ſich der Naturausdrücke der mütterlichen Zärtlichkeit, welche eine ganz beſondere Art der Naturlaute ſind, und ſich durch eine ſanfte Milderung der Stimme auszeichnen. Sie giebt dem Kinde Namen von Gegenſtänden, die ihr ſonſt ſchon angenehm waren, ſie führt ihm Sachen, Thiere vor, und macht die Stimme deſſelben nach, um ſie zu unterſcheiden, und erweitert dadurch nicht nur den Ideenkreis des Kindes, ſondern auch ſein Sprachbedürfniß.

Abſtracte Wörter für alle dergleichen zärtliche Empfindungen bildet die Seele wiederum durch Reflexion, ſo wie die für den übrigen großen Theil abſtracter Kenntniſſe, deren Urſprung aber ohnmöglich individuell angegeben werden kann. Der allgemeine wahrſcheinliche Weg, den die menſchliche Seele hierbei nimmt, iſt wohl der, daß ſie wegen einer bemerkten Aehnlichkeit zwiſchen einzelnen und körperlichen Gegenſtänden den Wortausdruck deſſelben auf geiſtige hinüberträgt, und alſo das Ueberſinnliche anfangs ſelbſt unter einem Bilde ausdrückt. Alle alte Sprachen wim-

meln von dergleichen Bildern für abstracte Gegenstände. So wurde Gott wahrscheinlich unter dem bildlichen Ausdrucke des Donnerers, der Zorn unter dem eines rasenden Menschen, die Wachsamkeit unter einem Auge, die Liebe im Bilde der Umarmung, die Schnelligkeit mit einem Pfeil, oder schnell laufender Thiere u. s. w. vorgestellt. Der Ausdruck des Bildes wurde allgemeiner Ausdruck, ein abstractes Wort, welches freylich vielerlei Sinonime haben konnte; aber doch immer Allgemeinausdruck blieb.

P.

(Die Fortsezung folgt.)

2.

Ueber den Einfluß der Finsterniß in unsere Vorstellungen und Empfindungen, nebst einigen Gedanken über die Träume.

Gewisse Gedanken und Empfindungen der menschlichen Seele werden gemeiniglich erst dann in uns rege, wenn die ganze Natur um uns her finster und still wird. Ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst kann leicht die Erfahrung machen, daß man, wenn uns Stille und Finsterniß umgeben, wenn unser Geist sich

ſich aus dem ſichtbaren Schauplatze der Welt gleichſam in ſich ſelbſt zurückzieht, oft ganz anders denkt und empfindet, als bei Tage; — daß gerade alsdann und ſonſt vielleicht nie oft die ſonderbarſten und lächerlichſten Mißgeburten von Gefühlen und Begriffen in uns entſtehen. So dunkel und verworren dieſe Begriffe und Gefühle aber auch immer ſeyn mögen; ſo lebhaft würken ſie doch gemeiniglich auf unſere Einbildungskraft, ja ſelbſt auf unſer Herz, und empören ſich nicht ſelten gegen die moraliſchen Grundſätze unſerer Natur.

„Ich fürchte mich immer, ſagte mir neulich ein rechtſchaffener und gelehrter Mann, vor den Augenblicken, die vor dem Einſchlafen hergehen. Gemeiniglich habe ich dann wider meinen Willen und ohne alle Veranlaſſung mit den unſchicklichſten Gedanken zu kämpfen, die meine Sittlichkeit und Tugend beleidigen, — und ſogar dann oft meine Seele mit ihren häßlichen Bildern durchkreutzen, wenn ich mein Gebet zu Gott richte. Nie fallen mir gewiſſe die Gottheit und göttliche Dinge entehrende Prädicate ſo deutlich ein, als wenn ich mich in mein Bette gelegt und das Licht ausgelöſcht habe, und nie ſehe ich die verführeriſcheſten Bilder der Sinnlichkeit mit allen ihren gefälligen Reitzen ſo lebhaft vor mir herumtanzen, als wenn ich einſchlafen will. Von dieſen Augenblicken, fuhr er fort, haben vornehmlich junge Leute beiderlei Geſchlechts ſehr viel zu fürchten. Ihre lebhafte Phantaſie mahlt ihnen

alsdann allerlei Scenen der Wollust mit den hellesten Farben ab, und sie haben dadurch oft schon lange ihre Unschuld verloren, wenn sie gleich noch äußerlich schamhaft erröthen können".

Die Beobachtung, daß Stille und Finsterniß der Nacht unserm Denken und Empfinden gleichsam eine andere Richtung geben können, kommt mir in der That in mehr als einem Betracht merkwürdig vor. Ich finde vornehmlich in ihr einen Grund mehr, wie und warum der menschliche Verstand auf die sonderbare und unphilosophische Lehre von den Einwürkungen böser Geister auf unsern freien Willen gefallen ist, und warum sich die Einbildungskraft der Menschen diese Geister immer unter den fürchterlichsten Gestalten gemahlt hat *). Natürlich mußte jene unnatürliche Lehre immer entstehen, indem man sich den Ursprung gewisser unanständigen Gedanken und Empfindungen der menschlichen Seele deswegen nicht erklären konnte, weil sie ohne

*) Der Teufel wird fast von allen Völkern, die an ihn glauben, schwarz und in einer scheußlichen Gestalt gemahlt. Die Canadier haben ihn mit der rothen Farbe und mit einer ziemlich menschlichen Gestalt beehrt. Er erscheint oft in einem prächtigen Kleide auf ihren Bällen, und man würde ihn nicht erkennen, wenn er seine Krallen, die selbst durch seine Handschuhe hervorstechen, etwas besser verbergen könnte, und den Damen nicht so oft seine bewafnete Hand zu reichen pflegte.

ohne alle Veranlassung von aussen und nicht selten ganz wider unsern Willen in uns entstanden wären. Die Gewalt, welche oft solche unwillkürliche Bilder begleitet, und durch die Schwäche einer unvorbereiteten Vernunft noch sehr vermehrt werden muß, hat die Menschen von je her destomehr angetrieben böse Geister anzunehmen, die uns nach ihrem Gefallen lenken und regieren könnten.

Ich will es versuchen, über jenen Zustand der menschlichen Seele, in welchem sie durch den Einfluß der Dunkelheit auf ihre Begriffe so oft ganz besonders gestimmt, oder eigentlich verstimmt wird, einige Betrachtungen anzustellen; ob ich gleich den Ursprung einer jeden individuellen Vorstellung jener Art nicht angeben kann. Wenn sich gleich unsere Einbildungskraft nach gewissen psychologischen Gesetzen richten muß, und darnach bestimmt wird; so ist sie doch in jedem andern Menschen anders, und ihre Modificationen müssen bei jedem einzelnen Menschen nach tausend Localumständen abgemessen werden, wenn man ihre Würkungen in Rücksicht einzelner Menschen erklären will. Vielleicht würden wir viel größere Schritte in der Seelenlehre thun, wenn uns mehrere aufgeklärte Männer richtige und wahrhafte Tagebücher ihrer Einbildungskraft mit den jedesmaligen Localumständen einzelner Bescheinungen derselben mittheilen würden. Doch zur Sache!

Wenn

Wenn die Zeit des Schlafs herannahet, ſo bemerken wir deutlich, daß in unſerm Körper ſowohl als in unſrer Seele mancherlei Veränderungen vorgehen. Jener geräth durch den Druck des Bluts auf unſer Gehirn in einer Art Erſchlaffung, welche mit einem wohlthätigen Gefühl der Ruhe verbunden iſt, das gleichſam alle unſere Sinne berauſcht. In dieſer Berauſchung verrichten unſere Organe nur gleichſam noch die Dienſte der Invaliden, ſie ſtellen uns die Objecte nicht mehr deutlich, ſondern verworren dar, und unſere Seele nimmt aus ſchweſterlicher Bekanntſchaft mit dem Körper an dieſem Zuſtande Theil. Es erfolgt eine unwillkürliche Verwirrung ihrer Ideen, welche Haller nicht ganz unrichtig ein *delirium* nennt. Unſere Gedanken verlieren und verwiſchen ſich nach einander. Einige bleiben zuletzt noch mit einem dunkeln Schimmer in uns zurück, bis auch dieſe nach und nach verſchwinden, und unſere Seele, ſich ihrer gänzlich unbewußt, in den Zuſtand des Schlafs ſinkt.

In dieſer Zwiſchenzeit zwiſchen Schlaf und Wachen bemerken wir nun gemeiniglich jene bizarren, bald lächerlichen und unanſtändigen, bald auch fürchterlichen Bilder, welche unſere Seele durchkreutzen, und deren Urſprung noch ein Räthſel in der Pſychologie zu ſeyn ſcheint. Bisweilen erinnern wir uns alsdann auf einmahl, ohne eine Ideenaſſociation in uns wahrzunehmen, aus der man ſich das Erinnern erklären könnte, Dinge, die wir längſt ver-

vergeſſen hatten; es fallen uns Scenen aus unſerer Jugend ein, die wir mit einer erſtaunlichen Pünctlichkeit gleichſam vor unſern Augen vorübergehen ſehen; oder wir erblicken einen hell leuchtenden Gegenſtand, eine abſcheuliche, menſchliche Geſtalt, eine Leiche, einen Abgrund, ein reitzendes Frauenzimmer, einen lächerlichen Kontraſt zwiſchen zwei Gegenſtänden; oder wir hören einen deutlichen Glockenſchall, ein Wort wird uns ins Ohr gerufen, u. ſ. w.

Beſonders merkwürdig ſind in dieſem Mittelzuſtande der menſchlichen Seele manche Empfindungen unſeres Herzens und Gewiſſens. Mit einer innern lebhaften Wehmuth erinnern wir uns dann oft eines Fehlers unſerer Jugend, welcher während daß wir wachten, keine ſolche unangenehme Empfindung in uns zu erregen pflegte; wir erröthen in der ſtillen Einſamkeit der Nacht bei gewiſſen Gedanken vor uns ſelber, wenn wir gleich den ganzen Tag über von dieſem Gefühl verſchont wurden. Ein andermahl überraſcht uns eine hüpfende Freude, ohne daß wir wiſſen, worüber wir uns freuen; eine Bangigkeit, ohne daß wir wiſſen, worüber wir bange ſind. Wieder ein andermahl verlieren wir uns mit unſern finſtern Gedanken in einem endloſen Himmelsraum, in unendlichen Zahlen und Kreiſen, — ja manche Menſchen fühlen in jenen Augenblicken heftige Unruhen über die Gewißheit ihres Glaubens, und werden von unglücklichen Zweifeln über die

Fort-

Fortdauer ihrer Natur gefoltert, davon ich nächstens ein merkwürdiges Beispiel mittheilen will.

Alle diese besondern Modificationen unserer Seele sind nichts anders als Folgen unserer durch Dunkelheit und Finsterniß der Nacht lebhaft gewordenen Einbildungskraft. Diese Kraft unserer Seele würkt zwar im Wachen beständig fort, und es geht nichts in jener vor, woran sie nicht bald auf eine nähere, bald entferntere Art Antheil haben sollte; allein sie bekommt alsdann die Alleinherrschaft über unsern Geist, wenn sich unsere Sinne schließen. Nun bleibt diesem nichts mehr übrig, was ihn von aussen zerstreuen könnte, und er muß sich nun, wenn ohnehin seine Ideen durch das Herannahen des Schlafs verdunkelt werden, unwillkürlich dem Spiel seiner Phantasie überlassen, die jetzt ohne Aufsicht des Verstandes, die im Wachen gesammelten Bilder unter einander wirft, und, noch ehe wir einschlafen, den Stof zu tausendterlei Träumen bereitet.

Unser Gefühl im Wachen lehrt es uns ja überdem schon, daß eine Empfindung oder Vorstellung nicht in einem so hohen Grade lebhaft werden kann, so lange neben ihr eine Menge anderer heterogener Empfindungen entsteht, welches im Wachen offenbar geschieht. Unaufhörlich strömen uns neue Vorstellungen alsdann zu. So lange also ein solcher Wechsel, ein solches Zuströmen von immer neuen Ideen und Empfindungen da ist, und unsere Seele

also (ich verstehe in einem gesunden Zustande) ihre Aufmerksamkeit theilen muß, pflegt auch unsere Einbildungskraft noch in ihren Gränzen zu bleiben. Sie kann nicht nach ihren eigensinnigen Launen handeln, wenn sie zu oft, wie im Wachen, gestört wird; — aber sie nimmt an Stärke (so wie alle Kräfte der Seele) erstaunlich zu, wenn sie allein handeln kann *).

Aus eben dieser Alleinwürksamkeit der Phantasie lassen sich nun vornehmlich die wollüstigen Bilder

*) Blinde Leute haben daher einen sehr hohen Grad von Einbildungskraft, welcher bei ihnen gleichsam den Sinn des Gesichts ersetzt. Ich ging vor einiger Zeit mit einem Musicus, der in seinem vierten Jahre durch die Blattern blind geworden war, in einem Garten spatziren. Ich fragte ihn: ob er wohl eine deutliche Vorstellung von einem Baume, seinen Früchten, von diesen und jenen Blumen habe? Ich erstaunte, wie ich ihn diese Gegenstände mit einer Richtigkeit beschreiben hörte, als ob er sie vor sich sähe. Ich habe alles, sagte er mir, von meinem dritten bis vierten Jahre so erstaunlich lebhaft in der Seele behalten, daß mir mein würkliches Gesicht selbst keine deutlichern Vorstellungen würde geben können. Welche Vorstellung, fuhr ich fort, ist Ihnen aber wohl nach Ihrem Gefühl die allerlebhafteste, die Sie in sich wahrnehmen? — ein freundliches Lächeln verbreitete sich über sein ganzes Gesicht, er drückte mir die Hand recht innig und lebhaft, und rief laut aus: die Vorstellung eines Mädchens, — eines Mädchens!

der erklären, welche uns des Nachts beunruhigen und unſere Schamhaftigkeit beleidigen. Wenn der menſchliche Körper von den Arbeiten des Tages frei der Ruhe genießt, und die Seele mit ihrem Nachdenken ſparſamer zu Werke geht, führt die Einbildungskraft die Bilder der ſinnlichen Bedürfniſſe näher vor uns vorbei, einmahl, weil ſie immer die öftern Vorſtellungen der Seele in ihrem ruhigen Zuſtande zu ſeyn pflegen, und durch die Gewalt der Gewohnheit die ſtärkſten geworden ſind, und denn zweitens, weil durch die Entkleidung des menſchlichen Körpers, durch die weiche Lage auf dem Bette, und durch das Erinnern an verliebte nächtliche Zuſammenkünfte, vielleicht aus lange vergangenen Zeiten, unſere Phantaſie ſehr leicht und lebhaft gereizt werden kann; — ſehr leicht, weil, wie ich ſchon gezeigt habe, ſie nicht von ſinnlichen Eindrücken des Nachts ſo oft gehindert wird; ſehr lebhaft, weil ſie ſich, wenn unſere Augen geſchloſſen ſind, gewiſſe Nudidäten viel deutlicher, als ſonſt, vorzuſtellen pflegt.

Etwas ſchwerer ſcheinen mir die Erklärungsarten zu ſeyn, — wie gewiſſe unanſtändige Prädicate uns gegen heilige Dinge, die wir doch ſchätzen und lieben, einfallen, wenn wir unſere Augen ſchließen; worüber ich aber auch viel Leute habe klagen hören, daß ſie im völligen Wachen damit geplagt wären. Ich vermuthe, daß Leuten, die ſich dieſer Gedanken nicht enthalten können, und deren

in

in Berends Lebensgeſchichte, (ſiehe das vorhergehende Stück) ſonderbare Beiſpiele vorkommen, auf einmahl und ganz von ohngefähr ein dergleichen unheiliger Gedanke ſehr auffiel, indem ſie ihn würklich von andern hörten, z. B. ein Fluch gegen die Gotthe[illegible] u. ſ. w.; oder indem Subject und Prädicat in ihrer Seele durch den Contraſt zufällig neben einander geſtellt wurden. Wir ſind dieſen Empfindungen und Vorſtellungen, welche das Gefühl des Contraſts in uns erregt, auch in andern Stücken unzählig oft unterworfen, und unſere Seele hat einen offenbaren Hang dem Contraſte nachzugehen, daher ihn auch Hume als einen Verbindungsgrund unſerer Ideen annimmt *).

Wir bemerken nehmlich eine Neigung und eine Leichtigkeit in uns, wenn wir uns eine Sache vorſtellen, auch an ihr Oppoſitum zu denken, und

*) Contraſt or Contrariety is a connexion among Ideas: but it may, perhaps, be conſidered as a mixture of *Cauſation* and *Reſemblance*. Where two objects are contrary, the one deſtroys the other; that is, the cauſe of its annihilation, and the idea of the annihilation of an object, implies the idea of its formes exiſtence.

Siehe Humes Verſnch of the aſſociation of Ideas, worin noch manche andere herrliche Aufſchlüſſe über die Natur unſerer Begriffe vorkommen.

und dieſe Neigung hat ihren Urſprung ohnſtreitig in der Erfahrung, indem wir nicht nur viel entgegengeſetzte Dinge täglich um und neben uns wahrnehmen, ſondern auch durch den Umgang mit andern, und durch die Natur der Sprache alle Augenblicke darauf hingeführt werden. Es kann uns alſo auch wohl ſehr natürlich ein unanſtändiges Prädicat zu einer heiligen Sache einfallen, welches ihr zwar ſelbſt nicht eigen iſt, welches wir ihr aber andichten, weil es als ein *Oppoſitum* unſerer Neigung zum Contraſt ſchmeichelt. Daß wir aber uns eines ſolchen Prädicats immer wieder ſo leicht erinnern, kommt wohl daher, weil es uns in ſeiner Verbindung mit einer heiligen Sache zu ſehr auffällt, und weil wir etwas Verbotenes dabei wahrzunehmen glauben, wozu alle Menſchen eine Neigung haben. Hätte man immer dieſe Gründe näher unterſucht, ſo würde man nicht dergleichen Erſcheinungen dem Teufel aufgeladen und eine Menge Menſchen von den unglücklichſten Gewiſſensunruhen leichte geheilt haben, ſie ſich oft ſchon für verdammte Menſchen hielten, weil ſie jene unheiligen Gedanken nicht loswerden konnten.

Der Traum beſteht in einer fortgeſetzten Thätigkeit unſrer Seele, wenn ſich unſere Sinne geſchloſſen haben, und kann auf eine dreifache Art entſtehen: 1) durch einen äußern Anſtoß, eine äußere Veränderung unſeres Körpers; 2) durch eine innere

Ver-

änderung desselben; 3) durch eine eigene Bewegung der Seelenkraft, ohne jene Veränderungen des Körpers, eben so, wie wir im Wachen unzählig oft Vorstellungen in uns wahrnehmen, welche alleinige Folgen unsrer Seelenkraft, ohne Eindrücke auf den Körper sind.

Bei Träumen, die durch den äußern Eindruck gewisser Gegenstände auf unsern Körper hervorgebracht werden, fühlen wir nicht immer den Eindruck selbst, auch nicht immer in dem Organ, wo die Empfindung geschehen war, und endlich auch nicht immer gerade so, wie der Eindruck würklich beschaffen war. Alles dies trifft auch bei den innern Veränderungen des Körpers zu, in so fern sie gewisse Träume veranlassen. Die Seele handelt in dem Augenblick, da sie im Schlafe etwas empfindet, so erstaunlich geschwind, daß sie nicht einmahl diese Empfindung zu bemerken scheint; sondern gleich zu neuen Ideenreichen forteilt; wahrscheinlich vergißt sie in den mehresten Fällen gleich das Wo des sinnlichen Eindrucks, oder sie vergrößert und verkleinert nach Gefallen die Empfindung. Wir träumen z. B. daß wir einen ungeheuren Balken zwischen unsern Zähen halten, hier hat die Seele das Wo ihrer Perception noch nicht vergessen; — warum? das weiß ich nicht, genug sie hat es noch nicht vergessen. Endlich fängt uns der Balken zu stechen und zu drücken an, wir wachen auf, und finden, daß sich eine Feder des Bettes zwischen unsere

Zähen gedrängt hat. Doris hat einen Liebhaber, den sie inbrünstig liebt, sie geht mit den lebhaftesten Gedanken an ihn zu Bette, Joli ihr Hund liegt in ihren Armen, — sie träumt, ihren Liebhaber bei sich zu haben, und drückt den armen Joli bei nahe zu Tode; — — in allen solchen Fällen setzt die Seele ihre Perception immer dahin, wo sie würklich entstand, nur daß sie andre Bilder mit der Empfindung vereinigt, und an diese Bilder, weil es andre Bilder sind, auch andre Empfindungen knüpft. Wir empfinden, sagt ich vorher, den sinnlichen Eindruck, der einen Traum veranlaßt, auch nicht immer in dem Organ, worauf oder worin er geschahe. Der Kitzel an einem Theile meiner Haut kann im Traume die Idee in mir erwecken, daß ich eine Pastete esse, obgleich der Kitzel nicht unmittelbar auf meiner Zunge war. Der erste sinnliche Eindruck kann auch so schwach seyn, daß ihn die Seele überhaupt nicht bemerken würde, wenn er nicht durch hinzugekommene andere Bewegungen in den Fibern endlich zur Seele gelangte. Ueberhaupt unterscheidet sich der Zustand des Wachenden auch dadurch von dem eines Träumenden, daß er den Ort der Empfindung angeben und dieser ihn nicht allemahl angeben kann, weil im Traum die Phantasie nicht eigentlich die Gegenstände, die von aussen auf uns würken, zu unterscheiden im Stande ist, und weil sich unsre Empfindungen alsdann leichte mit einander vermischen.

Es

Es frägt sich, welche Art Träume die häufigsten sind, die, welche durch den Körper, oder die, welche durch die Seelenkraft allein veranlaßt werden? Um dies genauer zu bestimmen, müßten wir den menschlichen Körper würklich genauer kennen. Er kann tausend Gedanken und Empfindungen im Wachen sowohl als im Traum in uns veranlassen, ohne daß wir es wissen, daß er sie veranlaßt hat, und vielleicht giebt es keinen einzigen Traum, der nicht durch einen uns freilich oft unbekannten Einfluß des Körpers aufs Gehirn veranlaßt wird, ob ich gleich nicht behaupten möchte, daß wir bei einer völligen Gesundheit unsrer animalischen Maschine nicht träumen. Eben so schwer ist es nun auch zu beantworten, warum und wie die Seele bei ihren Träumen diesen und jenen Weg und keinen andern nimmt, warum sich die Ideen so und nicht anders associirten?

Daß diese Association nach den bekannten Gesetzen der Einbildungskraft erfolge und erfolgen müsse, ist wohl nicht zu läugnen, und auch in dem verworrensten Traum giebt es noch einen Zusammenhang, wo eine Idee an die andre gekettet ist, ob wir gleich darin bei den Wiederhohlungen desselben im Wachen ungeheure Lücken und Sprünge wahrzunehmen glauben *). Vielleicht würden wir

*) Sonderbar ists mir immer vorgekommen, daß wir die Sprünge unsrer Phantasie während des Traums selbst

dieſe ſonderbaren, oft ſich widerſprechenden Aſſociationen genauer verfolgen können, wenn wir immer mit der Grundidee des Traums bekannt wären, an welche ſich der ganze Traum ankettet. Aber eigentlich wiſſen wir nie mit Gewißheit, von welcher Idee der Traum ausgegangen iſt und mit welchen Nebenvorſtellungen, die hernach wieder Hauptvorſtellungen wurden, er ſich verbunden hat. Daß jeder Traum aber würklich von einer gewiſſen Grundidee ausgehen müſſe, iſt wohl nicht zu bezweifeln, und daß eben dieſe Idee gemeiniglich eine Folge von einer Bewegung in unſern innern oder äußern Organen ſey.

Manche Leute behaupten, daß ſie nie träumen. Leſſing gehörte darunter. Allein ich glaube, daß ſie ihre Träume ganz wieder vergeſſen, wenn ſie aufwachen.

(Die Fortſetzung künftig.)

ſelbſt nicht zu bemerken ſcheinen, daß ſie uns lange nicht ſo ſehr, wie im Wachen, auffallen. So lange wir träumen, ſcheint alles einen ſehr guten Zuſammenhang zu haben, es kommt uns ſelten etwas unnatürlich vor, ja das allerunnatürlichſte ſcheint uns oft etwas ſehr gewöhnliches und natürliches zu ſeyn, worüber wir doch erſtaunen, ſobald wir aufwachen.

---

3) Ein

3.

Ein Traum.

Der seel. Prof. Meier in Halle wurde eines Tages zu einem seiner Zuhörer gerufen, welcher gefährlich krank war. Der Patient versicherte seinem Lehrer, daß er gewiß sterben würde, weil er darüber einen sonderbaren Traum gehabt habe, und er habe ihn (Meiern) vornehmlich deswegen zu sich kommen lassen, um ihm diesen Traum anzuvertrauen, welchen er selbst wörtlich aufgezeichnet und in sein Schreibpult verschlossen hätte. Er gab darauf Meiern den Schlüssel dazu, und bath ihn, die in einem gewissen Kästchen befindlichen Papiere nach seinem Tode zu sich zu nehmen, und wenn sein Traum eingetroffen sey, ihn der Welt bekannt zu machen.

Der Student starb auch würklich kurze Zeit darauf, wie er vorher gesagt hatte; Professor Meier öffnete das Schreibpult, und fand ein versiegeltes Päckchen, worinn denn folgender Traum des Verstorbenen aufgezeichnet war:

„Ich ging vor einiger Zeit auf dem hallischen schönen Kirchhofe vor dem Galgthore spatziren. Die vielen vortrefflichen Leichensteine und Epitaphien gefielen mir ausserordentlich, ich besahe eins nach dem andern, las ihre Aufschriften, und wollte mich endlich entfernen, als ich auf einen Leichenstein stieß,

welcher mir beſonders auffiel. Ich las nehmlich mit gröſstem Erſtaunen meinen eigenen Vor- und Zunahmen darauf; aber noch beſtürzter wurde ich, als ich ſogar den Tag meines Todes darauf angezeigt fand. (Es war auch würklich der Tag des Monats, in welchem der Student ſtarb.) Es überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt, ich fing am ganzen Leibe zu zittern und zu beben an. Nur das Jahr meines Todes war mir nicht deutlich genug, der Leichenſtein war hie und da mit Moos bedeckt, und einer von dieſen Moosklumpen ſaß gerade auf der vierten Ziffer der Jahrzahl. Meine Neugierde, ſo ängſtlich ſie mich auch machte, trieb mich an, vollends zu gröſster Gewiſsheit zu gelangen, ich wollte das Moos wegkratzen, um auch die vierte Ziffer kennen zu lernen; — aber in dem Augenblick erwachte ich". — —

Der Student vermuthete, daſs die mit Moos bewachſene Ziffer der Jahrzahl die geweſen ſey, welche man eben damahls ſchrieb, als er krank wurde. Prof. Meier erzählte alsbald ſeinen Zuhörern dieſen Traum, welche auf ihn ſelbſt einen tiefen Eindruck gemacht hatte, iſt aber, ſo viel ich weiſs, noch nicht gedruckt worden. Ich habe die Erzählung aus des ſeel. Meiers eigenem Munde.

Halle den 2ten Nov. 1786.

N —.

---

4) Auſſer-

4.

Auſſerordentliches Gedächtniß.

(Gentlem. Magazine. Febr. 1751.)

Im Jahr 1751 lebte in dem Flecken Elmton, nahe bei Cheſterfield in Derbyſhire ein Mann, Jedediah Buxton genannt, welcher damahls ohngefähr 50 Jahr alt, und in ſeiner Jugend ſo ſehr vernachläßigt worden war, daß er nicht einmahl ſeinen Namen zu ſchreiben wußte. Nur das Einmahleins hatte er als ein Knabe gelernt, und dieſes und ſein Fleiß haben ihn in den Stand geſetzt, daß er allein durch Hülfe ſeines Gedächtniſſes, und zwar mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit 5 bis 6 Zahlen durch eben ſo viel andere multipliciren oder dividiren kann. Herr Holladay fragte ihn einſt: Wenn ein Feld 423 engliſche Ellen lang und 383 breit wäre, wie groß die ganze Quadratfläche ſeyn würde? 162009 engliſche Ellen, war die Antwort nach zwei Minuten. Auf die Frage: wie viel Morgen beſagtes Feld betragen würde? ſagte er nach eilf Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 engl. Ellen und $\frac{1}{4}$ Als er ſagen ſollte, wie viel Gerſtenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in 1 und $\frac{1}{2}$ Minute: 1520640. Um auszurechnen, wie vielmahl ſich ein Kutſchrad, 6 engliſche Ellen in der Peripherie, auf einem Wege

von 204 Meilen umdrehen müßte, antwortete er nach 13 Minuten: 59840 mahl. Noch erſtaunlicher ſind folgende Beiſpiele von dem auſſerordentlichen Gedächtniſſe des J. Buxton. Hr. Saxe traf ihn einmahl bei ſeiner Arbeit an (er war ein armer Tagelöhner, der in Lumpen einherging) und legte ihm zur Probe die Frage vor: wie viel Cubiczoll ein Körper hätte, deſſen eine Seite 23145789, die andere 5642732, und die dritte 54965 engliſche Ellen in ſich enthielten? Er ſagte ihm ein einzigesmahl dieſe Zahlen deutlich nach einander vor, und Buxton fing in ſeinem Kopfe mitten unter ſeiner Arbeit und und unter dem Geräuſch von mehr als 100 Mitarbeitern zu rechnen an. Hr. Saxe hatte ſich unterdeſſen entfernt, rechnete die Aufgabe mit der Feder aus, und kam ohngefähr nach 5 Stunden wieder zurück. Buxton ſagte ihm: daß er mit ſeinem Exempel fertig ſey, und fragte: von welchem Ende er die einzelnen Ziffern ſeiner Summe anſagen ſollte? Saxe zog ſeine Schreibtafel heraus, und Buxton ſagte ihm die in ſeinem Kopfe berechnete Summe von 28 Zahlen ohne den geringſten Fehler her.

Millionen, Millionen über Millionen Tribes und Cramps u. ſ. w. (ſo nante er ſeine langen Reihen von Zahlen) waren ihm eben ſo geläufig als Pfunde, Schillinge und Pence. Er erzählte dem Hrn. Höllidaу, daß er im Jahr 1725 ohngefähr einen Monat lang von ſeinen Gedächtnißrechnungen ganz ver-

verwirrt gewesen wäre, und zuletzt 7 Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Damahls hätte er nehmlich folgende Fragen beantworten sollen: wie viel Gerste, Wicken, Erbsen, Weitzen, Haber, Rocken, Bohnen, Linsen, ein Raum von 2026 80000360 Meilen, jede cubisch gerechnet, fassen könnte? und wie viel Haare, jedes ein Zoll lang, diesen Raum füllen würden? Er nahm die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seiner Maaße, so wie er es ausgerechnet, war folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten-, 300 Weitzen-, 512 Rocken-, 180 Haberkörner, 40 Erbsen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linsen, 2304 zollange Haare. Hieraus schloß er folgende Größen: in einer Cubicmeile sind enthalten 14 tausend 93 Millionen, 420 tausend und 936 Quarterr, 1 Scheffel, 1 Metze, 1 Maaß, 3 Nößel und $5\frac{1}{4}$ Cubiczoll von einer Art Korn. Fünftausend 451 Millionen, 776 tausend Ellen in einer Cubicmeile sind 254 Millionen Millionen, 358 tausend 61 Millionen und 56 tausend Zoll, und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist und 2304 Haare einen Cubiczoll ausmachen; so gehen 586 tausend 40 Millionen Millionen 972 tausend 673 Millionen und 24 tausend auf eine Cubicmeile, wäre aber ein Haar eben so lang als es breit ist, so meinte er, es müßten 28 Tribes, 129 tausend 966 Millionen Millionen,

Digitized by Google

688 tauſend 305 Millionen und 152 tauſend Haare den Raum einer Cubicmeile anfüllen.

Das Erſtaunlichſte, was wohl jemahls ein menſchliches Gedächtniß geleiſtet hat, beſteht darin, daß Burton folgende aus 39 Ziffern beſtehende Zahl blos im Gedächtniſſe mit ſich ſelbſt multiplicirt hat.

725958238096074007868531656993638851106.

Nachdem er über dieſer ungeheuren Rechnung drittehalb Monate zugebracht hatte, gab er folgende aus 78 Ziffern beſtehende Quadratzahl davon an:

527015363459557385673733542638591721213298966079307524904381389499251637423236.

Burton ließ ſich in ſeinen Gedächtnißrechnungen durch nichts irre machen, und er fuhr darin während des Sprechens und unter allerlei Geräuſche fort. Man bemerkte auch bei ihm keinen Unterſchied, er mochte lange oder kurze Exempel vor ſich haben. Er fing den andern Tag, ohne ſich zu irren, da wieder an, wo er den vorhergehenden aufgehört hatte, und ſo fuhr er ſo lange in ſeiner Gedächtnißarbeit fort, bis er nach Wochen und Monaten fertig war, wenn die Rechnung ſo viel Zeit erfoderte. Eben ſo wenig machte es ihn irre, wenn er ſeine Rechnung abbrechen und lange Zeit liegen laſſen mußte. Sie ſtand immer mit größter Lebhaftigkeit vor ſeinen Augen, und er ſetzte ſie oft nach Monaten von da, wo er aufgehört hatte, mit

größter

gröſter Richtigkeit fort, und konnte die längſten Zifferreihen, wie mans haben wollte, vor oder rückwärts herſagen. Er war im Stande, denen ihre Fehler ſehr genau zu zeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ ſich von zwei Perſonen ganz verſchiedene Aufgaben unmittelbar hintereinander vorſagen, und gab nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne ſich im mindeſten dabei zu verirren. Fand ſich ja einmahl ein Fehler in ſeiner Antwort; ſo wiederhohlte er die ganze Rechnung und änderte ſeinen Fehler ſelbſt. Sein Gedächtniß war ihm ſo getreu, daß er eine einmahl ausgerechnete Summe nach zwei Monaten noch völlig und ohne Anſtoß wieder herſagen konnte.

5.

Fortſetzung der Folge meines Lebens.

Nun Bruder! hab ich dich wieder. O der Wonne! daß ich dich wieder an meine Bruſt drücken konnte; wie ſüß war mir da das Leben! wie ſeelig, unausſprechlich ſeelig ergoß ſich die Luſt in meinen Buſen, als ich an deiner Lippe hing, und ich die Freudenthränen von deinen, und du die Freudenthränen von meinen Wangen küßteſt. Der ſeligſte Moment meines Lebens, und der eben da erſchien, als der Kelch meines Leidens begann voll zu werden!

Es

Es war ein Tropfen linderung herabgegoſſen von jenem, der noch mitten unter den ſchrecklichſten Erſchütterungen unſers Muthes über uns wacht. Ich habe dich wieder, und erſt geſtern fühlte ich in deinen Armen wieder Jene Seeligkeit mit verjüngtem Seelengenuß; doch du ſchiedeſt, um mir ſie einſt wieder zu gönnen. Empfange nun dieſes Blatt, lies die Abwechſelungen unſeres beſchiedenen Theils, und ich fahre fort an dieſer angefangenen Materie.

Ich kam mit 10 Jahren, und du, Bruder! mit 11 Jahren nach Sp . . : Ich will ganz aufrichtig von der Seele ſprechen. Wir ſollten dort die ſogenannten 5 untern Klaſſen ſtudiren; du warſt 2 Klaſſen über mir. Als wir nun unſern Geburtsort verlaſſen mußten, ſo ward mir's immer dunkler in der Seele, je weiter wir uns davon entfernten. Daß wir uns nun Vater- und Mutter- los, von den Geſchwiſtern und dem gewöhnten freudenvollen lieben Orte verbannt, von dem Orte, der uns ſo theuer wegen der vielen unſchuldigen Vergnügen war, die wir da im Umgange mit den kleinen Freunden und in unſerm eigenen Hauſe genoßen, und nun auf immer miſſen müßten, uns in eine ganz unbekannte Lage überſetzt und an einem fremden Ort uns ſelbſt überlaſſen, von Noth gedrückt, und zu ohnmächtig ſehen mußten, als uns in all' dieſes ſobald ſchicken zu können: waren traurige Gedanken für mich, die meine ganze Seele beſchäftigten; und würklich, das

weißt

weißt du noch Bruder! wie floßen nicht die drei erſten Tage die Thränen über meine Wangen! wie klagte ich laut über mein Schickſal! wie mußte ich eben ſo viele Nächte ſchlaflos mit Weinen und Jammern zubringen! und wie war ich ſo am ganzen Leibe krank! und gewiß, wenn du nicht bei mir geweſen wäreſt, oder daſſelbe empfindliche Herz gehabt, mich eben den Kummer an deinem Geſichte hätteſt erblicken laſſen; gewiß, die Krankheit wäre ſo lange unheilbar geblieben, bis der Grund gehoben worden wäre; es ſchmeckte mir kein Eſſen, keine Freude, kein Vergnügen; abzehrend von Harm und den quälendſten Empfindungen würde ich dem Tode entgegengegangen ſeyn.

Da aber konnten wir auch würklich fühlen die Größe des Verluſtes all' der vergangenen Kinderfreuden und den Werth der Kindheit vor all' dem künftigen Leben, dem ein ſo ſichtbarer empfindlicher Kontraſt folgte. Du weiſt Bruder, wie das finſtre Schickſal da ſchon in der Blüthe uns traf. Mangel an den Nothwendigkeiten unſers Lebens machte uns muthlos, zum Theil auch Mangel an Büchern und ſtetes kummervolles Streben ein Mittel aufzufinden, benahm uns alle Lebensfreuden. Mit einem Worte: wir empfanden ſchon das Loos der Dürftigen in ſeinem ganzen Umfange, auf ſeiner ganzen empfindlichen Seite.

Wir lernten aber auch da ſchon Welt und Menſchen kennnen; wie ſichtbar war uns nicht die Verſchie-

ſchiedenheit des Menſchenverhältniſſes vom Fürſten bis zum Bettler! die vielen aufſteigenden Mittelgrade von dieſer unterſten Sproſſe zu Jener oberſten; wie ſich Jeder, um ſich den Weg durch dieſes Leben zu erleichtern, Schätze auf Unkoſten und den Schweiß ſeines Bruders zu ſammeln ſucht; wie mancher ſo verdienſtlos, durch ſo niederträchtige, nichtsbedeutende Mittel ſich über den Verdienſtvollen, über den würdigen Stolz zu erheben ſucht, und ſich von ihm ſeinen Müßiggang bezahlen läßt.

„— — — Das Thier erſchien.
„Geh, friß dein Korn daheim und ſchweige!
„ſo ſprach der Fürſt, und lies ihn ziehn;
„und ſo entſtunden in dem Staate
„die weltlichen Kanonikate
„für Eſel, die auf Polſtern ruhn,
„und Sold beziehn, um nichts zu thun.

Pfeffel.

Wir ſahen Menſchen, wie ſie bei all' ihrem Gold den leidenden Bruder hätten verſchmachten ſehen, ſo ganz ohne Rührung, ſeinem Elend, ſeinem Kummer und ſeinen Thränen gleichgültig zuſehen können, ohne nur einen Tropfen Oel in ſeine Wunde zu gießen.

Es fehlte nicht viel, uns noch zu überzeugen, daß unumſchränkte Habſucht und ein hartes Herz allgemeiner ſeyen, als ein vernünftiges, weiſes

Streben

Streben nach Gütern dieser Erde, als ein thätiges Mitgefühl; ja, daß Geiz, so wie an Abscheulichkeit, auch an Allgemeinheit alle Laster übertreffen. Wir fühlten unsere Noth, und wir konnten am besten Beobachtungen über Menschenliebe und über das entgegengesetzte Laster anstellen; wir machten sie, und fanden, wie selten man die alles versüßende Würkungen der erstern, und hingegen wie herrschend die alles verbitternde Würkungen der letztern antreffe; wie wenige die Seelenwonne genießen, die eine zärtliche, innige Theilnehmung an dem Leiden des Bruders gewährt; wie viele gefühllos auf den Elenden herabblicken und dabei die stolze Prunke der verhältnißmäßigen Größe ihrer Glücksumstände empfinden, ohne zu denken, daß eben so zufällig ihr Verhältniß auch Jenes seyn könne, und daß ganz ohne Hinsicht auf Verdienste das Weltglück ausgetheilet sei; ohne zu denken, daß Reichthum, Ansehen, aller äußerlicher Prunk nicht das wahre Glück des Menschen ausmachen, sondern nur Beförderungsmittel desselben seyn können; Güter sinds, und wahre Güter, wenn sie in der Sphäre dieser Bestimmung würken; sobald der Mensch ihre Subordination vergißt, so verfehlt er den Zweck seines Daseyns, anstatt glücklich wird er unglücklich. Nur du, liebe! bist wahres einziges Mittel zum allgemeinen Schöpfungszweck, aber mißkennt von vielen, zu fremd, als daß du unter ihren kontrastirenden, Gift-kochenden Leidenschaften könntest Aufnahme

finden, haſt du nur wenige Edle inne. Laß uns, Bruder, laß uns immer dieſe allbeglückende Göttinn unſere Freundin ſeyn, ſo biſt du mein Bruder, und Bruder aller Menſchen, aller Weſen.

Ich erhohle mich aus einem Strome dahinreißender wonniglichen Gefühle, und erinnere dich wieder, mein lieber! an unſer Sp... Mein Lehrer war ein Hectikus, jähzornig, und in der Strafe wußte er, wie es meiſtens geſchieht, keine Mäßigung, keine Zweckmäßigkeit zu beobachten. Er hatte eine hämiſch-lächelnde Miene an ſich; mit dieſem hämiſchen Weſen, das mir Leidenſchaft, Befriedigung eines gallſüchtigen Herzens verrieth, konnte er Hände und Rücken der armen Jungen blutig ſchlagen. Seine Schule ſchien mehr einem Zuchthauſe ähnlich, die junge Leute unempfindlich und abgehärtet zu machen, als in ſie ein gutes Herz und gemeinnützige Kenntniſſe zu pflanzen; von der Lehrart und von der Auswahl der Lehrgegenſtände will ich gar nichts melden; denn da herrſchte noch der alte Schlendrian, der jetzt noch in den meiſten katholiſchen Schulen über die junge Köpfe forttiranniſirt.

Da begegnete mir in der Schule manches, das ich als ungerecht anſahe, mit dem ſich gleich mein natürliches Gefühl des Unrechtleidens verband, und mir manchen Thränenguß verurſachte, manchen freu-

freudenlosen Tag machte. In diesen Umständen, die eben so sehr auf meinen Geist, als auf meinen Körper würkten, mußten nun auch verschiedene eben so traurige Folgen für mich gegründet werden; ich wurde schüchtern, menschenscheu, zur Melancholie geneigt, auch wohl verstellt, tückisch und mürrisch, welches Unheil in dem Character eines Menschen, welche Ausartung seines sittlichen Wesens, welche verderbende Angewöhnungen haben ihr Daseyn der vernunftlosen Behandlungsart eines Lehrers, dessen Unerfahrenheit und übler Schullaune zu verdanken!

Das 2te Jahr bekam ich einen andern Lehrer, der sein Geschäft besser verstand, seine Schüler nicht so eigensinnig, sondern vernünftiger behandelte; Er war freier von Partheilichkeit, von Vorurtheilen, minder anhänglich an schulgerechte Meinungen; hatte eine angemessenere Lehrmethode, weniger üble Launen und Kathederstolz; Er brauchte nur selten körperliche Strafen, und da mußte er wichtige Gründe haben. Er ermunterte den Fleiß, machte die Trägheit zu Schande, hatte Nachsicht mit der Schwachheit; er ließ sich zu der Fassungskraft eines jeden herunter; sein aufgereimtes Wesen machte dem Trägen sowohl als dem Wißbegierigen die Schule angenehm. In seiner Gesellschaft verlor sich der Eigensinn und das mürrische Wesen, auch des starrsinnigsten Schülers; besonders flößte er uns tolerante Gesinnungen ein, suchte uns den Re-

ligionshaß zu benehmen, den man in den vorigen Jahren einsog, und der in einer Stadt, wie Sp.. iſt, ſo nachtheilig und gefährlich ſeyn konnte. Dieſen Lehrer hatte ich 2 Jahre, und da ich auch eines nähern Umganges mit ihm genoß, ſo ward ich wieder freier, offener, umgänglicher und munterer, doch nicht ſo ganz aufgeräumt mehr, daß mich nicht zuweilen eine trübe Stunde überfiel, eine Folge des vorigen Jahres. Dieſer Mann fiel, wie ich nachher hörte, in die unſeelige Krankheit, Hypochondrie, und iſt jetzt der unglücklichſte Menſch; dieſer Mann, der immer von dem heiterſten Gemüthe, von der beſten Laune war, ſtürzt nun auf einmahl in das entgegengeſetzte Extrem, wo er ſich überall Verfolgungen und Scenen erdenkt, die nie exiſtiren, wo er um ſich her nichts als Gift und Dolche, ſich auf allen Seiten von Feinden umrungen glaubt; er bildet ſich ein: jeder Menſch ſuche ihn zu verderben; er hat daher nirgends eine bleibende Stätte, und da er ein Mönch iſt, ſo wandert er von einem Kloſter zum andern. Indeſſen leidet er weder von ſeinen Mitbrüdern noch von ſeinen Vorgeſetzten eine Bedrückung oder harte Begegnung; man iſt vielmehr gegen ihn äußerſt gefällig und nachgiebig; man ſucht alles auf, ihn von ſeinem Irrwahn zu überführen; alle Bemühung aber iſt fruchtlos. Der offenbarſte Kontraſt zwiſchen 2 Extremen, ein Fall, der mir eben ſo unerklärbar, als er contraſtirend iſt.

Nach

Nach diesem Lehrer, den ich nun 2 Jahre hatte, kamen wieder andere Lehrer zum Vorschein, die zugleich die alte Schulform wieder aufstellten; was soll nun aus dem Menschen werden, der sich unter so vielen Abwechselungen, die man mit seiner Bildung vornahm, und immer so entgegengesetzt waren, leidend wie ein Ball verhalten mußte? so gings mir. Was mußten nicht da für Schattirungen, für Mischungen des Characters entstehen? welcher Wirrwarr, und schiefe, unrichtige, unvollkommene Ideen mußten das Gehirn durchkreutzen? Ist es ein Wunder, wenn so der Schwärmer erzeugt wird? Soll daraus nicht erklärbar seyn, was sich mit mir von dieser Zeit an zugetragen hat. Diese Veränderung der Lehrer und der Schulform brachte wieder all' die traurigen Anfälle jener unglücklicher Characterstimmungen zurück.

Aber oft, wenn das Schicksal schwer über mir lag und meine Seele mit Kummer, Mißmuth und trübem Nachdenken erfüllte; wenn ich dann mir eine Bewegung machte, die auf etwas anderweitiges als auf den traurigen Pfad dieser alles verbitternden Gedanken führte; dann ward mirs so wohl und leicht, und Friede herrschte in meiner Seele, und mit frohem Sinne unternahm ich jedes mir aufstoßende Geschäft, wobei mich nur süßes, glückliches Wonnegefühl begleitete.

Digitized by Google

Wenn ich dann nachforſchte: warum iſt dein Gemüth ſo heiter, ſo freudig? warum hat Fröhlichkeit die Würkungen deines Elendes, die du erſt unmittelbar in ihrer Betrachtung ſo betrübt, ſo ſchmerzlich fandeſt, beſiegt? dann both ſich die Empfindung dar: du kanſt ja noch deinem Leiden entgehen, du kannſt die unſelige Quelle deines Leidens fliehen, und ſo ihre Würkungen auf deine Empfindung verhindern, du kanſt weggehen, den Ort, die Verbindung verlaſſen, die der Grund deines Kummers ſind; und dann wallte in mir ein verworrenes Entſchloſſenheitsgefühl auf, all' dieſes zu thun, und dieſe unbekannte Entſchloſſenheit war die wohlthätige Hand, die jenes behagliche Weſen eines erleichterten Schickſals, jene Wolluſt in meine auflebende Seele goß.

So war öfters mein Gemüthszuſtand auf den Schulen, und nur äußere Hinderniſſe, die damit verknüpft waren, hinderten die Würklichwerdung meines Vorſatzes. Oefters auch empfand ich dieſe erfriſchende Wehungen in einem meiner letzten Verhältniſſe, von dem ich am Schluſſe dieſes Aufſatzes etwas erwähnen werde; freylich wurden ſie jetzt ſtärker und anhaltender, da ſie meine nachherige Beſtätigung fanden, und ich ihnen durch meine Gründe nachhalf.

Andächtelei wurde nun der herrſchende Ton bei dem Studenten in Sp..; ein Weſen, das Wahr-

Wahrheit und Rechtſchaffenheit zerſtört; ein Weſen, das Bosheit und Gift unter das Gewand der Heuchelei verbirgt; das alles Gute, alles Streben der Seele verſtimmt, den Grund legt zum verdorbenſten und gemeinſchädlichſten Menſchen. Wo Andächtelei herrſchſt, iſt der geſunde Menſchenverſtand Sünde, und der Gebrauch deſſelben Ketzerei; da man ſie als die Grundfeſte, als das Weſentliche der Religion anſieht, ſo macht ſie den rechtſchaffenſten Mann, den Mann, der Wahrheit lieb hat und ſichs merken läßt, zum Ketzer, zu einem Gegenſtand ihres Haſſes, deſſen Antheil Fluch und Scheiterhaufen ſind.

In der Schule wurde das Herz mit Intoleranz und Aberglauben erhitzt, der Kopf mit Dummheit und Seichtheit angefüllt; wie konnten ſich andere als eben dieſe leidige Folgen in dem Character des Jünglings anlegen? Eine beſondere Etiquette war's, am letzten aus der Kirche zu gehen. Da ich einſtens eine Lobrede auf den h. Aloiß hörte, ſo ward meine Einbildungskraft durch die ausſchweifende Erhebungen der Tugenden dieſes Heiligen ſo ſchwärmeriſch entzündet, daß ich mir augenblicklich vornahm, ein eben ſo großer Heiliger zu werden, mir eben ſo Abbruch zu thun, mich eben ſo zu quälen als Aloiß, und einſtens fähig zu werden, Wunder zu würken, und gewiß eben dieſe Gabe Wunder zu würken war mir die ſchmeichelhafteſte Aus-

ſicht, der hauptſächlichſte Antrieb zu dieſem Entſchluß; es war mein größter Ernſt, nicht eher nachzulaſſen, bis ich einmal Wunder würken könnte, mit denen Gott immer ſo freigebig war *) In dieſer Abſicht geiſelte ich mich täglich dreimal, ſchlug mich bis aufs Blut; faſtete ſtrenge; vergoß ganze Thränenſtröme; ſeufzete unaufhörlich; betete Tag und Nacht auf der Straße und zu Hauſe; legte bei der Nacht Steine oder Bretter unter mein Haupt; ſchlief auch wohl auf der Erde; gab mir alle Mühe, auch andere zu einem eben ſo heiligen Lebenswandel zu bekehren u. ſ. f. Dies dauerte einige Wochen, bis der Eifer von ſelbſt erkaltete.

Mit jenen Ideen, einſtens ein Wundersmann zu werden, verband ſich als Folge, Stolz und Intoleranz. Was kann man nicht alles aus einem jungen Herzen modeln! welche unſeelige Verſtimmungen und Zerrüttungen, die öfters ſo lange Zeit und durch ſo viele Mühe nicht können wieder gut gemacht werden, gründen Aberglauben und Vorurtheile! Für Religionsſchwärmerei ſteht beſonders das junge Herz offen, wie ich ebenfalls ſchon ein Beiſpiel im 1ten Stück des 4ten Bandes dieſes Magazins geliefert habe.

Be-

*) freygebig geweſen ſeyn ſoll. Gott iſt und kann nicht freigebig mit Begebenheiten ſeyn, die der ewigen Weisheit ſeiner Plane entgen ſtehen.

P.

Beſtimmtere Züge, die entweder minder intereſſant und bemerkbar oder zu wenig ausdaurend waren, ſind theils für ihre Darſtellung zu verwirrt oder obliterirt, als daß ich ſie hier anführen ſollte. So war alſo ohngefähr mein Zuſtand, in dem immer eine Modification Urſach und Würkung war, die Zeit, als du bei mir warſt, Bruder! und als M.. bei mir war, 5 Jahre durch; dein flüchtiger, leichtſinniger Character ſtimmte freilich nicht mit meinem ſchwermüthigen, trüben, leutſcheuen Geiſte ſo ganz überein; doch, wir waren 3 Jahre beiſammen, und ich wünſchte, daß wir uns nie hätten trennen dörfen; denn wir theilten mit warmem Herzen einander unſer Leben und die frühen, harten Schickſale deſſelben; und als du mich verließeſt, um zu B.. Philoſophie zu ſtudiren, da wie blos fühlte ich mich nun dem Wellenſpiele überlaſſen! wie erfüllte dein Verluſt meine Gedanken mit Wehmuth und mein Leben mit Ueberdruß! Obſchon ich wieder unſern M.. zu mir bekam, ſo warſt du mir doch ſchon ſo alles geworden; du kannteſt mein Verhältniß, meine Bedürfniſſe, und ſo innig war ich mit dir verbunden, daß ich in deinem Umgange vor allem, was mich widriges umgab, die Hälfte nicht empfand; nun mußte ich allein die Bürde tragen, bis ich endlich nach B.. kam.

Da fühlte ich nichts von Kummer, nichts von Unglück; denn glücklich war ich da, wenn ich Nahrung, Kleider hatte und mein Studium gut voranging. Eine gute Schuleinrichtung und Aufklärung überhaupt hatte in B . . schon ziemliche Fortschritte gemacht; Licht hatte schon allmählig die Finsterniß verscheucht, und Wahrheit über Aberglauben, Sophysterei und Barbarei gesiegt.

Nun ging eine Veränderung mit den häuslichen Umständen unserer Eltern vor, dabei ich das meiste zu thun hatte; ich mußte unter den rauhesten Winterstürmen, ohne Schonung meines Körpers, Reisen thun, die nicht nur ganze Tage, sondern noch manche Nacht mitnahmen; oft floh mit mir mein Pferd durch die ödesten Gegenden, durch Eisbäche und starre Wälder hin, wo ich nur noch den einzigen Gedanken zu meinem Trost hatte: du thust es für deine Eltern. Aber auch die Folgen davon waren, daß ich in eine tödtliche 6 Wochen-lange Krankheit fiel und gleich nach meiner Genesung ein Recitiv bekam; dieser Zustand dauerte wieder 8 Wochen; der Herr Geheimerath Frank, der sich durch seine medicinische Policei so viel Verdienste sammelte, rettete mich vom Tode.

Und hier fängt die Epoche meines Lebens an, die je den wichtigsten Einfluß auf dasselbe hatte; das

das so viele nachfolgende Scenen, die auf dem Schauplaz meines Individuums erschienen, bestimmte; die so vielen Aufschluß über meinen Character, über meine Selbsterkenntniß verbreitete; die der Grund so mancher physischen und moralischen Phänomene in dem kleinen Bezirke meiner Existenz und meiner jezigen bestimmten Ichheit ist.

Doch, Freunde der Wahrheit! verarget mir's nicht, wenn ich sage, ich muß schweigen; wenn ich sage, ich hätte die ganze Materie angefangen, wenn meine damalige Lage die jezige gewesen wäre; aber nun war ich gezwungen, wenigstens sie so weit fortzusezen, um nicht ganz nuzenlos zu seyn. Und dich, Bruder! der du auch das weitere schon in Händen hast, bitte ich, es zu verbergen, und um Mitternacht es mit einer Schaufelvoll schwarzer Erde zu bedecken. — Ich bin ruhig, sei auch du ruhig, Bruder — und lebe wohl, nimm den zärtlichsten Bruderkuß von deinem ewig guten Bruder

Wien am 17ten Januar 1787.

J. L. A. Schlichting.

---

6) Liebe,

6.

Liebe, die gegen den geliebten Gegenstand sehr bitter seyn kann.

Es giebt wenige Menschen, die nicht zuweilen eine Neigung in sich fühlen sollten, Andern etwas Bitteres zu sagen: nicht immer, um sie zu beunruhigen; sondern nur um es zu sagen, um ihren Witz zu zeigen und ihrer Galle freien Lauf zu lassen. Unsere übele Laune ist dann gemeiniglich mit im Spiel, und wir folgen ihren Eindrücken zu schnell, als daß wir immer die Moralität eines Gedankens, einer Handlung genau erwägen könnten.

Die menschliche Seele besitzt einen gewissen Starrsinn, um ihre Entzwecke zu erreichen, und wir können bei aller Gutmüthigkeit des Temperaments oft boshaft werden, um einen gewissen Entzweck zu erreichen. Wir wünschen oft Andere zu ärgern, weil wir sonst keine Gelegenheit haben, ihnen unser Uebergewicht sowohl, als unser Mißfallen zu bezeugen; oft aber denken wir auch nur einen Andern in eine Art Zorn zu versetzen, um zu sehen, wie sich Jener dabei hat, und wie weit wir im Besitz seines Herzens gekommen sind.

Hier sind einige Facta aus meinem Leben.

Ich

Ich liebte eine meiner Freundinnen ganz auſſerordentlich. Unausſtehlich war mir daher jeder Gedanke an eine Untreue, die ſie gegen mich begehen könnte. Sie war verheurathet, ihr Mann war mein Freund und kannte meine liebe gegen ſeine Frau; verrieth auch deswegen nie einen Widerwillen gegen mich. Ich konnte es ruhig mit anſehen, wenn ſie ihren Mann küßte; allein ich konnte es durchaus nicht vertragen, wenn ihr ein anderer Mann zu gefallen ſchien; und doch hatte es bisweilen das Anſehen ſo.

Ich wurde wüthend; aber meine Wuth war nicht blos ein männlicher Sturm; ich ſuchte meine Freundinn für ihre Coquetterie zu beſtrafen, und ich konnte dies nicht beſſer thun, als wenn ich ihr Bitterkeiten ſagte, die ihr weiches Herz durchaus nicht vertragen konnte. Ich ſpornte meine üble Laune gleichſam an, um ihr Galle zu erregen; redete von Weibern, die ihre ganze Seeligkeit darin ſetzten, Männer an ſich zu ziehen und ein Heer von Anbetern um ſich zu haben; ſchilderte dieſe Weiber auf eine gehäſſige Art, ſatyriſirte aufs bitterſte auf die Coquetterie verheuratheter Weiber. Meine Freundinn verantwortete ſich anfangs mit lächelnder Miene; nach und nach wurde ſie ernſthaft, endlich ſehr ernſthaft, und zuletzt funkelte ihr Auge von Wuth, davor ich mich aber gar nicht furchte, vielmehr war mirs lieb, daß ich ſie ſo weit gebracht

gebracht hatte, denn nun hatte ich nur noch einen Grad von Erboßtseyn bei ihr zu erreichen, wohin ichs bringen mußte, ehe ich ruhig werden konnte. Ich spitzte meine Pfeile noch feiner zu, — sie hörte endlich auf mir zu antworten, und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen. Ich kann es keiner menschlichen Seele beschreiben, wie mir dann zu Muthe ward, wenn ich meine innigst geliebte Freundinn weinen sah. Himmel und Erde lag nun auf mir; jedes meiner Worte kam mir als die ungerechteste Sünde vor, und ich hätte in meinem Gefühl, einem unschuldigen Weibe Unrecht gethan zu haben, vergehen mögen; — — was that ich nun? ich wurde der reuigste Sünder von der Welt, ich beschwur sie, mir zu vergeben, ich weinte selbst wie ein Kind, und küßte ihr die Thränen von den Wangen. In dem Augenblick hätte ich mein Leben für meine Freundinn lassen können, wenn ich ihr dadurch meine innigste Reue zu bezeugen im Stande gewesen wäre; zugleich empfand ich auch dabei eine solche seelige Wehmuth, wenn sie mir zu vergeben schien, und endlich würklich vergab, die ich mit keiner genossenen Glückseligkeit des Lebens vergleichen kann. Ich erinnere mich, daß ich mehreremahl diese sonderbare Rolle mit ihr gespielt habe, und ich spielte sie würklich einmahl blos deswegen mit ihr, um das wehmüthige Gefühl der Reue recht lebhaft zu empfinden und die Vergebung hinterher in ihrem Auge zu lesen. So ein widersprechendes

Ding

Ding iſt der Menſch, daß er oft die zu kränken ſucht, die er liebt! — und ein ſo eigennütziges Weſen, daß er ſich bei aller Guthmüthigkeit oft an den Unruhen ſeiner Geliebteſten weiden kann. Ganz anders waren meine Empfindungen, wenn ich Leuten, die es verdienten, durch meine Satyre Pfeile ins Herz ſchoß; ich war zufrieden, wenn ſie getroffen hatten, und war bereit noch ſpitzere abzuſchießen, wenn ſie mir bitter antworteten. Ich glaube, daß tauſend Menſchen gleiche Erfahrungen an ſich gemacht haben werden

O. in Franken.

W.

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Auszug aus M. Adam Berends eigener Lebensbeschreibung. Fortsetzung. 17.

2. Noch ein Beitrag zu dem Leben eines reichen jungen Mannes, welcher das Stehlen und Geldborgen nicht lassen konnte. 40.

3. Gewalt der Liebe, von C. S. H. 47.

4. Raserei aus Liebe und Todesfurcht. 53.

Zur Seelennaturkunde.

1. Vermischte Gedanken über Denkkraft und Sprache. Fortsetzung. 58.

2. Ueber den Einfluß der Finsterniß in unsere Vorstellungen und Empfindungen, nebst einigen Gedanken über die Träume. 88

3. Ein Traum von Hrn. N. 103.

4. Ausserordentliches Gedächtniß des Jedediah Buxton. 105.

5. Fortsetzung der Folge meines Lebens, von J. L. A. Schlichting in Wien. 109.

6. Liebe, die gegen den geliebten Gegenstand sehr bitter seyn kann. 124.

Digitized by Google

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Fünften Bandes zweites Stück.

Fortsetzung
der
Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.

Nachdem in den fünf leztern Stücken dieses Magazins die in den ersten drey Bänden vorkommenden Beyträge zur Seelenkrankheitskunde, Seelenzeichen- und Heilkunde; ferner die Abhandlungen über Sprache in psychologischer Rücksicht, über Lebensüberdruß, Taub- und Stumgeborne, Erinnerungen aus frühen Jahren der Kindheit, und endlich über Ahndungen und Visionen revidirt worden sind; so will ich nun in diesem und in folgenden Stücken die noch übrigen vorzüglichen Aufsätze durchzugehen suchen, welche die Seelennaturkunde betreffen.

Digitized by Google

Im 1ten Bandes 1ten Stück Seite 44. wird aus einem Tagebuche (den 18ten Sept. 1780) Folgendes angeführt: „Ein unbedeutender, höchst uninteressanter Ausdruck aus einer Arie in einer Operette, den ich selbst nur vor ein Paar Tagen von einem guten Freunde hörte, welcher ihn sich zu wiederholtenmalen aus langerweile vorsang, kam mir heute Nachmittag, während dem ernsthaftesten Nachdenken, alle Augenblicke, wider meinen Willen, in den Sinn, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn mir ebenfalls zu wiederholtenmalen vorzusingen, ohne den mindesten Gefallen daran zu finden" u. s. w.

Wer genau auf sich Acht giebt, wird ähnliche Erfahrungen an sich machen können. Es geschieht nämlich oft, daß uns ein gewisser Ausdruck, ein gewisser Ton der Stimme gleichsam so fest in der Seele sitzt, daß wir ihn mit aller Mühe nicht wieder wegbringen können, — ja, daß er durch das Bestreben, ihn zu entfernen, oft noch stärker in uns tönt. Die Ursach von dieser innern starken und bleibenden Impression liegt, wie im erzählten Fall, nicht immer an der Wichtigkeit und Größe des Gegenstandes, oder Gedankens, der ausgedruckt wird, sondern sehr oft wohl darin, daß bey der allerersten Impression die Seele ganz müßig und unthätig war, und jene, da sie von keinen Nebenideen verwischt, oder auch geschwächt wurde, desto tiefer in unser Gehirn eindringen konnte.

konnte. Sonst kann auch noch der Grund in der Art der Impression selbst liegen, in ihrer Neuheit, ihrem Contrast mit andern Impressionen, in der Lebhaftigkeit und Beschaffenheit des Organs, oder auch, wie hier wohl der Fall gewesen seyn mag, und sehr oft bey naiven Melodien der Fall ist, in einer sehr geläufigen und fließenden Tonfolge, die wir uns entweder wirklich deutlich vorstellen, oder davon wir nur ein angenehmes dunkles Gefühl haben. So habe ich mehrere auch unmusicalische Leute gekannt, welche oft, ohne daran zu denken, die Claviermelodien der Asmussischen und Schulzischen Volkslieder sangen, und bey dem ernsthaftesten Nachdenken in die Melodie derselben wie halb Begeisterte einfielen.

Eine eben so starke und oft noch stärkere Impression, die uns alle Augenblicke wieder einfällt, und sich zu den ernsthaftesten Gedanken gesellt, obgleich diese Gedanken gar nichts Homogenes mit ihr haben, kann durch einen auffallenden Wortausdruck hervorgebracht werden, davon mir sonderbare Erfahrungen bekannt sind. Ein neuer Fluch, den wir hören, ein witziger Einfall kann uns tegeleng, wider unsern Willen, vor den Ohren schweben. Der Hypochondrist ist in solchen Fällen am unglücklichsten, indem die unbedeutensten Ideen, durch dieses und jenes Wort veranlaßt, gleichsam in seiner Seele anroßten, und ihn gleich Furien verfolgen.

Eine Aehnlichkeit, wenigstens in Absicht des unwillkührlichen Entstehens, haben hiemit diejenigen Wörter, welche auf einmal — wodurch? können wir nicht immer wissen — vermittelst einer schreckhaften und furchtbaren Empfindung auf uns würken, wovon von Seite 85 an im 1ten Stück des 1ten Bandes ein bemerkenswerthes Beyspiel erzählt wird. „Ich hatte mir", sagt Herr Jördens, „niemals eine deutliche Vorstellung davon zu machen gesucht, was das heiße: vom Schlage gerührt zu werden. Ein plözliches Ende des Lebens war alles, was ich mir dachte; der Schall des Worts schien das so mit sich zu bringen. Wie plözlich dies Ende sey, ob etwa mit Schmerz verknüpft, oder nicht, und solcherley mehr, darnach zu fragen, war mir nie eingefallen. In den folgenden (spätern) Jahren befand ich mich einstens in einer Gesellschaft, wo hinter einander von mehrern Personen erzählt ward, die vom Schlage getroffen worden. Ich hörte diesen Erzählungen jezt zum erstenmal mit mehrerer Aufmerksamkeit zu, als bisher geschehen war, und das Bild des Todes brachte Schrecken in mein Herz! Ich ward plözlich unruhig; ich empfand eine gewisse Bangigkeit, die ich sehnlich von mir wünschte. Es ward ein neues Beyspiel erzählt, und ich fühlte eine zitternde Bewegung an meinem Körper. Jede Wiederholung des Wortes Schlag vermehrte meine Unruh und Angst" u. s. w. Diese schreckhaften Empfindungen,

Digitized by Google

gen, die sich so auf einmal der Seele des H. J — bemächtigten, mogten wohl in der genauern Beschreibung der am Schlage gestorbenen Menschen, in der ängstlichen und weinerlichen Art, womit sie erzählt wurden, und in einer wenigstens abwechselnden Hypochondrie ihren Grund haben, ob er sich gleich S. 90. davon frey spricht. Nicht jeder hypochondrisch-kranke Mensch glaubt, daß er's wirklich ist, und aus der genauen Beschreibung, die der Herr Verfasser von seiner damals kranken Phantasie macht, sieht man deutlich, daß sie mit körperlichen Ursprungs war, und aufhörte, sobald mehr zerstreuende Ideen ihre schwarzen Bilder vertrieben, und sein Körper eine bessere Blutmasse bekam.

Eine ähnliche Erfahrung erzählt Herr M. S. 91. von sich selbst. Dergleichen Empfindungen sind nichts seltenes, und ihre Stärke läßt sich durchgehends durch eine zu stark erschütterte Einbildung erklären, welche jeder andern Idee die herrschende unterzuschieben sucht. Ich kenne einen Mann, welcher auf einmal niedergeschlagen wird, wenn man das Wort: Faulfieber nennt. Seine ganze Heiterkeit verliert sich bey diesem Wort, und er stellt sich keine Todesart schrecklicher, als das Faulfieber vor. Seit einem Jahre hat ihm dieses Wort Höllenqualen verursacht; — erst seit kurzer Zeit kann er davon so ruhig, wie von der gleichgültigsten Sache sprechen hören.

Seite 47. ſteht ein Aufſatz des Herrn Fiſchers, Stärke des Selbſtbewußtſeyns benennt, worin einige wichtige Bemerkungen für die Seelenlehre vorkommen, obgleich das erzählte Factum ſelbſt nichts weiter, als das bekannte Alpdrücken iſt. Daß die Seele bey einer gänzlichen Verwirrung der Vorſtellungs- und Einbildungskraft dennoch ein ziemlich deutliches Bewußtſeyn von ſich ſelbſt und ihrem Zuſtande haben könne, — iſt freylich ein paradoxer Satz, der mir äußerſt unwahrſcheinlich vorkommt. Bey einer gänzlichen Verwirrung unſrer Ideen, — oder bey der gänzlichen Unfähigkeit der Seele ihre Begriffe zu ordnen, und mit Deutlichkeit anzuſchauen, läßt ſich kein deutliches Bewußtſeyn derſelben von ſich und ihrem Zuſtande denken, wenigſtens in dem Augenblick der gänzlichen Verwirrung nicht. Aber während dieſer Verwirrung kann es gewiſſe Lichtpuncte geben, wo die Seele zu ſich ſelbſt kommt, — und in ſolchen Intervallen kann man ſich dann leicht irren, daß man die Gefühle während denſelben durch Selbſttäuſchung in den Zuſtand einer gänzlichen (vielleicht nur gänzlich geglaubten) Verwirrung der Denkkraft hinüberträgt.

Dergleichen Zuſtände ſind überhaupt in der menſchlichen Seele nicht ſelten, wo ſie aus einer plözlichen Confuſion der Ideen in ein eben ſo ſchnelles ſtarkes Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, und umgekehrt zurückfällt. Im erſten Fall pflegt ſie ſich denn nicht

ſelten

selten mit mehrerer Lebhaftigkeit als jemals zu beschauen und zu fühlen, und daher sind die Augenblicke, worin Wahnsinnige von ihrer Raserey erwachen, für sie gewiß die unglückseligsten, die man sich denken kann.

Der Brief des Herrn Spaldings an Sulzer im 2ten Stück des 1ten Bandes Seite 38. u. f. w. enthält einen sehr merkwürdigen Beytrag zur Seelenkunde *). Wahrscheinlich war der ganze sonderbare Seelenzustand des Herrn Verfassers aus einer plözlichen Unordnung im Gehirn entstanden, und zwar, wie er richtig bemerkt, wohl nur in einem Theile des Gehirns, weil er während seiner verworrenen Ideen und der Unfähigkeit, sie auszudrücken, sich doch seiner ganz deutlich bewußt war, und eine Beunruhigung über seinen Seelenzustand empfand, auch die körperlichen Objecte von aussen völlig unterscheiden konnte. Wahrscheinlich bewegten sich auch die verworrenen Bilder seiner Einbildungskraft zu lebhaft und zu geschwind, als daß die Seele andere ruhigere Ideen fixiren konnte, und eben daher mogte auch das Verwechseln der gesuchten Wörter und der unwillkürlichen entstehen. Aus dergleichen Phänomenen läßt sich allerdings sehr

*) Man lese hierüber nach, was Mendelssohn S. 46. ff. im 3ten St. 1ter B. dieses Magazins mit wahrem philosophischen Scharfsinn gesagt hat.

viel folgern, und ſo ſehr ſie auch eine gewiſſe uns bisher unbekannte Vereinigung der Organiſation mit der Denkkraft ſichtbar darthun, ſo ſicher folgt auch davon, daß die Seele, die die ſich durchkreuzenden Vorſtellungen von ſich ſelber unterſcheiden, und über ihre Unrichtigkeit urtheilen konnte, eine eigene von der Organiſation unabhängige Selbſtthätigkeit beſitze. Das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt läßt ſich durch keine Organiſation, durch keinen Einfluß der Organiſation völlig erklären. Hier erſcheint der Menſch als ein geiſtiges Weſen auf einmal über alle Materie erhaben; ſo fein wir ſie auch ſubtiliſiren und organiſiren mögen. — Es iſt natürlich, daß ſich die Vorſtellungen der Seele, durch eine Zerrüttung der Organiſation, vornämlich im Gehirn, verwirren können; allein die Vorſtellung dieſer verworrenen Vorſtellungen zeigt von einer ganz eigenen innern Denkkraft der menſchlichen Natur, und der Beweis, welchen die Materialiſten für ihr Syſtem aus jenen Vorſtellungen eines verworrenen Gehirns ziehen könnten, iſt eigentlich mehr gegen, als für ſie.

Der vortrefliche Aufſatz des Herrn Hofrath Marcus Herz über ſeine eigene Krankheit, S. 44. u. ſ. w. enthält für den Arzt und Pſychologen die intereſſanteſten Winke zur Bereicherung ihrer Wiſſenſchaft, und ich wünſchte nichts mehr, als daß von philoſophiſchen Aerzten mehr dergleichen Krankheits-

heitsgeschichten, wo der Körper durch die Seele zu genesen anfing, bekannt gemacht werden mögten. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab die einzige Idee: du bist nun an dem Orte, wo du zu seyn so lange vergeblich gestrebt hast! der Seele ihre Besonnenheit wieder; obgleich der damit verbundene Schlaf eine endliche Folge einer zu langen Ermattung seyn konnte. Jene einzige Idee war die Schöpferinn einer neuen Denkordnung, so wie die gegenseitige angstvolle, nicht an dem rechten Ort zu seyn, durch einen zu starken Druck auf Blut und Gehirn wenigstens die causa socia der Verwirrung seyn mußte. Nur ist mir noch nicht entschieden: ob jene neue Idee, an dem gewünschten Orte zu seyn, eigentlich an sich selbst, oder der damit verbundene Grad der Freude und Leidenschaft der Seele den veränderten Stoß nach einer bessern Richtung gegeben habe, welches letztere mir um so viel wahrscheinlicher vorkommt, weil gerade die qualvolle Einbildung, auf den Strassen und in fremden Oertern herumgeschlept zu werden, das Delirium am meisten unterhielt. Es sind mir mehrere Beyspiele bekannt, wo Menschen durch einen plözlichen Affect der Freude ihre verworrenen Vorstellungen auf einmal verloren, und wieder zu einem deutlichen Bewußtseyn ihrer selbst kamen, — obgleich die herrschende Vorstellung bey ihren Verwirrungen nicht immer grade der Wunsch war, der auch in Erfüllung ging, sondern ein an-

deres Hirngespenst ausmachte. Aus mehreren täglichen Phänomen könnte der denkende Arzt die wichtigsten Resultate für seine Kunst ziehen; eine Kunst, die nur immer etwas Halbes bleibt, wenn er nicht zugleich wirklicher Psycholog ist. Ich wünsche, daß meine Leser hieben das nachlesen mögten, was der Hofrath M. Herz in der Einleitung seines Buchs, vom Schwindel, mit so vielem Scharfsinn gesagt hat.

Die Geschichte einer sonderbaren Handlungsart ohne Bewußtseyn, (S. 74.) welche Herr G. L. Spalding aus dem Englischen des lord Monboddo erzählt hat, zeigt deutlich, daß die menschliche Seele sehr viele Ideen, und darauf gegründeter Handlungen fähig sey, obgleich das Bewußtseyn derselben mit einem Augenblicke verlischt. Eigentlich war das angeführte Mädchen eine Nachtwandlerinn am hellen Tage. „Ihr Paroxismus ergriff sie allemal bey Tageszeit, wenn sie schon einige Stunden aus dem Bette gewesen war. Er fing mit einer Schwere des Kopfs und Schläfrigkeit an, die sich in Schlaf endigte, wenigstens in eine Art davon; denn ihre Augen waren fest zugeschlossen. In diesem Zustande war sie vermögend, mit einer erstaunenswürdigen Behendigkeit auf Tisch und Stühle zu springen. Oft rennte sie auch aus ihrer väterlichen Wohnung; dies geschah aber allemal mit einer gewissen Richtung nach irgend einem bestimmten

ten Orte in der Nachbarschaft, und mit völlig verschlossenen Augen. Wenn sie erwachte, fühlte sie sich sehr schwach; aber bald kam sie wieder zu Kräften, und befand sich nun nichts schlimmer; im Gegentheil hatte man sie im Laufen gehindert, so war sie um ein Großes kränker. War sie nun zu sich selbst gekommen; so hatte sie nicht die geringste Erinnerung von dem, was sich während ihres Schlafs zugetragen hatte".

Die Heilung von ihrem Uebel ist in der That sonderbar, und hat viel Aehnlichkeit mit den albernen prophetischen Curen der magnetisirten bremischen Frauenzimmer, ob sie gleich nicht manipulirt worden war. Einige Zeit vor dem Ende ihrer Krankheit träumte sie, wie sie erzählte, das Wasser eines benachbarten Brunnens, genannt Tropfbrunnen, werde sie heilen. Sie trinkt während des Paroxismus und außer demselben sehr viel davon, konnte es auch im Paroxismus genau von andern Wasser unterscheiden. Vor ihrem letzten Paroxismus sagte sie: nun habe sie noch drey Sprünge zu thun, und dann wollte sie nie wieder springen oder laufen. Dies geschah auch wirklich, und jetzt ist sie vollkommen gesund". Ein auffallender Beweis von der Heilkraft der menschlichen Einbildungen.

Erfahrungen und Phänomene von der Art, wie S. 103. angeführt worden, giebt es mehrere. Ich erinnere mich sehr deutlich aus meiner Jugend, daß

daß ich oft eine Neigung in mir wahrnahm, mich in das Mühlgerenne einer Wassermühle hinabzustürzen. Ich kenne Leute, die, wenn sie einen bloßen Degen in der Hand halten, einen Trieb in sich fühlen, den Anwesenden zu verwunden, sich ein vor sich liegendes Scheermesser an die Kehle zu setzen u. s. w. Viele dergleichen Fälle, wo man sich in eine Gefahr hineinzustürzen, einen Drang empfindet, ob man sich gleich davor fürchtet, lassen sich aus einer dunkeln Neugierde erklären, indem man, ob man sichs gleich nicht deutlich vorstellt, zu erfahren wünscht: wie einem in der Gefahr selbst zu Muthe seyn mögte. Oft kann auch der bloße Anblick der Gefahr auf eine mechanische Art unsre Empfindungen in Aufruhr bringen. Das schnell über das Mühlgerenne herabstürzende Wasser nöthigt uns gleichsam das mechanische Gefühl ab, daß wir mit fortschwimmen müßten, und wir handeln dann eben so instinctartig, als ein Thier, welches zu laufen anfängt, wenn das vorhergehende läuft. Billig sollte man dergleichen Fälle, wo wir ganz mechanisch handeln, bey den Beurtheilungen des Selbstmordes mehr von einer physischen als moralischen Seite betrachten, und überhaupt da, wo die Menschen ganz außerordentlich albern, oder böse zu handeln scheinen, sie mit weiser Schonung richten, weil man in hundert Fällen voraussehen kann, daß ein unwillkürlicher Stoß ihrer Leidenschaften sie verführt hat.

Im

Im 2ten Bande 1ten Stück S. 71. ff. erzählt der sel. Kirchenrath Stroth Folgendes: „In meinem dreyzehnten Jahre fiel ich durch einen Zufall in's Wasser, in dessen grundlosen Boden ich so lange steckte, daß ich dem Ertrinken nahe war, bis ich endlich durch Hülfe andrer Leute wieder herausgebracht ward. Von dieser Zeit an glaubte ich, so oft ich zu Selbstbetrachtungen kam, ich sey damals wirklich ertrunken; alles, was ich sähe, hörte oder empfände, seyen keine wirkliche Empfindungen in der Körperwelt, sondern Erinnerungen aus dem vorigen Leben. Ich glaubte keinen Körper mehr zu haben, sondern mich nur dem Geiste nach entweder auf der Erde aufzuhalten, oder doch solche Vorstellungen zu haben, als ob ich mich auf der Erde aufhielte. Und alle diese Einbildungen hatte ich in Jahren, wo ich nichts von Sceptikern und Idealisten gehört hatte u. s. w.“.

Ich kann mir diesen Zustand nicht anders als durch eine dunkle Zurückerinnerung an die Empfindungen erklären, die der gute Stroth unter dem Wasser liegend gehabt haben mogte. Nun wirst du ertrinken, wird dein Geist von dir scheiden! — Diese und ähnliche Ideen konnten damals schnell durch seine Seele gehen; aber auch einen so starken Eindruck im Gehirn zurücklassen, daß diese Idee von Nichtmehrseyn, wenn er zu Selbstbetrachtungen kam, eine solche Lebhaftigkeit annahm, daß

daß ſie die übrigen verdunkelte, und ſeine Seele ganz in den Empfindungszuſtand ſeiner Gefahr zurückſetzte, wo er ſchon aufgehört zu haben glaubte. Eine Empfindung, die ich aus eigener Erfahrung kenne, und einem lebhaften Traume aus einem andern Leben gleicht, übrigens aber mit der Empfindung nichts gemein hat, welche aus einem wirklichen Vernunftzweifel ihren Urſprung nimmt.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Beyspiel einer sonderbaren Ohnmacht.

Ein junges Frauenzimmer, Kammerfrau bey der Fürstinn von **, hatte an einer heftigen Nervenschwäche lange krank gelegen, und war endlich allem menschlichen Ansehen nach gestorben. Ihre Lippen waren bleich, ihr Gesicht hatte eine völlige Todtenfarbe, und ihr Körper war kalt. Man brachte sie aus dem Zimmer, worin sie gestorben war, legte sie in einen Sarg, und bestimmte den Tag, wenn sie begraben werden sollte. Der Tag erschien, es wurden, nach der Gewohnheit des Landes, Sterbelieder vor der Thür gesungen, und man wollte eben den Sarg zunageln und wegtragen, als man auf der Leiche einen Schweiß entdeckte, der lau war, und immer heftiger hervordrang, — endlich beobachteten die Umstehenden sogar einige schnelle Muskelbewegungen an Händen und Füßen des verstorbenen Frauenzimmers. Nach einigen Minuten, während Zeit sie noch andere Zeichen des Lebens von sich gegeben hatte, schlug sie mit einem erbärmlichen kreischenden Geschrey die Augen auf, und

und bekam die heftigſten Convulſionen. Es wurden geſchwind Aerzte herbeygerufen, und nach einigen Tagen war ſie ſchon ziemlich wieder hergeſtellt, und lebt wahrſcheinlich noch.

Sehr ſonderbar iſt die Beſchreibung, welche ſie von ihrer Ohnmacht ſelbſt machte, und einen bemerkenswürdigen Beitrag zur Pſychologie abgiebt. „Sie geſtand nämlich, es ſey ihr wie im Traume vorgekommen, als ob ſie wirklich geſtorben wäre; aber ſie habe doch gleichwohl alles deutlich vernommen, was außer ihr während des ſchrecklichen Todtenſchlafs vorgegangen. Sie habe ihre Freundinnen am Sarge reden und über ihren Verluſt klagen gehört, habe es gefühlt, als man ihr das Todtenhemd und die Handſchuh angezogen, und ſie in den Sarg gelegt hätte. Dieſes Gefühl ſey aber mit einer unbeſchreiblichen Seelenangſt verbunden geweſen. Sie habe rufen wollen, aber ihre Seele habe durchaus keine Kraft gehabt, auf den Körper zu würken; es ſey ihr vorgekommen, als ob ſie in demſelben, aber auch nicht in demſelben mehr wohne. Eben ſo wäre es ihr nicht möglich geweſen, ſich zu bewegen, die Arme auszuſtrecken, oder die Augen zu öffnen, wenn ſie es gleich beſtändig gewollt habe. Ihre innere Seelenangſt hätte aber den höchſten Grad von Marter erreicht, als das Chor Sterbelieder zu ſingen und man den Sarg zuzunageln angefangen hätte. Der Gedanke: daß ſie lebendig begraben werden ſolle, habe ihrer Seele

den

den ersten Stoß von Würksamkeit auf den Körper gegeben, und diese habe sich mit den Muskelbewegungen ihrer Hände und Füße und mit dem kreischenden Geschrei wieder zu äußern angefangen, nachdem sie vor innerer Seelenangst den schrecklichsten Schweiß geschwitzt. —

Ich habe die Erzählung dieses Factums aus dem Munde der glaubwürdigsten Personen, welche mit jenem Frauenzimmer Umgang gehabt, und es von ihr selbst als einer ernsthaften und wahrheitsliebenden Person gehört haben. An sich ist die Sache auch nichts weniger als unwahrscheinlich, da wir mehrere Beispiele von Ohnmachten haben, wobey die Seele noch einiges Bewußtseyn behält, ob sie gleich nicht, wie sonst, auf den Körper würken kann. Wer mit ängstlichen Träumen geplagt ist, wird oft die Erfahrung gemacht haben, daß man oft schreien, um Hülfe rufen will; daß man es aber bey aller Anstrengung und innern Angst durchaus nicht dahin bringen kann.

Zugleich ist aber auch obiges Beispiel eine Warnung, wie vorsichtig man bey dem Begraben der Leichen verfahren muß, daß sie nicht zu früh begraben werden, und wie leicht es bey starken Ohnmachten geschehen kann, daß Leute lebendig begraben werden.

P.

2.

Ein ſchwer zu erklärender Traum *).

Zwey Ehegatten, die ſehr vergnügt mit einander lebten, erfuhren ſeit einigen Jahren, daß ein ehliches Band das größte und ſanfteſte Vergnügen verſchaffen kann, als der Mann ſich von ſeinem geliebten Weibe auf einige Zeit, um eine Reiſe zu machen, trennen mußte. Die Leſung der Briefe von ihrem Gatten war der Dame ihre angenehmſte Beſchäftigung, und ſie laß dieſelben jeden Abend wieder durch, ehe ſie ſich dem Schlaf überließ. Mit dieſer Beſchäftigung hatte ſie einmal einen Theil der Nacht zugebracht, und war mit einem Briefe in der Hand, den ſie des Abends vorher bekommen hatte, eingeſchlafen. Ihr Gatte verſicherte ſie in demſelben, daß er ſich vollkommen wohl befände, und

*) Ich würde dieſen Traum für einen in der That ſchwer zu erklärenden Traum halten, wenn man nur wüßte, was man ſo ſelten bey dergleichen Erzählungen weis, ob die ganze Sache **buchſtäblich wahr** ſey. Die Unſicherheit und Ungewißheit des lieben **hiſtoriſchen** Glaubens ſteht der Wahrheit der eingetroffenen Träume und Ahndungen eben ſowohl entgegen, als das Raiſonnement des Pſychologen, der aus Gründen der Vernunft jene nicht zugeben kann.

Digitized by Google

und es nicht das Ansehen hätte, als würde er Gefahr laufen *). Auf einmal erwachte sie mit einem kreischenden Geschrei. Ihre Kammerfrauen laufen zusammen, und finden sie in einem kalten Schweiße und in einem Strom von Thränen. „Mein „Mann ist dahin", sagte sie zu ihnen, „ich habe „ihn eben sterben gesehen". Er war an einer Wasserquelle, um welche einige Bäume herumstanden. Sein Gesicht war todtenbleich. Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte sich, das Blut zu stillen, das aus einer großen Wunde an seiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus seinem Hute zu trinken, und schien vom Schmerze durchdrungen, als er ihn die letzten Seufzer thun sah. So erschrocken auch die Kammerfrauen über den Zustand ihrer Frau waren; so bemüheten sie sich doch, ihr Gemüth zu beruhigen, indem sie ihr vorstellten, daß dieser Traum keinen andern Grund hätte, als ihre ungemeine Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl. Die Mutter dieser Dame, welche bey ihr im Hause war, und die man unterdessen aufgeweckt hatte, stellte ihr vor, daß sie ruhig seyn müßte, da sie erst vor wenig

*) Aus diesem Umstande erhellet, daß doch eine Gefahr, z. B. herumstreifende Diebe oder Mörder, vorhanden war. Wie natürlich war es daher nicht, daß sich das zärtliche Weib aus ängstlicher Besorgniß so etwas vorstellen konnte, wovon sie hernach träumte.

Stunden einen Brief von ihrem Gatten bekommen hätte. Allein alles Zureden half bey ihr nichts, sie blieb einmal dabey, daß ihr Unglück ausgemacht und ihr Gemahl nicht mehr sey. Ihre Mutter blieb an ihrem Bette sitzen, und sahe mit Vergnügen, daß sie durch einen heftigen Strom von Thränen entkräftet wieder einschlief; aber es dauerte nicht lange. Sie hatte kaum eine Viertelstunde geschlafen, als sie durch den nehmlichen Traum wieder erweckt ward, und nun gar nicht mehr zweifelte, daß ihr Traum übernatürlich sey. Sie wurde alsbald von einem heftigen Fieber mit einer Verrückung des Gehirns überfallen, und schwebte vierzehn Tage lang zwischen Tod und Leben. Unter der Zeit bekam man wirklich die traurige Nachricht, daß ihr Gemahl unterwegs getödtet sey. Die Mutter, welche für das Leben ihrer Tochter besorgt war, gebrauchte alle Vorsicht, den tödtlichen Streich, den man ihr versetzen mußte, aufzuschieben. Man ließ die Hand ihres Mannes nachmachen, und brachte es dahin, daß sie sich anfangs beruhigte. Als man hierauf ihre Gesundheit wieder hergestellt sahe, so trug man ihrem Beichtvater auf, ihr den erlittenen Verlust zu hinterbringen, und ohnerachtet der Bewegungsgründe, die er ihr vorstellte, sich dem göttlichen Willen zu ergeben, zitterte man lange Zeit für ihr Leben.

Es waren schon vier Monate verflossen, seitdem sie Witwe war, als sie gegen den Anfang des

Win-

Winters nahe bey ihrem Hauſe eine Meſſe hörte. Die Meſſe war faſt vorbey, als ihre Augen auf einen Cavalier, der neben ihr einen Stuhl nahm, fielen, worauf ſie ſogleich ein lautes Geſchrei erhub und in Ohnmacht ſank. Man gab ſich alle Mühe, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie öffnete endlich die Augen, und der erſte Gebrauch, den ſie von ihrer Sprache machte, war, daß ſie ihren Leuten befahl, den Herrn aufzuſuchen, der die Urſach ihrer Ohnmacht geweſen war, und ihn zu beſchwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche weg, und da er hörte, daß dieſe Dame ihn zu ſprechen verlange, folgte er ihr nach. Ach meine Mutter, rief die unglückliche Witwe, als ſie nach Hauſe kam, ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines armen Mannes angehört hat! und ſogleich beſchwor ſie den Officier, ihr von den Umſtänden einer ſo traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Officier konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer, die er niemals geſehen hatte, ihn kennen konnte. Er bat ſie um ihren Namen, und ſtutzte, als er ihn gehört hatte. Inzwiſchen erzählte er ihr, wie ihn ein ungefährer Zufall an den Ort geführt hätte, wo ihr Gatte verwundet worden war, und wo er ihm Hülfe zu leiſten geſucht hatte. „Ich ſahe ihn ſterben, ſetzte der Fremde hinzu, und ob er mir gleich unbekannt war, ſo konnte ich mich doch nicht enthalten, gerührt zu werden, da ich ſahe, das keine Hofnung übrig war,

ihn zu retten. Ich verließ ihn, sobald er gestorben war, ohne zu wissen, wer er seyn mögte; aber Ihr Name, den er bis auf den letzten Seufzer aussprach, prägte sich meinem Gedächtnisse tief ein, und ich habe mich dessen sogleich wieder erinnert, sobald Sie mir ihn sagten". Eine solche Erzählung konnte nicht geschehen, ohne daß sie vielmal durch Thränen des unglücklichen Weibes unterbrochen wurde, und der Fremde gerieth ins größte Erstaunen, da sie ihm die geträumten Umstände von dem Ende ihres Mannes mit vollkommner Deutlichkeit beschrieb. Er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung und die Lage des Sterbenden, sogar seine Züge selbst waren so ähnlich, daß er sie nicht verkennen konnte*).

*) S. Allgem. Magaz. der Natur, Kunst und Wissenschaften 3ter Theil.

Zur

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber die Schwärmerey und ihre Quellen in unsern Zeiten.

Wir hören seit ein Paar Dezennien so viel von wunderthätigen Männern, weissagenden Weibern, geisterſehenden Philoſophen, aus den Gräbern heraufbeſchworner Verſtorbenen, daß wir beynahe glauben ſollten, es ſey irgend ein mesmeriſcher Dämon aus den höhern Regionen auf unſern Erdball herabgeſtiegen, und habe eine Menge groſſer und kleiner Köpfe unſrer Zeitgenoſſen durch einen geheimen geiſtigen Magnetismus desorganiſirt. Eine Erſcheinung, die uns auf der Stufe der Aufklärung, zu welcher wir uns durch ſo viele Kämpfe hinaufgearbeitet haben, eben ſo befremdend ſeyn muß, als die Aerzte darüber erſchrecken, daß alle ihre ſorgfältigen Beobachtungen, und mit unendlicher Mühe der Natur abgelernte Geſetze und Wege, durch einen magnetiſirenden Mesmer, wie drrch einen aus der Maſchine hervorſpringenden Gott, verwirrt und über den Haufen geworfen werden.

Man sage nicht, „es habe zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten Schwärmer, Geisterseher, Wahrsager und Wunderthäter gegeben. Unser Jahrhundert unterscheide sich von den übrigen nicht sowohl dadurch, daß es anders handle, als vielmehr, daß es mehr und anders sehe, als jedes der andern; daß es sich selbst mehr kenne. So viele von allen Seiten her aufgesteckte und selbst bis in die verborgensten Winkel getragene Lichter machten nur, daß die hie und dort herrschende Finsterniß um so viel auffallender erscheine".

Ich glaube das anerkannt große Heer der Gläubigen und Anhänger, die ein Lavater, ein Cagliostro, ein Gaßner, ein Mesmer unter ihrer Fahne schon so lange führten und noch führen, und von denen man ohne alle Hyperbol sagen kann, daß sie in aller Welt zerstreut sind; der entschiedene Scharfsinn und philosophische Geist so vieler, die diesen Herren in so großer Menge sich angeschlossen und noch täglich anschliessen; der geglaubte vortrefliche Charakter, die große und feine Weltklugheit, und großen Talente eines Lavaters, — der demohnerachtet der größte Schwärmer seines Jahrhunderts ist; — alles dieses könnte, glaube ich, Antwort genug auf jenen Einwurf seyn, und die Aufmerksamkeit rechtfertigen, die der denkende Kopf diesem Phänomen widmet. Es läßt sich zum wenigsten so viel daraus schließen, daß entweder neue und gefährlichere Quellen der Schwärmerey sich eröffnet;

öffnet; oder auch, daß die gewöhnlichſten Urſachen derſelben mit verſtärkter Kraft auf unſere Zeitgenoſſen würken.

Der Geiſt des Menſchen iſt kein ſich ſelbſt beſtimmendes, oder urſprünglich und aus ſich ſelbſt handelndes Weſen. Er ſieht, denkt, will und handelt immer nur ſo, wie er von außen her, durch Umſtand und Zufall beſtimmt wird. Er iſt ſehr wenig an ſich ſelbſt, er wird allemal, was er iſt. Er gleicht einer Pflanze, die in ihrem Keim Geſchmack, Geruch und Farbe desjenigen Erdreichs aufnimmt, auf welchem ſie wächſt. Er iſt an ſich ſelbſt ein leeres, und iſt nur damit verſehen, womit Zeit, Raum und Zufälligkeit ſeiner Exiſtenz ihn verſorgen, — und hat daher auch allemal, daß ich ſo ſage, Geruch und Duft ſeines Zeitalters, ſeines Jahrhunderts. „Damals dachten, damals handelten die Menſchen ſo oder ſo“, ſagt vielmehr: damals mußten ſie ſo denken, ſo handeln.

So wie demnach der Naturlehrer ein nie bemerktes, oder häufiger als gewöhnlich ſich zeigendes Phänomen der Atmoſphäre aus dem damaligen Grade der Wärme und Kälte, der Dichtigkeit oder Dünheit der Luft, der Menge und den Gattungen der Dünſte und ihrer Miſchung zu erklären unternimmt; eben ſo laßt uns auch die Urſachen jener geiſtigen Influenza, und des anſteckenden ſchwärmeriſchen Humors unſeres Jahrhunderts aus die-

sem Jahrhundert selbst, der Geschichte und Entstehungsart seiner Bildung, und allen übrigen Zufälligkeiten desselben zu entwickeln suchen. —

Erst aber wollen wir den Begriff von Schwärmerey festsetzen. Worte werden wie Münzen unter anderm Gehalt ausgegeben, als sie wirklich haben, und in unserm Zeitalter der flüchtigen Modejournale, der leichtsinnigen Schöngeisterey und der halbverdauten Toilettenlectüre jeder Art ist vielleicht der willkührliche oder unwillkührliche Mißbrauch eines so oft genannten Worts mehr als jemals zu besorgen, zumal wenn der ihm untergelegte Begriff ein Begriff des Verhältnisses, d. h. einer von denen ist, die nur durch das mehr oder minder bestimmt werden. Hume hat in seinem Versuch von den Wortstreitigkeiten gezeigt, daß bey den meisten philosophischen Streitigkeiten Begriffe dieser Art zu Grunde liegen, und von dieser Gattung ist, wie wir gleich sehen werden, der Begriff von der Schwärmerey.

„Der Mensch schwärmt", sagen wir von einem andern, dessen Ideen durch einen Rausch, oder andere Art von Betäubung der Seele über einander geworfen und in Taumel gesetzt werden, und den wir nun eine unzusammenhängende Ideenreihe hervorbringen hören. Die Seele eines solchen Menschen befindet sich in dem Zustande des Halbwachens. Die Ideen, die sie zusammensetzt, sind

sind aus der wirklichen, die Zusammenstellung selbst ist aus der idealischen Welt hergenommen, wie dies der Fall mit jedem Traum ist; aber mit dem Unterschiede, daß hier nach allen Aeußerungen des körperlichen Mechanismus die Seele der wirklichen Welt mehr als der idealischen nahe zu seyn scheint. Der Grundsatz, auf welchem in dergleichen Fällen sich unser Urtheil stützt, beruht auf folgender Ideenreihe: Wir bedienen uns zum Behuf des gemeinen Lebens bey dem Uebergange der Begriffe zu Urtheilen desjenigen Grades von Anstrengung, der die Seele in einem Zustande der Gemächlichkeit läßt. Ideenverknüpfungen also, die diesen Zustand der Gemächlichkeit unterbrechen, sind uns im Umgange des gesellschaftlichen Lebens unangenehm, und erregen entweder Ahndung höherer Geistesfähigkeiten, oder auch widrigenfalls, wenn sie zu auffallend, rasch und sonderbar sind, Verdacht einer schwärmerischen Ueberspanntheit. Daher sind auch die Reden und Einfälle eines launigten Menschen, mit dessen Charakter wir entweder noch gar nicht bekannt sind, oder der sich vielleicht heute zum erstenmal uns von dieser Seite zeigt, allemal gewissermaßen verdächtig, und erst nach einer mit sich selbst verbundenen Reihe von Gedanken und Einfällen entscheiden wir uns, ihm den Namen eines Schwärmers, oder eines witzigen Kopfs zu geben. Ein Beweis von dem, was ich vorher sagte, daß der Begriff von Schwärmerey ein Verhältnißbegriff sey, und daß

außer

außer so vielen andern Zufälligkeiten auch selbst die jedesmalige Ideenlage des Urtheilenden über die Bedeutung desselben entscheide.

Ja selbst die ersten Anwandelungen von Wahnsinn (den man vielleicht nicht ohne Grund eine continuirliche Schwärmerey nennen kann) benennen wir, so lange das Verwirren und Ineinanderwerfen der Ideen noch nicht herrschend geworden ist, mit dem Namen der Schwärmerey, und die Verwandschaft des Genies mit dem Wahnsinn, auf die Shakespears Hamlet winkt, ergiebt sich aus dieser letztern Bedeutung mit der oben angeführten zusammengenommen von selbst.

In einer gelindern Bedeutung brauchen wir das Wort Schwärmer von Plan- und Projectmachern und andern Leuten der Art, die irgend eine Idee mit dem Grade der Lebhaftigkeit denken, der mit dem gewöhnlichen Ideengange unverhältnißmäßig ist; wenn sie z. B. bey einem auszuführenden Plane oder Entwurf eine Reihe nothwendig an einandergeketteter Folgen, große Aussichten, unausbleibliche Vortheile da sehen, wo wir, nach der gewöhnlichen Art zu urtheilen und zu schliessen, dergleichen gar nicht sehen; wenn ihnen Wahrscheinlichkeit, höchste Gewißheit; bloße Möglichkeit, Realität; Gedanke Thatsache ist, und alle ihre Schlüsse und Urtheile sich auf diese täuschende Verwechselung gründen.

Betref-

Betreffen dieſe zu lebhaft gedachten und mit übertriebener Wärme bearbeiteten Ideen Dinge von Wichtigkeit, z. B. menſchenfreundliche Vorſchläge, praktiſche Ausſichten, oder Plane zum Wohl der Menſchheit; ſo erheben wir den liebenswürdigen Schwärmer zu einem liebenswürdigen Enthuſiaſten. Sind es aber Kleinigkeiten, oder überhaupt nur ſehr eingeſchränkt intereſſirende Dinge, wofür ſich der Kopf eines Menſchen erhitzt; ſo zeichnen wir ihn mit dem Namen eines Fantaſten.

Geht der Schwärmer (vorzüglich in Sachen des theologiſchen Lehrſyſtems) ſo weit, daß er Gott und Religion in ſein Intereſſe hineinflicht, und mit Hintanſetzung alles deſſen, was gerecht, gut und edel unter den Menſchen heißt, den irdiſchen Hinderniſſen trotzet; dann erhält er den Namen Fanatiker.

Dieſe Aeußerungen der Schwärmerey, die ſo mannigfaltig und dem erſten Anſehn nach von einander verſchieden ſind; aber wie wir nachher bemerken werden, nur zu leicht ſich einander erzeugen — wie entſtehen ſie, wie können ſie ſelbſt bey großen weltklugen Leuten herrſchendes Ideenſyſtem werden? —

Die menſchliche Seele iſt durch ihre Organiſation fähig, aus der fortgehenden Reihe ihrer Ideen irgend eine abzuſondern und auszuheben, und zu dem anfangenden Gliede einer neuen Kette zu machen.

Digitized by Google

chen. Wenn es uns daher verſagt iſt, Ideen nach Willkühr zu ſchaffen, oder auch nur zu gewünſchter Zeit beliebige Bilder vor dem innern Auge, wie in einer laterne magica, vorüberzuführen; ſo können wir doch die jedesmalige Ideenmaſſe, die Augenblicke der Betäubung oder Ueberraſchung ausgenommen, nach Willkühr richten und ſtellen, und dem innern neugebildeten Creiße der ſich aſſociirenden Ideen ſeinen Mittelpunkt geben, ja ſogar davon einige herbey rufen, die ohne dies dieſen Creiß für jetzt nicht berührt haben würden. Alles dies geſchieht durch einen verſtärkten Grad der innern Selbſtthätigkeit. (Dieſes primum mobile des geſamten geiſtigen Syſtems in der lebendigen Welt) Das Gedächtniß belebt ſich zu neuen Erinnerungen, die Imagination ſtellt alle ihre Anſchauungen in hellerm und ſtärkerm Lichte dar, der Witz verknüpft mit größerer Schnellkraft die homogenen Intuitionen. Die Seele ſitzt unter ihren Ideen wie eine Spinne in der Mitte ihres Gewebes. Was ſie von allen Seiten her in allen Weiten um ſich herum ſieht, oder empfindet, wird ihr Stoff zu dem geiſtigen Gewebe; jeder neue und lebhafte Begriff, jedes friſchere Bild dient ihm, Farbe und Einſchlag zu geben. So wie alſo nach der alltäglichen Erfahrung der Menſch immer mehr Thier als Geiſt iſt, und durch ſeine ſinnliche Organiſation ſeyn muß, ſo wie er ſich immer mehr von den untern Seelenkräften mechaniſch hinziehen, als von den obern vernünftig leiten läßt, mehr durch viele

viele dunkle Ideen, als eine klare, mehr durch ihre Zahl, als ihr Gewicht, mehr durch Anschauungen der Imagination, als durch Gründe der Urtheilskraft determinirt wird; so kann also jene gespanntere Thätigkeit der untern Seelenkräfte wie eine Art von Verschwörung wider die obern, wider Vernunft und Urtheilskraft angesehen werden. Zufällige Homogenitäten des Witzes gelten in diesen Momenten der Seele für Urtheile, und starke lebhafte Anschauungen für Gründe. Was Wunder, wenn sie bey der Eingeschränktheit ihres Fassungsvermögens in ihre selbgeschaffene idealische Welt vertieft, das Auge von der wirklichen weggewendet hat, oder wenn sie allen gewöhnlichen Maaßstab des Urtheilens verachtet, da ihre eigenen Ideen denselben schon bey sich selbst führen, und durch ihre Lebhaftigkeit und starke Bilder über Realität, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit entscheiden.

Nach dieser Erklärung ist also kein Zweifel, daß nicht die Schwärmerey in dem Hirn eines jeden Erdensohns, sey's an dieser oder jener Faser, irgendwo ihr Spinnengewebe hängen habe. Der Mensch ist keiner starken Leidenschaft, keiner tiefen Empfindung fähig, ohne eine Anwandelung von Schwärmerey. Jeder stolze unüberwindliche Vorsatz erzeugt und behauptet sich durch sie. Sie ist die Gespielinn der Leidenschaft jeder Art, und die innere mitfolgende Begleiterinn jeder höhern Würksamkeit der Seele. Ein Cato darf ihr ohne Erröthen einen

Theil

Theil seines erhabnen Patriotismus verdanken, und die Socraten wären ohne sie vielleicht nur halb so groß.

Wenn der entzückte Dichter die Muse vom Himmel zu sich herunterfleht, wenn er von dem Deus in vatibus redet, oder von der feyerlichen Wonnestunde der Begeisterung spricht, dann meint er nichts anders, als jenen Zustand der gespanntern Selbstthätigkeit, den wir so eben schilderten. Dieser verdankt er seine frischen mit lebendigem Colorit gezeichneten Bilder, seine seelentreffenden Züge, den weit aussehenden, unter den arbeitenden Händen sich erweiternden Plan, der immer neu zufließende Reichthum in der Ausbildung seines Gedichts, die ganze Ansicht und Darstellung der Natur in ihrem festlichen Gewande. Eben daher schreibt sich jenes innige Interesse und die unwiderstehliche Bezauberung für das Product seines Geistes, das Feuer, womit er daran arbeitet, und die süsse Vergessenheit seiner selbst, und alles Wirklichen um ihn herum. Seine ganze Existenz scheint sich in diesen Augenblicken auf diese einzige Idee zu concentriren, und nur mit Anstrengung und Mühe denkt er sich in die verlassene wirkliche Welt zurück.

Eben dies ist auch die Geisteslage der Entdecker, Erfinder und Reformatoren jeder Art. Eine einzige Idee mit hoher lebhaftigkeit gedacht, mit allen verwandten Ideen geschwängert, nach allen Seiten gewandt,

gewandt, aus jedem Geſichtspunct beſchaut, macht die Columbe, die Copernicus, die Luther, die Leibnitze und Cante. Die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß ſie troß aller Einwürfe und Widerſprüche recht ſehen und urtheilen, die unwiderlegbare Gewißheit, daß es ihnen gelingen müſſe und gelingen werde. Der Muth, die Standhaftigkeit und Ausdaurung in Kämpfen und Mühſeligkeiten ſind Folgen des edlen hohen Selbſtbewußtſeyns, welches durch das Gefühl der mit ungewöhnlicher Thätigkeit arbeitenden Seelenkräfte erzeugt, und durch eine Art von Illuſion, die der auf ſich ſelbſt gehefteten Seele nur allzu gewöhnlich iſt, auf die Größe, Wichtigkeit, Richtigkeit und endliche Durchſetzung der zu erfindenden, oder zu unternehmenden Sache übertragen wird.

Wer ſieht nicht hieraus, daß ganze Völkerſchaften, daß die Menſchheit manchen erſchütternden Geniusſchwung, der ſie aus hundert- und tauſendjährigem Schlummer erweckte, und wie durch einen gewaltſamen Stoß auf einmal zu einer Höhe empor hob, zu welcher dieſelbe ohne dies noch Jahrhunderte hindurch vergebens aufgeſchauet haben würde, jenem Keim zur Schwärmerey in der menſchlichen Seele zu verdanken habe; — ein offenbarer Beweis, wie die Meiſterhand der Natur oft die wichtigſten Phänomene, in der Geiſterwelt ſowohl als in der phyſiſchen, an die feinſten Fäden anknüpfe,

indem, wie wir ſehen, jene Rieſenſchritte der Erfindungen und jene Kühnheiten der ſtolzeſten Menſchenſeele, großen Theils auf der ſo leichten, ſo leiſe entſchlüpfenden Täuſchung beruhen, daß wir unſer denkendes Subject mit dem gedachten Gegenſtande, die Idee mit der Sache vermengen.

Noch muß ich anmerken, daß die oben bemerkten Grade der Schwärmerey, Enthuſiasmus, Fantaterey und Fanatismus durch einen ſehr feinen Organismus zuſammenhängen, und wie electriſche Funken, wenn leichtere Ideen nicht ins Mittel treten, ſich eins an dem andern entzünden. Laſſet den enthuſiaſtiſchen Schwärmer für ſeine weit ausſehende Entwürfe erwünſchten Fortgang finden, und widerſetzet euch ihm in Kleinigkeiten, und ihr werdet ſehen, wie er ſelbſt auf Koſten der Vernunft darauf beſtehen, und aus einem in himmelweiten ſehenden Enthuſiaſten ein engherziger Fantaſt werden wird. Miſchet in ſeinen Character, wie dies immer ſo verträglich mit dergleichen Character iſt, Ehrgeiz und Herrſchſucht, und der ſchwarze Fanatismus laurt mit ſeinem ganzen Gefolge im Hinterhalte.

Wir ſind jetzt, glaub ich, ziemlich vorbereitet zu einem vollſtändigen Begriff von der im eigentlichſten Sinn alſo genannter Schwärmerey, dem Ideal unſeres Jahrhunderts, welches, wie jedes andere, gemeiniglich unzählige Verehrer und Anbeter von der einen, und heimliche Belacher von der andern Seite hat.

Der

Der neueste Philosoph der Deutschen, der die Vernunft und ihre Vermögen mit einem beynahe unerreichbaren Tiefsinn erforscht und ermessen hat, hat es bewiesen, daß dieselbe ein unerlaßliches Bedürfniß habe, (ohne welches sie beynahe nicht Vernunft seyn könne,) nachdem sie lange genug die sichtbare Kette der Natur in allen ihren Gliedern verfolgt, jenseits alles Sichtbaren und Sinnlichen, oder, wie er es nach seinem System nennt, jenseits der Erfahrung hinauszugehen, und in einem ganz andern Felde, als dem, der in dieser sinnlichen Organisation uns möglichen Erkenntniß, ihre Vollendung und letzte Befriedigung zu suchen. Diese Quelle hat der seit mehr als ein Jahrtausend hindurch herrschende, oft bestrittene und eben so oft wieder erneuerte und verfeinerte Dogmatismus der Philosophen aller Nationen und aller Jahrhunderte, — eine Art von Schwärmerey, die um so viel gefährlicher war, weil sie durch ihre Natur die scheinbarsten und überredensten Gründe für die Realität ihrer Träumereyen vorzubringen wußte, und überdem noch obenein das Richtmaaß zur Entscheidung zwischen Traum und Wahrheit, Idealität und Würklichkeit, nehmlich Verstand und Vernunft in ihren Quellen verfälschte.

Unterdessen ist es in der Geschichte der Menschheit durchgängig bestätigt, daß das, was die Philosophen durch lange Reihen weit hergeholter De-

monſtrationen thaten, lange vor ihnen ſchon der uncultivirteſte Naturmenſch durch eine natürliche Täuſchung ſeiner Einbildungskraft gethan hatte; und eben ſo gewiß iſt es, daß dem Philoſophen zur Seite der gemeine Mann, ohne von dem erſten gemißleitet zu ſeyn, durch einen gleich natürlichen Gang des Menſchenſinnes über die nehmlichen Begriffe, wenn gleich ſchwärmte, oder vernünftelte, ſo doch wenigſtens wahrſcheinlich ahndete, oder ſchwankend ſceptiſirte. —

Nachdem der oben genannte Weltweiſe die Schwärmerey der Philoſophen ſo richtig erklärt und dargeſtellt hat; ſo wollen wir dies in Rückſicht der letztern um ſo viel mehr thun, da ſelbſt jene ſich auf dieſe, ſo wie allemal Vernunft auf Sinnlichkeit gründet, und der menſchliche Geiſt in ſeinem Fortſchritte von der letztern zu der erſtern aufſtieg.

Die menſchliche Seele äußert darin einen characteriſtiſchen Unterſchied und auffallenden Vorzug vor den thieriſchen Inſtincten, daß, ſobald ſich nur die früheſten Keime ihrer Entwickelung zeigen, nicht bey dem durch die äußern Sinne erhaltenen Eindruck ſtille ſtehen bleibt, ſondern durch einen eigenthümlichen Mechanismus von dem Gegenwärtigen zum Zukünftigen, von dem Würklichen zum Möglichen, von dem Sichtbaren zum Unſichtbaren, von der Würkung zur Urſach übergeht. Dieſe Willkührlichkeit, womit die Seele des Menſchen ihre

geſam

gesamten Eindrücke und Begriffe behandelt, (ich mögte sie beynahe die Freyheit des Verstandes nennen,) gründet sich auf eine sehr erklärbare Weise auf das dem Menschen eigenthümliche Abstractionsvermögen, nach welchem kein sinnlicher Eindruck, bloß Eindruck, d. h. Reaction des angeschauten oder empfundenen Gegenstandes ist, sondern schon immer etwas Idealisches, das heißt unsinnliches an sich hat. Aber eine weitere Erörterung hierüber dürfte vielleicht hier am unrechten Orte stehen.

Die Imagination, diese immer rege Energie und gleichsam ewig gebärende Zeugungskraft der Seele, läßt dieselbe wegen jenes idealischen Ueberganges von der Würklichkeit zur Möglichkeit, von der Ursach zur Würkung nicht lange in Unruhe, und weis das Leere des sich eröffnenden neuen Feldes der Erkenntniß mit ihren Schöpfungen nur zu leicht auszufüllen. Das Abstractionsvermögen selbst, diese geistige aller Energien in der Seele, welchen wir alle jene hohen Ausbildungen der Vernunft zu danken haben, wird von der Imagination als einer sinnlichen und eben deswegen herrschenden Seelenkraft dazu angewandt, und ich mögte sagen, gemißbraucht, um durch ihre Absonderungen, Läuterungen und Verfeinerungen der unmittelbaren Eindrücke der Sinne jener ihre Zusammensetzungen zu befördern. Die Imagination nehmlich bildet durch

diese Art den angeschauten Urbildern gewisse Copien nach, denen sie jetzt durch Vergrößerungen und Zusatz an der Quantität, jetzt durch Verwechselungen und Umänderungen der Qualität den scheinbaren Anstrich von Urbildern, und zwar größern und vollkommnern Urbildern giebt, als diejenigen selbst sind, welche ihnen als Anschauungen und würkliche Empfindungen zum Grunde liegen. Da also bey jedem vorkommenden Urtheil über die letztern, die erstern als Erkenntniß- und Erklärungsgründe derselben der Seele nothwendig mit verschweben; so ist dies ausser den bey unserer Erklärung der Schwärmerey angeführten Gründen, die hier nicht weniger eintreffen, ein Grund mehr, um hier Bilder für Empfindungen, Idealitäten für Würklichkeiten zu halten.

Es ist hieraus klar, wie der menschliche Geist auf diesem Wege, den ihn keine Sophisterey, sondern die Natur mit eigener Hand geführt, die grossen Ideen von Gott, Religion, Geist, Uebersinnlichkeit und intelligibeln Welt, gefunden. Alle Philosophen, bis auf Mendelsohn herab, haben in ihren feinsten Speculationen nichts mehr gethan, als daß sie jene rohen Begriffe des wilden Naturmenschen geläutert und erhöhet haben, — und ein Malebranche, hört und der höchsten Stufe der Abstraction den Urheber aller Dinge [illegible] lung [illegible]

blühenden Blume sieht, in Frühlingslüftchen säuseln, im schreckenden Donner wandeln hörte. (Eine Anmerkung, welche einige der neuesten unsrer Weltweisen, vor allen andern aber der scharfsinnige Verfasser der Resultate der Jacobischen und Mendelssohnschen Philosophie beherzigen sollten, wenn sie in der Geschichte der Menschheit jene großen Begriffe schon sehr früh, und oft so erhaben ausgebildet finden, und darüber als ein aus natürlichen Ursachen unerklärbares Phänomen staunen, so daß sie als die erklärtesten Scoptiker, der Vernunft zum Trotz, eine Art von despotischen Zwangsphilosophie einführen, und uns die Offenbarungen der Bibel als eine unbezweifelbare göttliche Dogmatik aufdringen wollen.)

Auf diese Art führt also die Natur den Menschen selbst zur Schwärmerey; aber es giebt noch andere künstliche Quellen derselben. —

Wir dürfen nicht alles Wißbare, ja nicht einmal alles Wissenswürdige von der Natur kennen, wir dürfen nur die vordersten Aussenseiten ihres unermeßlichen Tempels von ferne sehen, um uns zu überzeugen, wie höchst eingeschränkt unsere Erkenntniß der Natur, und wie unzulänglich für die Befriedigung der wichtigsten und letzten Erkenntniß-Bedürfnisse sie ist. Von der ersten Ursache der Natur, ihrem Wesen, Eigenschaften, Einflusse auf die Welt und Zusammenhange mit uns, —

welcher Neuton, oder Haller, oder Leibnitz kann auch nur dem gemeinen Mann, der ihn darum befrägt, befriedigende Antwort geben? Und eben ſo unſern großen Wunſch für Fortdauer und Unſterblichkeit, welcher Socrates, welcher Mendelsſohn kann ihn hinlänglich begründen oder ſtärken? —

So wie alſo über dieſe unzurücktreiblichen Probleme die Vernunft von der Natur ſelbſt zu einem ewigen Scepticismus verurtheilt zu ſeyn ſcheint; ſo greift ſie um ihrer endlichen Selbſtbefriedigung willen gleichſam zu gewaltſamen Mitteln, und will der Natur ihre großen, unenthüllbaren Geheimniſſe ſelbſt abzwingen; tritt ihre eigene Fackel mit Füßen, um in einer undurchdringlichen Nacht deſto heller zu ſehen, wähnt jede gewöhnliche Erkenntniß nach Naturgeſetzen für blind, oder wenigſtens kurzſichtig; findet mehr Beruhigung in Unbegreiflichkeiten, als im Begreiflichen; läßt ſtatt der Urtheils- die Einbildungskraft würken; ahndet und muthmaßt, ſtatt zu ſehen, glaubt, ſtatt zu prüfen. Und ſo entſteht dann eine Welt von Unbegreiflichkeiten, Wunderkräften, die man durch den Schleier, den die Natur wenigſtens vor unſer gegenwärtiges Auge darüber geworfen zu haben ſcheint, in jeder natürlichen, ja als ganz alltäglichen Erſcheinung ſichtbar hervortreten ſieht: — glaubt Gott zu verehren, und kniet vor Affen; traut auf Wunder, und läßt ſich

durch

durch Unwiſſenheit und mißbrauchende liſt hintergehen; ſieht Geiſter aus der andern Welt, und merkt nicht auf die Taſchenſpielerkünſte des Geiſterbeſchworers.

Eine ſolche Stimmung der Gemüther befördert nichts ſo ſehr als ein Buch, welches — einzig in ſeiner Art — ſeit undenklichen Jahren auf die Achtung der Welt Anſpruch macht, und, wenn man es nicht genauer ſtudirt, in eben dieſem Geiſte, und mit der Abſicht geſchrieben zu ſeyn ſcheint, um jene Denkungsart zu befördern. Seine Begriffe von Gott, Geiſtern, Engeln, Wunderkräften werden der einmal aufgeregten fruchtbaren Einbildungskraft bey unaufgeklärten Menſchen nur um ſo viel mehr Stoff zu neuen ſchwärmeriſchen Ideenverbindungen geben, und die Schwärmerey wird an ihm grade das finden, was ſie ſonſt am wenigſten zu haben pflegt — Geſetzbuch.

Braunſchweig.

Daniel Jeniſch.

Man erlaube mir, daß ich zu dieſer Abhandlung, welche ſehr viel Wahres, Richtiges und Treffendes in ſich enthält, noch folgendes hinzu ſetzen darf:

Der Grund, der in unſern Zeiten ſo ſehr einreiſſenden Religionsſchwärmerey liegt offenbar in

mehrern Umſtänden, die jetzt — nothwendig und zufällig zuſammengekommen ſind, und bey ihrer ſehr wahrſcheinlichen Fortdauer unſern Nachkommen eine unglückliche, — ich will nicht ſagen, allgemeine Barbarey der Vernunft drohen. Das ernſte Studium der Alten, und der Philoſophie hat in unſern Tagen ſehr aufgehört. Unſere jungen Leute treiben nicht viel Reelles mehr, und verſchwenden jetzt einen großen Theil der Zeit, welcher zu richtiger Ausbildung ihres Verſtandes angewandt werden ſollte, mit Leſung matter, empfindſam geſchriebener Romane, die den Geiſt erſchlaffen, und ihren Empfindungen eine ſchiefe, idealiſche Richtung geben. Ein Umſtand, der bey der einreiſſenden Religionsſchwärmerey mehr als geſchieht, erwogen werden müßte. Wenn die edeln und reinen Gefühle durch jene Lectüre verſtimmt, verzärtelt und zu ſehr verſinnlicht worden ſind, wenn der Ton einer gewiſſen Empfindeley der herrſchende in der Menſchenſeele geworden iſt, wenn dadurch die Einbildungskraft angezündet, und das Nervenſyſtem geſchwächt worden iſt; ſo iſt nichts natürlicher, als daß die Religionsſchwärmerey, welche man auch Religionsempfindeley nennen könnte, ſehr leicht und geſchwind Wurzel faſſen muß, ſobald ſich die Seele auf geiſtige Gegenſtände hinrichtet. Man weis überhaupt ſchon, wie nahe ſchwärmeriſche Empfindungen der Liebe mit ſchwärmeriſchen Gefühlen der Religion verwandt ſind, und wie leicht ſie in einander übergehen

gehen können. Jene erstern werden offenbar zu sehr in unsern neuern Romanen angefacht, und dadurch wird fast immer mit der Grund zu diesen gelegt. — 2) Die Parthey der Religiosen, Pietisten, Schwärmer und Geisterseher hat zwar von jeher bald aus gutgemeinten Absichten, bald aber auch aus schwarzem Sectengeist und dummer Proselytensucht ihren Anhang zu vermehren gesucht; — aber in den jetzt so sehr verschrienen Zeiten des Unglaubens meinen jene gläubigen Herren vornehmlich hervortreten zu müssen, damit das Gebäude der Religion nicht ganz über den Haufen falle. Sie haben daher nicht nur von neuem jene Träumereyen von Wunderkräften, Wunderglauben, mystischen Unionen mit höhern Geistern, Einwürkungen der Gottheit auf unsre Gefühle u. s. w. aufgewärmt, und mit großem Geschrey davon zu predigen angefangen; sondern haben noch weit schlauere Mittel zur Erreichung ihrer Absichten angewandt, und sind dabey nicht unglücklich gewesen. Sie haben die Großen und ihre Minister zu gewinnen gesucht, haben Männer von ausgebreitetem Ruhme und wilder Thätigkeit zu ihrer Parthey herüber gelockt, und was ihrem Ansehen erstaunlich viel und mehr, als man glauben sollte, genutzt hat, — haben die Herzen der Weiber durch Mittel, wodurch weibliche Herzen so leicht gefangen werden, gewonnen, davon ich sonderbare Beyspiele erzählen könnte, wenn hier der Ort dazu wäre. Mit allen

allen dieſen Kunſtgriffen haben ſie die Ausſtreuung myſtiſcher Bücher verbunden, und ſonderlich gewiſſen Arten von Menſchen Aufſchlüſſe darin verſprochen, die ihnen kein weltliches Buch, keine Philoſophie verſchaffen könne. — 3) Die jetzige, allgemein werdende, ausſchweifende, nervenſchwächende, empfindelnde Lebensart, der ungeheure Luxus, die damit verbundene fehlerhafte frühe Erziehung und Verzärtelung unſrer Generation haben einen ſichtbaren Einfluß in den Hang zur Schwärmerey und Myſtik. Der zu ſehr ſinnlich gewordene Menſch, der keine Kraft zum Denken mehr übrig hat, der gern ſeine Phantaſie in ſanften Gefühlen wiegt, und der jede Selbſtunterſuchung fliehet, weil ſie ihm läſtig und unbequem wird, ergreift am liebſten ein Religionsſyſtem, welches ihn gleichſam mit einer neuen Art Wolluſt nährt, und ſein Gewiſſen durch eine erträumte myſtiſche Gnade beruhigt. Man hat immer bemerkt, daß die Ausſchweifendſten und ſinnlichſten Menſchen am leichteſten zur Schwärmerey übergehen, und ſonderlich beym herannahenden Alter in die Arme eines Syſtems fliehen, worin ſie ſich am bequemſten über ihr vergangenes Leben betäuben können. Wie viele Menſchen von dieſer Art habe ich kennen gelernt! und wie bekannt iſt es, daß die neuen Prediger der Schwärmerey durch dieſe ſich ſehr wichtigen und zum Theil bedenklichen Einfluß verſchaft haben.

Dieſe

Dieſe und mehrere phyſiſche und pſychologiſche — zum Theil auch politiſche Gründe haben vornehmlich der Schwärmerey in unſern Tagen Thür und Thor eröffnet, und man hat ſehr Urſach, auf den geheimen, im Dunkeln ſchleichenden Fortgang dieſer Peſtilenz aufmerkſam zu ſeyn. Der ruhige Denker wird freylich bey der zunehmenden Ausbreitung derſelben, die durch ſo viele beſondere, aber ſehr thätige Secten befördert wird, immer Muth behalten; er wird ſich damit tröſten, daß die geſunde Vernunft und die ächte Tugend ſich eigentlich nie ganz verlohren, ſondern immer ihre Verehrer und Beförderer gefunden habe —; aber beunruhigen muß es ihn doch allerdings, wenn er bedenkt, wie ſchnell ſich jene Krankheit auszubreiten anfängt, wie mächtige Anhänger, wie feine liſtige Prediger ſie hat, und wie ſehr ſie ſich zum Geiſte unſeres Jahrhunderts, unſrer Sitten und ſelbſt zur Polemik unſrer Tage paßt, unter deren Streitigkeiten ſie ſich immer mehr und mehr ausdehnen wird. —

Die Schwärmer ſind im gewiſſen Betracht, zumal wenn ſie Beredſamkeit mit Liſt verbinden, wie dergleichen mehrere bekannt ſind, und wenn ſie mit lebhaft empfindenden Leuten zu thun haben, unwiderſtehliche Verführer. Die Sprache der Ruhe, Zufriedenheit und Gleichmüthigkeit, die aus ihren Worten und Mienen hervorleuchtet, und von der man ſo leicht auf eine innere glückliche Stille des

Herzens

Herzens schließt; die herablassende, gefällige, herzliche Manier zu belehren, zu unterrichten, zu recht zu weisen; der hinreißende Ausdruck des Mitleidens, den sie gegen Verirrte, gegen sinnlich lasterhafte selbst an den Tag legen; die Wahl ihrer Bilder, die leichte Versinnlichung der Religionswahrheiten, das beständige Hinweisen auf freudige Gefühle des Glaubens, die schlaue Accommodirung ihres ganzen Betragens, Denkens und Handelns nach der Phantasie ihrer Zuhörer, — alles dies schließt den Schwärmern leicht die Herzen der Menschen auf, und diese Herzen sind oft eher gefangen, als sie es noch glauben. Solchen guten gesalbten Menschen entdeckt man gern seine Gemüthsunruhen, um von ihnen als heiligen Propheten Gottes Ruhe und Tröstung zu erhalten. Man schenkt ihnen sein Zutrauen, weil sie es vor allen andern zu verdienen scheinen, und mit diesem bekommen sie gleichsam unser ganzes Herz in ihre Hände. Es kann nicht fehlen, daß ein empfindsamer Mensch nach einigen Umgang mit solchen Schwärmern, oder auch nur mit ihren Schriften oder Briefen eine gewisse Behaglichkeit in sich wahrnehmen muß, die ihm die Gültigkeit ihrer Ideen ausser Zweifel setzt. Der Angesteckte nimmt Bewegungen des Herzens, Empfindungen in sich wahr, die er vorher nie kannte. Er fängt an in sich selbst hinein zu schauen — und das, was freylich nur eine Aufwallung des Bluts, oder eine Täuschung der Phantasie war, für Würkungen einer

höhern

höhern Kraft zu halten, und was unmittelbar daraus folgt — die Welt auſſer ſich (die vielleicht vorher ihn nicht genug belohnte, ſeine Plane zerſtörte, ſeinen Stolz nicht nährte) zu verachten.

Er beginnt nun auch eine ganz andere Sprache zu reden, als andere vernünftige Menſchen zu gebrauchen pflegen; — eine Sprache, die ſorgfältig gewählt iſt, ſeine feurigen Ideen ja nicht auszulöſchen, ſondern noch mehr anzufachen. Die Vernunft wird verachtet — weil ſie — Vernunft iſt, weil ſie es gegen ſeine Phantaſien zu diſputiren wagt; die Philoſophie wird eine eitle Wiſſenſchaft genannt, und die Bibel zum einzigen lautern Erkenntnißgrunde aller Wahrheit gemacht. Hierin trägt der Schwärmer alle ſeine religiöſen Tollheiten hinein, und beweiſt aus ihr das, was nimmermehr daraus bewieſen werden kann. Wer daran zweifelt, iſt in ſeinen Augen ein verworfener Religionsverächter, und alle philoſophiſche Tugend ein geſchminktes Laſter.

Daraus iſt nun aber auch zugleich ſichtbar genug, daß ein Menſch von allem andern leichter geheilt werden kann, als von religiöſer Schwärmerey. Sie unterhält nicht nur ſeinen geiſtigen Stolz durch jede hohe Idee, die ſie in ihm erzeugt; ſondern mahlt ihm auch ein ſo erhabnes Bild von Glückſeligkeit vor, daß er faſt gar keinen freyen Willen — anders zu handeln übrig behält. Da er ſeinen Schatz, ſeine Gottheit gleichſam in dem Buſen trägt,

trägt, und da er sich über die Welt so sehr erhaben glaubt; so bleibt ihm eigentlich kein unerfüllter Wunsch mehr übrig. Er hält sich für den glücklichsten Menschen — wenn ihm selbst äußere Glücksgüter fehlen; ja er rechnet ihren Mangel zu seinem Glück, und sieht auf die mit einer Art Verachtung herab, die sie besitzen.

P.

2.

Ein Traum.

Weder in der Natur der menschlichen Seele, noch in den moralischen Eigenschaften der Gottheit scheint ein mehr als bloß wahrscheinlicher Beweis für die Unsterblichkeit unsrer Seele zu liegen. Darüber hatte ich mich einst mit meinem seligen Freunde bis um Mitternacht hin gestritten. Meine ganze Seele war voll von Gedanken über diesen Gegenstand, und ich ging mit einiger Unruhe über die Unbeweisbarkeit der Unsterblichkeit zu Bette.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich zu träumen anfing, und mein Traum, an den ich noch mit Schrecken denke, war folgender:

„Ich

„Ich fühlte, daß ich nicht lange mehr leben würde, meine Krankheit wurde bedenklich, und ich ſahe mich endlich wirklich ſterben. Welche Angſt ich dabey ausgeſtanden, kann ich keinem Menſchen beſchreiben. Ich vergoß bittere Thränen über meinen eigenen Tod, und mein Blick hing mit einer ſchwermüthigen Stille an meinem Leichnam; — aber auf einmal war's, als ob ein heller Strahl der Ruhe und Hoffnung durch meine Seele dränge. „Iſts doch nur dein hinfälliger irdiſcher Leib, dacht' ich, der da liegt, laß ihn verweſen, da ein weit edlerer Theil deines Weſens dir übrig geblieben iſt". Ich betrachtete nun meine Leiche nicht mehr mit dem vorigen Schaudern; aber es dauerte nicht lange, als es in meiner Seele auf einmal ſchrecklich trübe ward, ich verlohr meine ganze Faſſung, und eine unbeſchreibliche Angſt überfiel mich von neuem. Wer weiß denn — ſo rief es mir im Innern meiner Seele zu, — ob deine Seele nicht mit dem Körper verweſet, ob ſie nicht aus ihm heraus fliegt und zerflattert. Bey dem letzten Gedanken empfand ich die ſchrecklichſte Seelenqual, wovon ich vorher und nachher nie eine ähnliche Empfindung gehabt habe. In dem Augenblick erhub ſich ein lichtes Wölkchen von dem Scheitel meiner Leiche langſam in die Luft empor. Mit innigſter Sehnſucht ſahe ich meiner Seele nach; aber immer mit der bangen ſchrecklichen Empfindung: ob ſie wohl zerflattern würde — — und was geſchah? ich ſahe ſie zerflattern;

aber in dem Augenblick war meine Seelenangſt ſo ſtark geworden, daß ſie mich wieder wach machte. Ich fand meinen Leib mit Schweiß über und über, und meine Wangen mit Thränen bedeckt, die ich während des Traums geweint hatte.

Sonderbar war hiebey die Empfindung, daß ich mich ſowohl in als auſſer meiner Leiche zu befinden glaubte, denn ich ſahe mich erblaßt vor mir liegen, fühlte aber doch auch, daß es nicht meine Leiche war, die über ſich ſelbſt nachdachte; ſondern ein anderes auſſer ihr ſich befindliches Weſen.

Erlauben Sie mir, daß ich zu dieſem Traume meines Freundes noch Folgendes hinzuſetzen darf. Ich glaube nicht, daß wir je eine vollkommne Theorie der Träume werden entwerfen können, da die Geburten der Phantaſie ſo unzählig vieler Geſtalten fähig ſind. Wir richten uns zwar im Traume nach den allgemeinen Geſetzen des Denkens und Empfindens; aber doch nur in ſo fern, als ohne ſie die Einbildungskraft gar nicht würken könnte; denn eigentlich hat ſie über die Vernunft faſt in jedem Traum die Oberhand. Wir denken eigentlich im Traume nicht, weil wir ſo denken **wollen**; ſondern weil wir ſo denken **müſſen**, indem die Einbildungskraft unſern Gedanken ihre Pfade vorzeichnet, die ſie mechaniſch nehmen müſſen. Daher iſt eigentlich

jeder

jeder Traum eine Art Raserey, welche aufhört, sobald die Vernunft nur zusammenhängende-Ideenreihen herbeyführt, und unsere Einbildungskraft in engere Grenzen zurückweist, welches durch die Oeffnung der Sinne allemal geschieht.

Der vorher erzählte Traum war unmittelbar durch das Gespräch über Unsterblichkeit entstanden. Daß man sich sterben sieht, wohl gar im Traume gehenkt und geköpft wird ist nichts ungewöhnliches, ob es gleich jedesmal mit einer unangenehmen Empfindung verbunden ist. Daß dem Träumenden aber die Seele als ein Wölkchen erscheint, läßt sich wohl aus einer Jugendidee erklären, indem sich Kinder, auch wohl erwachsene Leute die Seele als ein Wölkchen oder Flämmchen vorzustellen pflegen, — weil man doch immer gern ein wenigstens luftiges Bild von einer Seele haben will. Der Gedanke: du vergehst ganz, mußte natürlicher Weise sehr bange Gefühle erzeugen, die keinem überhaupt fremd seyn können, welcher einmal über die Möglichkeit eines gänzlichen Vergehens nachgedacht hat.

Daß die Seele während des Traums einer größern Würksamkeit und Vergleichungskraft als im Wachen fähig sey, und mithin im Traum Ahndungen von zukünftigen Dingen bekommen könne, wie einige behauptet haben, ist ein höchst unpsychologischer Satz. Wir denken im Traum nach allgemeinen und unläugbaren Erfahrungen gewöhnlich viel

unordentlicher, als im Wachen, und sind daher in jenem Zustande weniger als sonst zum Erfinden und Erfahren neuer Begriffe aufgelegt. Auch wär es sonderbar genug, daß sich so wenig Menschen aus ihren Träumen jener größern Würksamkeit der Seele erinnern könnten, und daß die Natur grade diese größere Würksamkeit der Seele vor uns selbst verborgen haben sollte.

3.

Materialien zu einem analytischen Versuche über die Leidenschaften.

Bonnet schrieb einen analytischen Versuch über die Seelenkräfte. Er zergliederte darin die Anfänger des menschlichen Denkens, wie man die einzelnen Theile eines Körpers anatomirt, er suchte die ersten Principien der Empfindungen Stückweise auf, und bildete daraus endlich ein Ganzes, welches der Seelenlehre eine ganz neue und sehr interessante Gestalt gegeben hat. Ich wünschte, daß einer unsrer großen Köpfe einen ähnlichen Versuch über die Leidenschaften schreiben möchte. In einem solchen

Versuche

Verſuche müßten die Leidenſchaften gleichſam anatomirt, und in die einfachſten Beſtandtheile der Empfindung und des Wollens zerlegt werden. Er müßte die genaueſten auf beſtimmte Erfahrungen gebauten Gründe enthalten, warum eine Leidenſchaft jetzt ſo und nicht anders entſtand; warum und wie ſie ſich mit andern vermiſchte, umtauſchte, und neue Grade des Wollens hervorbrachte; welcher Grad und warum dieſer Grad von Ideenlebhaftigkeit oder auch körperlichen Einfluſſes erfodert wurde, der Leidenſchaft ihre eigenthümliche Spannung und Reizbarkeit zu geben. Vornehmlich aber müßte ein ſolcher Verſuch zeigen, wie eine jede Leidenſchaft endlich mit einem allgemeinen Princip des Wollens, ſo vermiſchter Natur ſie auch ſeyn mag, zuſammenhängt, und nach demſelben ihre verſchiedenen Geſtalten, Schattirungen und Nüancen erhält. — Daß es ein ſolches allgemeines, und zwar einziges Princip des Wollens giebt, iſt nicht zu läugnen, ſo ſehr auch die alten und neuen Philoſophen in den Hauptzweigen ſeiner Aeußerungen von einander abgehen.

Um aber zu einer ſolchen analytiſchen Kenntniß der Leidenſchaften zu gelangen, müßten wir vornehmlich die Aeußerungen derſelben in ſehr vielen, und auch zum Theil unerwarteten Fällen zu beobachten ſuchen. Dem aufmerkſamſten Pſychologen entwiſchen oft ſelbſt die wahren Gründe eines Phänomens,

wenn er es bloß isolirt betrachtet, und nicht mit sehr vielen andern Phönomenen, äußern und innern Umständen des Denkens, Lagen und Veränderungen mehrerer individueller Zustände des Wollens vergleicht. Vorzüglich, muß er seine Aufmerksamkeit bey gemischten Leidenschaften verdoppeln, und die Differenz richtig zu finden suchen, die für die Natur der Leidenschaft herauskommt, wenn er das Passive von dem Activen abzieht.

Wir haben sehr viel Theorien *) über die Leidenschaften, aber wenige berühren den eigentlichen Calculus der Empfindungen, welcher sich auf die kleinsten und ersten Elemente und Schattirungen der Leidenschaften erstreckt. Sie sind gemeiniglich zu allgemein, zu compendiorisch, als daß sie analytische Theorien genannt zu werden verdienten; vornehmlich aber haben sie den Fehler, daß ihre Verfasser nicht Anatomen genug waren, um das ganze Gebiet der Empfindungen, so weit der menschliche Scharfsinn reicht, physiologisch zu beleuchten. Es giebt keine einzige Leidenschaft, die nicht einen genauen Bezug auf unsern Körper und seine Bauart hätte. Alles Wollen wird durch den Einfluß des Bluts, der Lebensgeister, des Nervensafts und der körperlichen Ideenassociation bewürkt, und wir werden

*) Worunter die Preisschrift des Hrn. Cocsius ohnstreitig die vorzüglichste ist.

den daher ohne eine genaue Kenntniß des menſchlichen Körpers nie eine analytiſche Theorie der Leidenſchaften erwarten können. Von dieſer Seite her iſt überhaupt die Pſychologie noch wenig bearbeitet, ob auch gleich hievon Verſuche genug vorhanden ſind. Wenn wir erſt mit den feinſten Graden der Blutbewegung, die zum Anſtoß einer Leidenſchaft erfoderlich iſt, mit den innern Eigenſchaften der Nerveneindrücke und dem Zuſammenhange materieller Ideen mit gewiſſen Gemüthsbewegungen, und überhaupt mit dem phyſiologiſchen Theile der Leidenſchaften bekannter ſeyn werden, dann werden wir das Spiel derſelben und die ganze Theorie ihres Würkens wie eine Aufgabe der Experimentalphyſik berechnen können, wenn uns auch dabey immer noch der Uebergang von Materie zum Bewußtſeyn, oder von Bewegung zu Idee ein Geheimniß bleiben ſollte.

Ich habe mir vorgenommen, in dem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde nach und nach Materialien zu einem analytiſchen Verſuche über die Leidenſchaften zu ſammeln. Ich kann bey dieſer Sammlung ſelbſt noch keine Rückſicht auf eine ſyſtematiſche Ordnung nehmen, die jetzt ohnedem auch noch bey den erſten Anfängen dieſer Materialien unnütz ſeyn würde. Ich liefere ſie ſo, wie ſie ſich mir darboten, und überlaſſe einem künftigen Syſtematiker, ſie nach ſeinen Abſichten zu ordnen. Wenn ich bisweilen

hiebey meine Ideen über die Moralität einer Leidenschaft geäußert habe; — so scheint dies nun eigentlich nicht grade zu Materialien zu gehören, allein es scheint nur so; indem wir keine Leidenschaft ohne einen gewissen moralischen Bezug auf unser Seyn denken können, sobald wir sie als eine Willensäußerung eines vernünftigen Wesens denken.

Eigentlich hätte ich wohl von der Selbstliebe anfangen sollen, da sie nach einer genauen Zergliederung unsrer Empfindungen, als der erste physische und moralische Wollenstrieb unserer gesamten Thätigkeit angesehen werden muß; aber ich sage noch einmal, daß bey Sammlung bloßer Materialien noch nicht die Frage ist, ob sie in einer gewissen Ordnung liegen müssen. Auch könnte ich noch hinzusetzen, daß erst nach einer genauen Anatomie der Leidenschaften die Selbstliebe in der Theorie der Empfindungen als das erste Princip des Wollens erscheine, und als ein solches erkannt werden müsse, was auch die Vertheidiger der selbstständigen wohlwollenden Gefühle dagegen sagen mögen.

P.

Neid — Mißgunst —

Zu den an sich unangenehmen Gemüthsbewegungen, die in Rücksicht eines vernünftigen Wesens außer

außer uns und gegen daſſelbe entſtehen, rechnen wir den Neid. Wir beneiden einen andern, wenn wir ihm die Vorzüge ſeiner Ehre, ſeines Standes, ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Lebensart und ſeines Glücks überhaupt nicht wünſchen; ſondern ſie gern ſelbſt beſitzen möchten; welches letztere ſonderlich der Charakter des Mißgünſtigen iſt. An ſich iſt der Wunſch des Selbſtbeſitzens nicht allemal mit dem Neide verbunden. Es giebt ſehr viele Fälle, wo wir einem andern ſeine Vorzüge nicht gönnen, ſie uns aber auch nicht ſelbſt wünſchen, weil wir das läſtige, Unbequeme und Gefährliche davon fürchten, oder auch unſer Ungeſchick dazu — was doch ſeltner der Fall iſt — einſehen; oder wir können auch mit unſerm Zuſtande ſo zufrieden ſeyn, daß wir das Glück eines andern zu wünſchen, keine Urſach haben. Sehr oft geſchieht es auch, daß wir einen andern gleichſam in der Seele eines dritten beneiden. Z. B. eines guten Freundes, welcher nach unſrer Meinung das Glück des erſtern viel mehr verdient hätte.

Uebrigens mögen wir aber den Neid betrachten, von welcher Seite wir wollen; ſo liegt allemal Selbſtliebe, Selbſtintereſſe bey ihm zum Grunde, ſo verſteckt es auch auf unſere Leidenſchaft würken mag. Wenn wir einem andern ſeine Vorzüge nicht gönnen, ſie uns auch ſelbſt nicht wünſchen; ſo werden wir doch dabey von einer dunkeln, uns

täuschenden Vorstellung von den Vorzügen jenes Glücks geleitet, wodurch der andre mehr Gewicht und Ansehn, wenigstens zu bekommen scheint, als wir ihm wünschen, und wir wünschen ihm dieses vermöge jener dunkeln Vorstellung nicht, weil wir eine Verdunkelung unsrer Vorzüge, eine Herabsetzung unseres Ichs, wenigstens in unsrer Einbildung, befürchten.

In den allermeisten Fällen wünschen wir uns aber wirklich in den Besitz der Vorzüge, die ein anderer vor uns voraus, oder auch gemein hat — denn wir denken uns die seinen immer größer, als sie sind, — der Neid erhöht eben so leicht das Glück des andern in der Einbildung, als er sich quält, das Bild jenes Glücks zu verkleinern. Wir denken uns lebhaft in die glückliche Lage des andern hinein, ob gleich der andere das Angenehme und Reitzende derselben hundertmal weniger empfinden mag, als wir von ihm glauben. Wir setzen uns in die Stelle desselben; — denken uns, wie wohl ihm zu Muthe seyn müsse, wenn er Ehrenbezeugungen und Lobsprüche einärndet, Gelder einstreicht, die Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ruhig und nach Gefallen genießen kann, mit angesehenen Leuten umgeht, mächtige Gönner und Freunde hat, Freude an seinen Kindern erlebt. — Wir denken uns gleichsam in die Seele des Mannes, den keine Sorgen drücken, der von keinen trüben Aussichten in die

Zukunft

Zukunft beunruhigt wird, deſſen Plane alle glücklich von ſtatten gehen, anſtatt daß vielleicht kein einziger von den unſrigen zu Stande kommt. Dieſes Sichhineindenken in die glückliche Lage eines andern, und der dunkle oder deutliche Vergleich derſelben mit der unſrigen iſt allemal der erſte Anfang jedes neidiſchen und mißgünſtigen Gefühls, ſo wie die Fortſetzung deſſelben Gefühls davon abhängt. Je eitler, eigennützіger, ehr- und geldgeiziger wir ſind, deſto ſtärker werden wir von dem Glücke eines andern zum Neide und zur Mißgunſt gereizt werden, und dieſer Neid wird oft in wirklichen Haß übergehen, wenn uns gleich der andere nie beleidigt, ſondern ſogar Wohlthaten erwieſen hat.

Unſer Neid wird uns gerecht dünken 1) wenn der andre ſeine Vorzüge nicht zu verdienen ſcheint, 2) wenn wir ihm ſeine erhabnen Eigenſchaften des Geiſtes, ſeine Talente beneiden.

Im erſten Fall wird der Dummkopf, der ſich vor uns emporgeſchwungen, und durch ein günſtiges Geſchick viel mehr äußere Vortheile und Vorzüge erlangt hat, als wir durch unſere Verdienſte je erreichen werden; der Reiche, welcher ohne eigenen Fleiß und Anſtrengung, vielleicht durch einen ungefähren Zufall, vielleicht auch durch einen ehrloſen niederträchtigen Streich ſein Glück gemacht hat; der geehrte und gerühmte Mann, welcher durch allerley Kunſtgriffe und liſtige Mittel den erſchlichenen

Beyfall

Beyfall der Großen und der Menge genießt; der Fremdling, welcher in seinem Vaterlande nichts galt und gelten konnte, uns Aemter und Würden nimmt, die wir eher zu verdienen glaubten, — unsern ganzen gerechten Neid zu verdienen scheinen, und das um so viel mehr, je eine größere Idee wir von unsern Talenten und Verdiensten hatten, und je mehr unsere Absichten und Schicksale mit den seinigen in Collision kamen.

Im zweyten Fall kommt uns der Neid gerecht und billig vor, weil wir den andern um eines Seelenguts willen beneiden, was sich ein jeder Mensch vorzüglich wünschen muß. Die Wichtigkeit des gewünschten Gutes scheint die Leidenschaft des Neides wirklich zu rechtfertigen, und dieser Neid scheint uns wieder Ehre zu machen, weil das ein vortrefflicher Mensch seyn muß, der die erhabnen Eigenschaften des Geistes eines andern zu besitzen wünscht, und weil wir voraussetzen können, daß jener Neid ihn antreiben werde, sich eben so auszubilden. Auch können noch andere hinzukommende Empfindungen in uns den Neid rechtfertigen; — ein edles Gefühl der Reue, daß wir es noch nicht so weit gebracht haben; — eine menschenfreundliche Begierde, daß wir eben so viel Nutzen wie jener durch seinen Kopf stiften möchten u. s. w.

Man rechnet zur Natur dieser Leidenschaft nicht ohne Grund das Bestreben, dem, den wir beneiden,

den, in seinem Glücke hinderlich zu seyn, ihm den Genuß desselben zu verbittern, seine Eigenschaften zu verkleinern, seine Freunde gegen ihn einzunehmen u. s. w. ob dies gleich eigentlich mehr die Natur der Mißgunst ist. Der eigentliche Neid bey edlen Menschen geht gewiß so weit nicht; aber demohnerachtet läßt sichs selbst bey einem edlen Charakter wohl denken, daß er eine gewisse überraschende Freude empfindet, wenn der Beneidete Hindernisse seines Glücks antrift. Diese Freude ist eine psychologische Folge der Leidenschaft, über die kein Mensch in dem Augenblick der Ueberraschung Herr seyn kann. Sie scheint uns gleichsam eine Genugthuung für das Mißvergnügen zu seyn, welches wir über die Vorzüge eines andern empfanden, und wir können uns ihr in gewissen Augenblicken, wenn wir nicht über unsere Zunge und Ausdrücke wachen, so sehr von ihr hinreissen lassen, daß wir in Gefahr gerathen, von andern für sehr schlecht gehalten zu werden, so rein auch unser Charakter seyn mag. Sonst treffen wir hierbey einen frappanten Unterschied in dem Benehmen eines verständigen, gebildeten uno moralischen Mannes, und eines rohen, ungebildeten und unmoralischen an. Jener wird seinen Neid zu verbergen suchen, wird ihn nicht durch Verläumdungen und Verkleinerungen des andern an den Tag legen, und selbst Mitleiden mit dem Beneideten haben, wenn er unglücklich werden sollte; dieser wird mit einer triumphirenden Miene

von

Nach dieſen allgemeinen vorausgeſchickten Sätzen, will ich auf einzelne pſychologiſche Phönomene kommen, welche man bey den Neidiſchen und ſeiner Leidenſchaft bald mehr bald weniger zu bemerken Gelegenheit hat.

a) Der eigentliche Neid ſetzt eine gewiſſe Gleichheit oder Aehnlichkeit des Standes, der Geburt, der Lebensart und des Geſchlechts in den meiſten Fällen voraus, wenn er gegen einen andern entſtehen ſoll, weil nehmlich in dieſen Fällen nicht nur die menſchlichen Wünſche und Plane am leichteſten collidiren, ſondern weil wir auch das Verdienſt des andern genauer abwägen zu können glauben. Wir beneiden eigentlich einen Monarchen, der viele Heere und Länder hat, nicht, weil jene Gleichheit oder Aehnlichkeit fehlt, weil wir ſein Glück unmöglich erreichen können, und weil unſere Ehre, Wünſche und Geſchäfte ſelten mit den ſeinigen in Colliſion kommen, oder auch weil ein gewiſſes helles, oder auch dumpfes Gefühl von Ehrerbietung den Neid zurückhält; hingegen beneidet der Gelehrte den Gelehrten, der Künſtler den Künſtler, der Handwerker den Handwerker, weil tauſend Fälle zuſammentreffen können, wo ſich ein beiderſeitiges Intereſſe durchkreuzt, und eine dem andern im Wege ſteht. Ich rechne zu dieſem Handwerksneide; — ein Wort, welches ich eben ſo gut von dem Gelehrten Neide gebrauchen kann ꝛc. — vornehmlich eine

muß, und ſich nicht gern unter den andern in Abſicht ſeiner tugendhaften Handlungen ſetzen wird. Hiezu kommt noch der Gedanke: daß der andere Tugendhafte nicht durch bloßen Zufall, durch ein unverdientes äußeres Geſchick, ſondern durch eigene Anſtrengung, eigenen Fleiß das iſt, was er iſt, und alſo das zu ſeyn verdiene, was er iſt, was bey einem äußern Glück uns ſo ſelten der Fall zu ſeyn ſcheint. — — Noch mehr aber der Gedanke, daß wir ihm, wenn ſeine Tugend auch ſehr beneidenswerth ſeyn ſollte, hierin ähnlich werden können, wenn wir nur wollen. Ueberhaupt nimmt der Neid gemeiniglich in dem Grade ab, als wir das Glück des beneideten leicht erreichen zu können glauben — als überhaupt mehr jenes Glück von unſerm freyen Willen abhängt.

Wir können den Charakter eines andern beneiden, allein deswegen beneiden wir die Tugenden des andern noch nicht, — weil dieſe immer ſchon eigentlich mehr von unſerm freyen Willen abhängen, jener hingegen nie ganz von dem bloßen Willen des Menſchen abhängen kann. Wir wünſchen uns oft den ruhigern, feſtern und unerſchütterlichen Charakter, die zufriedenere Art zu handeln, die wir an einem andern bemerken, beſonders wenn wir von der Lebhaftigkeit unſrer Leidenſchaften hin und her geworfen werden, und wenn dieſe Lebhaftigkeit uns leicht zum Vorwurf oder Schaden gereichen kann.

Nach

Empfindungen überhaupt, und ihres Intereſſes an tauſend eiteln Wünſchen insbeſondere. Schon ein beſſerer Putz, ein tieferes Compliment, das eine andere bekommt, kann den Neid mit allen ſeinen Qualen in ihnen erzeugen, Schönheit, Gabe der Coquetterie, Anbeter, Schmeicheleyen, Liebe und Eheglück ſind eben ſo viel Veranlaſſungen zu jener Leidenſchaft, die ſie öfterer, als bey Männern geſchieht, zu dem giftigſten Haſſe verleiten kann. Ich glaube mich nicht zu irren, daß die meiſten Feindſchaften zwiſchen Frauenzimmern einen wenigſtens entfernten Grund in dem Neide haben, und daß die Veränderlichkeit ihre Freundſchaft unter einander ſowohl, als die Mediſance in ihren mannigfaltigen Geſtalten ſich von ihm vornehmlich herſchreibt.

(Die Fortſezung folgt.)

4.

Der philoſophiſche Landchartenhändler.

Am 10ten Merz dieſes Jahrs kam ein Landchartenhändler zu mir, und bot mir Landcharten an. Da er diejenigen nicht mehr hatte, welche ich wollte, bot

bot er mir Malers Anleitung zur Algebra an. Ich antwortete ihm, daß ich sie nicht nöthig, indem ich schon ein solches Buch habe. „Welches“? fragte er. Ich. Clemms — und — Er. Clemms ist nicht so vollständig und deutlich, als Malers. Ich. Ich habe auch ein vollständigers. Er. Etwa Wolffs? Ich. Nein, Eulers. Er. So — das kenne ich auch. Ich. Versteht er denn die Algebra, mein Freund? Er. Den Maler da verstehe ich, auch den Wolff und Clemm. Ich. Wer hat Ihn denn die Algebra gelehrt? Er. Ich habe, halt! keinen Lehrer darin gehabt, sondern sie selbst gelernt. Ich. Wer hat Ihm denn die Bücher dazu gegeben? Er. Ich bin nach und nach dazu gekommen. Ich. War Ihm denn die Algebra nicht zu schwer? oder hat Er vorher einen andern Theil der Mathematik gelernt? Er. Zuerst hab ich Hübners Geographie bey einem Kiefer, der auch ein Freund von Büchern war, gesehen, um die ich ihn gebeten und sie gelesen habe. Ich. Hat Er denn auch Landcharten dabey gehabt? Er. Anfangs keine. Aber da ich im Buche fand, daß man Landcharten dazu haben müsse, so ruhete ich nicht, bis ich einige auftrieb. Dann las ich den ganzen Hübner, und suchte die Länder, Städte und Dörfer ꝛc. auf. Aber die Striche und Linien machten mir am meisten zu schaffen. Und doch hätte ich diese gern vor den Ländern kennen gelernt. Ich. Wie lernte Er denn endlich dieselben kennen? Er.

Ich fand bey dem Buchbinder, der mir alte Landcharten gab, Reccards Lehrbuch, und Pfennig's Geographie, und daraus lernte ich sie kennen. Endlich sahe ich ebendaselbst auch Büsching's Geographie, und fragte ihn, wo man sie haben könne? Er wieß mich an einen Antiquarius, wo ich mehrere Theile davon wohlfeil bekam, und nun, so viel mir möglich war, darin studirte. Ich. Hatte er denn schon Landcharten genug? Er. Nein, aber ich ruhete nicht, bis ich so viel hatte, als ich brauchte. Ich. Wo nahm Er denn das Geld dazu her? Er. Ich entlehnte es — und als die Zeit kam, daß ich es wieder heim geben sollte, ging ich in der Gegend herum, und suchte meine Landcharten und Bücher wieder zu verkaufen. Ich verkaufte sie auch wirklich so gut, daß ich alles entlehnte Geld wieder heimgeben konnte, und noch etwas übrig behielt. Davor kaufte ich mir neue Landcharten, und da ich sie gebraucht hatte, verkaufte ich sie wieder. Und so gerieth ich auf diesen Handel. —

Jetzt schlug meine Schulstunde. Ich brach daher die Unterredung mit dem Verspruch ab, daß ich ihm das nächstemal mehr abkaufen wolle, worauf er seines Wegs, und ich in meine Schule ging. Gegen Abend aber wurmte mir der Gedanke: „Du „möchtest doch diesen besondern Mann noch weiter „ausforschen". Ich ließ also sehen, ob er noch hier wäre, und ihn ersuchen: er möchte nochmals

mit

mit einigen Landcharten zu mir kommen. Endlich kam er, und entschuldigte sich, daß er nicht eher gekommen seye, weil er in seiner Schlafkammer gelesen, und der Wirth gemeynt habe, er seye schon fort. Ich. Was hat Er denn gelesen. Er. Hier Wolff's Logik. (Er zog sie aus der Tasche.) Ich. Wie gefällt sie Ihm? Er. Recht wohl. Ich. Warum? Er. Weil sie so deutlich ist. (Wir discurirten lang von dieser Logik, und er erzählte mir, daß er alle deutsche Schriften von Wolff habe.) Ich. Hat Er auch andre Logiken gelesen? Er. Ja — Reimarus — Feders — aber in der letztern haben mir die angebohrnen Begriffe, die er behauptet, Zweifel gemacht. Ich. Feder behauptet keine angebohrnen Begriffe, wie er hier, (ich zeigte ihm die Stelle) selbst lesen kann. Er. Es ist wahr. Ich habe mich confundirt, und gemeynt, Feder behaupte selbst das, was er hier in der Note von andern anführt. Sonst gefallen mir Feders Bücher, besonders seine Untersuchungen über den menschlichen Willen, recht wohl. Nur ist mir seine Logik, Metaphysik ꝛc. zu kurz: auch bin ich nicht überall gleicher Meynung mit ihm, besonders bey der Seelenvereinigung mit dem Körper. Ich. Welche Meynung nimmt Er denn an? Er. Leibnizens vorherbestimmte Harmonie. Ich. Hält Er Leibnizen für den Erfinder derselben? Er. Ja. Ich. Geulinx hat sie dreyßig Jahre vor Leibnizen in einem Buch, das den Titel hat:

γνῶθι σεαυτὸν, ſchon vorgetragen, auch das Exempel von zwey Uhren gebraucht. Er. (aufmerkſam) So — — Leibniz iſt alſo nicht der Erfinder vorherbeſtimmten Harmonie? Aber — ſie gefällt mir eben doch beſſer, als des Carteſius Meinung, die man — — (ich half ihm ein) die Hypotheſe der gelegenheitlichen Urſachen nennt. Ich. Warum? Er. Weil daraus folgte, daß Gott der Urheber aller Sünden wäre, und das will mir nicht ein. Ich. Was hat Er denn wider die Hypotheſe des phyſiſchen Einfluſſes einzuwenden? Er. Daß ich nicht begreifen kann, wie ein Geiſt in dem Körper würket. Ich. Nimmt Er denn nichts an, was Er nicht begreifen kann? Er. Als Philoſoph nicht. Denn — ein Hauptſatz in der Metaphyſik heißt: nichts ohne zureichenden Grund. Und ein anderer: es iſt nicht möglich, daß ein Ding zugleich ſey, und nicht ſey. (Weil ich ihn bloß ausforſchen wollte, fuhr ich weiter fort:) Welchen Beweis hält Er denn für den bündigſten für das Daſeyn Gottes? Er. Den ontologiſchen und cosmologiſchen. Ich. Wie formirt Er den erſtern? Er. Von Ewigkeit her war etwas, von dem dieſes Univerſum hervorgebracht wurde. Denn, wenn ich nicht annehme, ſo folgt, daß es aus nichts, oder deutlicher, von ſelbſt entſtanden ſey, welches abſurd iſt —. Denn aus nichts wird nichts. Und durch einen Zufall kann es nicht entſtanden ſeyn — denn — nichts iſt ohne zureichende Urſache. Es

bleibt

bleibt alſo etwas Ewiges — oder Gott. Dieſer alte Beweis nebſt dem cosmologiſchen überzeugt mich beſſer, als der neue Mendelsſohniſche.

Unter dieſen Geſprächen wurde es Nachteſſenszeit. Ich erſuchte ihn, mit mir vorlieb zu nehmen, welches er auch nach einiger Weigerung that. Während dem Eſſen fragte ich ihn: wann er denn ſtudire? (Dies Wort brauchte er ſelbſt.) Er antwortete mir: unter dem Marſchiren von Ort zu Ort, wenn es ſchön Wetter iſt, da nehme ich einen Paragraphen, (denn ich lerne vor einen recht verſtehen, ehe ich weiter gehe,) leſe ihn etlichemal durch — ſtecke dann mein Buch wieder in die Taſche, und denke über das Gelesene ſo nach, daß ich meine ſchwere Küſte nicht mehr auf dem Buckel ſpüre. Wenn ich denn einen mathematiſchen oder philoſophiſchen Satz recht im Kopf habe, dann leſe ich weiter. Bey Nacht im Bett repetire ich's, und ſtelle mir dann ganze Seiten von Zahlen, Figuren u. ſ. w. ſo lebhaft vor Augen, wie ſie im Buch ſtehen. Da freut mich's, wenn ich alles ſo deutlich beweiſen kann. Ich. Dies iſt wahrhaftig eine vortrefliche Art zu ſtudiren, die zwar von vielen erkannt, aber von wenigen, beſonders Jünglingen, beobachtet wird. Sonſt würden wir gewiß mehr junge gründliche Gelehrte haben. Manche kommen erſt durch viele Umwege und Fehltritte dahin, wo Er gleich war. Er. (lächelnd) Ja, anders thue ichs nicht, bis ich eine Sache recht

deutlich verstehe. Aber dies hat mich schon viel Kopfverbrechens gekostet, besonders in der Mathematik, die ich vorzüglich liebe. Z. E. in der Trigonometrie konnte ich mich lang nicht in die Sinus und Tangenten finden — aber ich ließ nicht nach, bis ich alles verstand — und — nun gehts, wie geschmiert. Ich habe auch schon selbst ein Büchlein über die Planimetrie und Stereometrie geschrieben, worin ich vieles deutlicher ausgeführt habe, als ich es in manchen Büchern fand. Ich. Hat Er das Büchlein nicht bey sich? Er. Nein — ich hab's zu Bruchsal an einen Geistlichen, der mir's abschwätzte, vor drey Gulden verkauft. Ich. Das ist nicht viel — wenn es gut war. Wie stark war es denn? Er. Es war etwa zwölf Bogen stark. Ich werde es aber, sobald ich Zeit habe, wieder schreiben, denn ich habe es ganz im Kopf, und getraue mirs von Wort zu Wort wieder herauszuschreiben. Ich. Wann hat Er's denn geschrieben? Etwa auch auf der Reise? Er. Nein! Das habe ich zu Hause geschrieben, wenn ich zur Frühlingszeit zu Haus war, und meine Weinberge geschafft hatte. (Er ist ein Weingärtner, wie sein Vater und seine Brüder.) Auch habe ich manches am Sonntage gezeichnet und geschrieben, wenn andre meines Gleichen im Wirthshaus waren. Ich. Warum legt Er sich denn so sehr auf diese Sachen, die er nicht nöthig hat? Er. Weil dies mein einziges Vergnügen ist, wenn

ich

ich allemal wieder einen mathematiſchen Satz herausgebracht habe, und recht deutlich beweiſen kann, o! das freut mich!! Ich. Hat ſein Vater nichts dagegen, wenn er zu Haus ſo viele Bücher lieſt? Er. (lachend:) Nein — er lieſt ſelber gern, aber nur geiſtliche Bücher, die ich ihm allemal mit heim bringe. Von den Meinigen aber mit den vielen Strichen und Buchſtaben will er — nichts. Auch lachen mich andre Weingärtner aus, wenn ſie mich über ſolchen Büchern antreffen. Aber, ich laſſe ſie lachen, und denke, ſie verſtehens nicht beſſer. Mein Bruder lieſt gern in Hübners Zeitungs- ich aber lieber im Naturlexicon. Aber da wird oft auf Walchs philoſophiſches Lexicon gewieſen — und das möchte ich doch auch ſehen!! Ich. Er ſoll es ſehen, ich will's gleich bringen. Doch kamen wir wieder in Diſcurs von ſeinen Weinbergen, der Qualität ſeines Weins u. ſ. w. daß ich vergaß, es gleich zu holen. Ihm aber mochte es wohl nicht aus dem Sinne gekommen ſeyn, denn bald erinnerte er mich wieder an mein Verſprechen. Da ich's brachte, verſchlang er's faſt, und ſagte nach einiger Zeit: dies Buch müſſe er auch haben — nächſtens wolle er ſichs anſchaffen. Ich. Kann Er ſich in ſeinem Geburtsort mit niemand über ſeine Lieblingswiſſenſchaft unterhalten? Kommt Er nicht zum Pfarrer? Er. Nicht viel. Ich glaube auch nicht, daß er ein Liebhaber von der Mathematik und Philoſophie iſt — denn — er läßt

ſich in kein Geſpräch mit mir darüber ein — — —. Ich. Trägt ihm ſein Landchartenhandel auch was ein? Er. Ich bin ſchon damit zufrieden. Denn in den acht Jahren, in welchen ich ihn treibe, habe ich mir doch vom Profit etliche Weinberglen kaufen können, die ich ſelbſt baue, und, wenn dies geſchehen iſt, wieder meinem Handel nachgehe. Ich. Wollte Er mir nicht ſeinen bisherigen Lebenslauf und eine weitere Beantwortung meiner Fragen ſchriftlich aufſetzen? Er. O ja — ich will auch einen mathematiſchen Aufſatz dazufügen — und dann mitbringen, wenn ich wiederkomme. (Erhalte ich etwas, ſo werde ichs bekannt machen.) Indeſſen wurde es ſpät, und er nahm mit den Worten von mir Abſchied, daß er ſein Verſprechen gewiß halten wolle. —

Sein Aeuſſeres verſpricht gar nicht viel. Im Gegentheil hält man ihn für einen einfältigen Mann, wenn man bloß aus ſeinem Geſicht und ſeiner rauhen Sprache urtheilen will. Es beſtätigt ſich alſo auch hier, was Herr Prof. Meiners in ſeinen Briefen über die Schweiz ſchreibt, daß ſcharfe und feurige Augen nicht allemal ein Genie, und matte und ſchwache nicht allemal einen Dummkopf anzeigen.

In den Oſterferien, 1787.

Fried. Wilh. Jon. Dillenius,
Oberpräceptor zu Urach im Wirtemb.

5. Eine

5.

Eine Traumahndung.

Der Herzog von * *, ein Mann von hellem Geist und vielen Kenntnissen, ein pünktlich strenger Freund der Wahrheit — ein ächter christlicher Bidermann unter den Fürsten — schon frühe durch Leiden, und im männlichen Alter durch körperliche Beschaffenheit, bisweilen zur Aengstlichkeit gestimmt — hatte im Jahr 1769, in der Nacht vom 8ten zum 9ten October, die sehr lebhafte Empfindung und Ahndung im Traum: es würde ihm am folgenden Tage ein fürchterliches Unglück begegnen. Sobald er am Morgen seine Familie zur gewöhnlichen gemeinschaftlichen Unterhaltungs- und Lesestunde bey sich versammlet sahe, erzählt er derselben seinen Traum, und die dadurch in seiner Seele erregte Unruhe. Er bittet alle, an dem Tage nicht auszufahren oder auszugehn, weil ihm bange sey, es möchte einem von ihnen ein Unglück begegnen.

Alle scherzen über den Traum, suchen ihm die Aengstlichkeit auszureden, und bitten ihn, nur eine Stunde in dem Lustwäldchen, das nahe am Schlosse liegt, spazieren zu dürfen. Der gute Fürstenvater erlaubt es; alle kommen glücklich nach Hause — und

und lächeln am Abend und in der Folgezeit oft über die durch den Traum ihm verursachte unnöthige Sorge. — —

Ein ganzes Jahr vergeht ihm und seiner ganzen frommen Fürstenfamilie in aller Glückseligkeit und Heiterkeit des Lebens. Im Anfange des Octobers 1770 wird seine Gemahlinn *) von einer Prinzessinn wohl entbunden. Nach der Niederkunft befindet sie sich in erwünschten Umständen, ihre Kräfte nehmen täglich zu, und am 9ten October fühlt sie sich so munter und gestärkt, daß sie zum erstenmal aus dem Wochenbett aufsteht, um eine Stunde im Sopha zu sitzen. Ihrem guten Gemahl eine Freude zu machen, läßt sie ihm sagen: er möge in ihr Zimmer kommen, er würde sie wieder gesund und munter ausser dem Bette finden.

Freudig eilt er die Treppe herunter — aber — indem er in ihr Zimmer tritt — sieht er sie sterben — noch einmal lächelt sie ihm zu — und nun sinkt sie todt in seine Arme. —

In

*) Größe und Güte der Seele waren durch ihren ganzen Charakter verwebt. Von ihren edlen Gesinnungen und christlichen Handlungen, davon ich selbst Jahre lang ein täglicher Zeuge gewesen bin, sind schon manche Beyspiele in den Archiven der guten Menschheit aufbewahrt worden.

Anmerk. d. Eins.

Digitized by Google

In der Minute, da sie ihm die frohe Nachricht geben ließ, hatte der Schlag sie getroffen. —

Genau ein Jahr nachher wurde also erst der Traum erfüllet.

6.

Solamen miseris socios habere malorum.

Wir glauben eine Beruhigung, einen Trost darin zu fühlen, daß andere mit uns zugleich unglücklich sind.

Da ein vernünftiges, mit Wohlwollen geschaffenes Wesen, dergleichen der Mensch ist, eigentlich kein Vergnügen an den Leiden andrer vernünftiger Wesen finden kann *); so fragt sich, worin denn nun eigentlich obige Erfahrung ihren psychologischen Grund hat, und wie die Seele zu diesem Gefühl kommt,

*) Ich spreche hier im Allgemeinen, und also nicht von den einzelnen Empfindungen, welche wir bey dem Unglück derer in uns wahrnehmen, die unsre Feinde sind, oder sonst einen unangenehmen Eindruck auf uns gemacht haben.

Digitized by Google

kommt, welches doch urſprünglich der Rechtmäſſigkeit unſrer Empfindungen entgegen zu ſtehen ſcheint?

Ich glaube, das ganze Phänomen läßt ſich in den meiſten Fällen, die ich freylich nicht einzeln angeben kann, aus der Natur des Mitleidens erklären, obgleich auch noch andere phyſiſche und moraliſche Nebenurſachen, die ich unten angeben will, dabey Einfluß haben können.

Wenn wir ſelbſt leiden, die Leiden mögen nun entweder von uns, oder von andern herrühren; ſo werden gemeiniglich unſere wohlwollenden Empfindungen weicher, lebhafter und ſanfter gemacht. Wir ſcheinen jetzt den Menſchen näher anzugehören, mit ihren Bedürfniſſen, Denkungsarten, Schickſalen in einem genauern Verhältniß zu ſtehen, und fühlen uns geneigt, ihre Leiden, wenn ſie auch vorzüglich ſelbſt daran Schuld ſeyn ſollten, mit mehrerer Schonung und Billigkeit zu beurtheilen, als wir ſonſt zu thun gewohnt waren. Dieſe Weichheit unſrer Gefühle, ſie mag nun entweder in unſerm Körper, oder in der Aſſociation unſrer Empfindungen, oder im Körper und in der Seele zugleich liegen, macht, daß wir bey den Leiden anderer um ſo viel mehr gerührt werden, wenn wir ſelbſt unglücklich ſind. Wir ſcheinen einige Augenblicke unſern eigenen Schmerz zu vergeſſen, indem wir uns den ihrigen vorſtellen — und deſto deutlicher vorſtellen, je mehr alsdenn unſere Gefühle lebhaft ſind. Unſere

Vor-

Vorſtellungen werden von uns auf ein anderes leidendes Object hingewandt, und in dieſer durchs Mitleiden bewürkten Zerſtreuung unſrer Ideen und dem Umtauſch unſrer Gefühle liegt vornehmlich jenes: ſolamen miſeris ſocios habere malorum des alten lateiniſchen Dichters.

Man wende mir nicht ein, daß das Mitleiden ſelbſt eine unangenehme Empfindung ſey, und weil es ſich auf die Idee eines uns dargeſtellten leidenden Objects gründe, dadurch unmöglich eine verminderte Vorſtellung meines eigenen unglücklichen Zuſtandes hervorgebracht werden könne. Die Natur des Mitleidens beſteht in einer gemiſchten Empfindung, ſo wie die meiſten Affecten, die ſich auf Gegenſtände auſſer uns beziehen; nehmlich in einem wirklich unangenehmen Mitgefühl mit dem Unglücklichen, indem wir uns in ſeine Stelle hineinſetzen, und uns für ihn intereſſiren; und in einem wehmüthigen Bewußtſeyn dieſer Empfindung und ihres moraliſchen Werths, wodurch wir gleichſam in jedem Moment der Empfindung uns für belohnt halten.

Das wirklich unangenehme Mitgefühl iſt wieder nicht ganz eine reine Empfindung, indem es allemal erſt durch eine ſchnelle Vergleichung unſeres Zuſtandes mit dem eines andern, alſo in einem, obgleich oft verſteckten Bezug auf uns ſelbſt entſteht.

Wenn

Wenn wir auf uns genau Acht geben, kann es uns nicht schwer werden, zu bemerken, daß in dem Mitleiden, sonderlich bey feinen, gebildeten Seelen, eine Art Wollust liegt, die uns oft so gern und so lange bey den Gedanken an einen Unglücklichen verweilen läßt, besonders wenn wir selbst etwas zur Traurigkeit geneigt sind, und der Unglückliche uns interessirt. Wir hören einem Klagenden oft lieber zu, als einem Frölichen. Wir fühlen es deutlich, wie sich bey jenen unsre Empfindungen immer mehr heben, sich immer mehr zu ihm hindrängen. Endlich ergießt sich die Thräne des Mitleids aus unserm Auge, und es ist uns sehr wohl bey diesem Opfer, welches die Natur der leidenden Menschheit bringt.

Diese wohlthätige Empfindung der Seele, die den Menschen so weit über das Thier hinaushebt, mag nun entstehen woher sie will, aus dem stillen Bewußtseyn: daß wir jetzt eine sehr wichtige, sehr heilige, den Bedürfnissen der Menschheit so angemessene Pflicht ausüben; oder daher, daß wir uns, obwohl auf eine dunkle Art, vorstellen, wie wohl es uns war, wenn andere Mitleiden mit uns hatten, oder aus einer geheimen sympathetischen Bewegung unsrer Nerven, oder aus andern Ergüssen des Herzens und Geistes, genug, es bleibt allemal ein süsser Schmerz, und dieser ist es, welcher uns unsere eigenen Leiden selbst versüßen hilft, wenn wir uns neben

neben uns andre Unglückliche denken, zumal wenn wir in unsern Schicksalen mit den ihrigen etwas homogenes haben.

Jene aus der Vorstellung eines andern Unglücklichen entstandene Zerstreuung unsrer Vorstellungen, wodurch unsre Aufmerksamkeit von uns selbst abgewandt wird, verbunden mit dem süßen Gefühl des Mitleidens, würde ich daher immer für die vornehmste Ursach der stillen Beruhigung halten, welche wir in uns wahrnehmen, wenn andere mit uns zugleich leiden.

Doch ich bin weit entfernt, dies als die einzige Ursach dieser Erfahrung anzugeben. Eine geistige Kraft, dergleichen die menschliche Seele ist, wird durch so erstaunlich viel innere Modificationen verändert, daß der Psychologe eigentlich selten mit völliger Evidenz sagen kann: dies — und nur dies allein ist der Grund dieser und jener psychologischen Erscheinung!

Der Gedanke, daß uns in diesen und jenen Fällen ein Unglück nicht allein und vielleicht auch nur weniger trift; daß diese und jene schiefe Beurtheilung, ein uns zugedachte Schmach nicht allein auf uns fällt; daß mehrere Unglückliche auch für uns zugleich eine größere Sensation mit erregen, unsern Zustand in ein helleres Licht setzen, und sich für uns interessiren werden; daß ich bey den Un-

glücklichen ein größeres Mitleiden mit meiner Noth wahrnehme; daß größere, reichere, angesehenere Männer dem Schicksal so gut wie ich unterworfen sind; daß wir unsre Leiden gleichsam vervielfältigt sehen, — diese und mehrere Nebenvorstellungen können uns in etwas zu beruhigen scheinen, wenn andre mit uns zugleich unglücklich sind. Weniger oder eigentlich gar nicht beruhigend sind für uns dergleichen Gedanken, wenn wir mit andern zugleich von einem körperlichen Schmerz leiden.

7.

Allgemeine Betrachtungen über Sprache.

Die Sprache ist die Uebereinstimmung der Menschen, durch gewisse bestimmte Zeichen gewisse Dinge zu bezeichnen, und ihre Gedanken deutlich und bestimmt auszudrücken. — Dieser Begriff läßt sich leicht auf einzelne Sprachen anwenden; so ist die deutsche Sprache die Uebereinstimmung der deutschen Völker, einander ihre Gedanken durch dieselbe Ausdrücke deutlich und bestimmt erkennbar zu machen. Alle Sprachen kommen darin überein, daß sie dieselbe Sachen durch verschiedene Zeichen bezeichnen.

Die

Die Nothwendigkeit der Sprache erhellet aus der Nothwendigkeit einer menschlichen Gesellschaft und ihrer Bedürfnisse. — Die ersten festgesetzten Gedankenzeichen litten bald Abweichungen, und dies aus verschiedenen zufälligen Umständen; Zeit, Ort, Interesse, Verbindung u. s. w. machten sie nothwendig; auch die Menschen drücken dasselbe Bedürfniß, dieselbe Idee nicht immer auf dieselbe Art aus; nicht alle haben einerley Bedürfniße; jeder fast hat seinen eigenen Gesichtspunkt — fodert auf eine andere Weise Befriedigung seines innern und äußern Dranges u. s. f.

Eine allgemeine Sprachlehre würde die allgemeinere Regeln zu sprechen enthalten, die leicht auf alle besondere Sprachen angewandt werden könnten. Die besondere lehrte ihr eigenes, ihre besondere Ausnahme der allgemeinen Regeln; die allgemeine diente zu einer Einleitung in die untergeordneten mannichfaltigen Sprachlehren, ohne Hinsicht auf die besondern Nationalabänderungen. Obwohl die Verschiedenheit der Sprachen manchen Vortheil und Rechtfertigungsgrund für sich hat, so würden wir vielleicht doch schon weitere Fortschritte in unsern Bemühungen um Aufklärung und in der Annäherung an unsere Bestimmung gemacht haben; es würde mehr Uebereinstimmung, mehr Einigkeit und Einheit der Charaktere der Menschen — weniger Vorurtheile, Partheisucht, feindliche Gesinnun-

gen und listigkeit, — aber desto mehr liebe, Wahrheit und Offenheit unter den Menschen herrschen, wenn diese nicht — oder nicht so mannichfaltig wäre. Doch labt sich unser Trieb nach Vervollkommung auch öfters an ihr: wir forschen nach dem Genius der Sprache: wir suchen daraus den Charakter der Nation annähernd zu bestimmen; wir sehen, wie weit die Denkart der Menschen von einander abgehet, oder sich vereinbart, und wo — in welchen Abstuffungen — nach welchen Gründen; da lernen wir kennen, in welchem Grad der Kultur und Vollkommenheit eine Nation steht; denn Verbesserung der Sprache ist eine Stufe der Landsaufklärung; dahin gehören auch die Bemühungen, eine Sprache Wortreich, nachdruck- und Bedeutungsvoll — angenehm, fließend und leicht zu machen, sie von Verunstaltungen und nichts bedeutenden oder inkonvenienten Ausdrücken zu säubern.

Die Sprache ist der Abdruck der Gedanken: die Zeichen der Gedanken können nun mittelst eines festgesetzten Tones, oder mittelst festgesetzter mit der Feder gemachten Züge (Schriftzeichen) andern verständlich gemacht werden. Die erste Art wird in der Leselehre abgehandelt; die zwote in der Rechtschreibungslehre, und so wären also die zwo Hauptabtheilungen einer allgemeinen Sprachlehre gemacht; um deutlich und zusammenhängend zu seyn, müßten dann die Gegenstände nach ihrem Ursprung

ſprung — Ableitung — Aehnlichkeit u. d. einander untergeordnet und zuſammengeſtellt werden.

Die pantomimiſche Zeichen oder die Geberden des Körpers ſind noch ſehr willkührlich und unbeſtimmt. Indeß iſt doch gewiß, daß die Pantomimenſprache die erſte war. Für die erſte Menſchen, die noch keine beſtimmte Töne und Worte hatten, konnte die regelloſe, ſchwer zu firirende Stimmenſprache alleine nicht hinreichend ſeyn; ſie nahmen die Geſichtszüge, die übrigen körperlichen Aeuſſerungen zu Hülfe; dieſe waren ihnen auch geſchickter, natürlicher, angemeſſener, die Bedürfniſſe ſetzten ſie von ſelbſt in Bewegung. Gebehrdenſprache iſt die natürlichſte; denn die Wortſprache entſteht nur dann erſt, wann der Menſch anfängt in Geſellſchaft zu leben — wann ihm eine Menge von Bedürfniſſen nothwendig wird; wann es Bedürfniß wird, ſeine Gedanken dem andern zu offenbaren, ſeine durch das geſellſchaftliche Leben erzeugte Begierden, Triebe, Verhältniſſe und Nothwendigkeiten zu befriedigen, ſeine durch eben dies geſellſchaftliche Beyſammenſeyn entſtandene Pflichten zu erfüllen, ſich über Intereſſe und Konventionen mit andern zu verſtehen; wann der Menſch nun allmählig beginnt, Lüſte zu nähren; wann es dadurch erſt nothwendig würde, Hülfe und Rath zu ſuchen, und alſo Menſch und Menſch wie eins — unzertrennlich — unentbehrlich würden; da müßte

ihnen nothwendig die Pantomime zu langweilig, zu ermüdend, zu unbequem seyn; man verließ diese Sprache, und fing an, Töne dafür zu gebrauchen; man sah den Unbequemlichkeiten durch ihre Anwendung und Festsetzung meistentheils abgeholfen, und suchte stufenweise sie so viel als möglich allgemein zu machen, welche ihnen die geschickteste — die deutlichste schienen, und die mit der anzuzeigenden Sache die größte Aehnlichkeit hatten, diese wählten sie zum Ausdrucke. Nachahmung war also wohl der Bestimmungsgrund eines grossen Theils der Worte. Die übrigen haben ihren Grund in gelegentlicher oder nothwendiger Zusammenkunft aller — besonders auffallender — frappirender Umstände. Also da erst unter jenen Verhältnissen ward Stimmsprache Trieb und Drang, und mit ihrer Anwachse ward dieser Drang auch stärker, entwickelte sich immer mehr, wurde immer reichhaltiger — verständlicher — nachdrucksamer — angemessener — gesetzmäßiger — harmonischer, und die Ausdrücke artikulirter — allgemeiner — stäter.

Pantomimen in einer fixirten Einschränkung und Bestimmtheit, wie die Töne, würden eben so deutliche Gedankenzeichen seyn. Zuverläßig ist es, daß stärkerer Nachdruck in ihnen liegt, daß sie geschickter — anschauender und natürlicher sind, um die Sachen wahrer und die Bedürfnisse in ihrer mehr oder minder dringenden Befriedigung vorzustellen;

Digitized by Google

ſtellen; ſo wie wir noch immer, um energiſcher uns auszudrücken, und den Grad der Empfindungen deutlicher und ſinnlicher zu bezeichnen, unſere Sprache mit Gebehrden des Körpers begleiten. Eine Bewegung des Körpers würde ſchon den ganzen Gedanken mit einem großen, lebhaften Ausdruck bezeichnen, da wir jetzt durch eine Reihe von Buchſtaben — Sylben und Worte erſt an das Ende der Vorſtellung gelangen. Sogar müſſen wir in der Seele das ganze einer Idee nur mittelſt der Verbindung einzelner, mit Worten verknüpfter Begriffe bilden; da hingegen ohne dieſe Sprache jeder unſerer Gedanken eine totale momentane Vorſtellung und ein Bild, ein konzentrirter gleichzeitiger Zuſammenhang aller der dahingehörenden Begriffe wäre, ſo wie die Aeußerung der Gedanken eben ſo ſeyn müßte. Aus dieſem folgt, daß die Vorſtellungen geläufiger, gedrängter, lebhafter, und weil die Ueberſicht leichter, der Zuſammenhang deutlicher wäre, ſchneller und richtiger ſeyn müßten.

Es iſt wahr: Worte und ihre ſucceſſive Verbindung ſind Beförderung der Abſtraction und gröſſere Sicherheit vor Irrthum im Urtheile, da in einer ſchnellen Ueberſicht wohl manche Folge, manches Zwiſchenglied der Abſtractionskette unſichtbar bleiben kann; aber da bürgt ſchon für einen guten Theil der deutlich vorliegende Zuſammenhang des Ganzen.

Ich übergehe den Gebrauch der Zeichensprache beym Unterricht der Taubstummen. Nur was insonderheit den Einwurf betrift, wegen der Nichtunterscheidung des Sinnlichen — Sichtbaren vom Abstrakten, und der durch dieselbe Zeichen bedeuteten Sache, bemerkte ich für jetzt das einzige: kann man mit dem Zeichen des unmittelbar bezeichneten nicht noch ein bestimmtes Unterscheidungszeichen von dem mittelbaren und abstrakten Begriffe verbinden, oder auch mit den letztern? Dasselbe Unterscheidungszeichen kann allgemein gemacht und mit jedem dieser Begriffe ohne Abweichung verbunden werden. Hieraus erhellet auch, daß man auch abstrakte Begriffe durch dergleichen pantomimische Zeichen ausdrücken kann; und warum nicht auch ohne das angegebene Hülfsmittel? Denn jeder abstrakte Begriff entstehet aus sinnlichen, die man vergleicht, deren ähnliche — nothwendige oder allgemeine Bestimmungen man zusammendenkt, und daraus einen allgemeinen oder abstrakten Begriff bildet. Könnte man also nicht auch durch pantomimische Zeichen die Folgen und Entwicklung dieser einzelnen Begriffe und so den Weg der Abstraktion bezeichnen, und dann durch ein einziges Zeichen, wie durch ein einziges Wort den Inbegriff dieser Entwicklungen oder den ganzen abgezogenen Begriff ausdrücken? Es ist daher nicht eben nothwendig, ihn erst metaphorisch und bilderisch in der Zeichensprache zu erklären.

Unstrei-

Unſtreitig iſt es, daß die Sprache ſehr viel, ja das meiſte zur Begriffentwicklung — zur Aufklärung und Verbreitung gemeinnützіger Kenntniſſe beyträgt. Das anfangs lallende, dann ſprechende Kind hört neue Worte, und in ihnen neue Begriffe; lernt täglich immer mehrere und neue Sachen kennen, lernt mit dem Fortgange der Sprachen kombiniren — Aehnlichkeiten bemerken — übertragen; es lernt weniger mechaniſch denken, weniger einförmig urtheilen und handeln; es lernt Abwechslungen des Geſchlechts — der Art — und des Individuellen; wird mit mehrern theils ähnlichen, theils kontraſtirenden Verhältniſſen bekannter; geiſtiſche — unſichtbare — abſtrakte Dinge kommen ihm nicht mehr ſo unbegreiflich und nonſenſikaliſch vor; die Zeichen der ſichtbaren — körperlichen — einzelnen Dinge führen leicht zu andern, die mit dieſen was ähnliches, was gemein haben. Wunderbare — ungewöhnliche Dinge frappiren es nicht mehr in dem entſetzenden Grade; bald kann es ſelbſt deutlich — endlich unvermerkt unterſcheiden, was es hört, ſieht und empfindet. Von ihrem weitern Gebrauch und Nutzen in der menſchlichen Geſellſchaft, wäre es überflüßig, was zu ſagen. Sprache iſt der Anfang zur Bildung des Menſchen; ihr Fortgang, ihre Entwicklung iſt Entwicklung des Herzens und des Verſtandes, iſt Entwicklung eigenen Kraftgefühls; eben ſo unentbehrlich und intereſſant ſchreitet ſie mit dem Menſchen durch alle Le-

bensgrade fort. Ohne Sprache, würde der Greiß wohl mehr als das lallende Kind in der Wiege seyn? würde der Mensch wohl viel zum Voraus vor dem Orangoutang und desselben Handlungstrieb haben? Dies ist freylich nur Frage — Frage wie die: ob Sprache wirklich ein zuverläßiges — wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Menschen und Thiere ist? aber aus Mangel der Sprache einem Thier das Menschliche absprechen, wäre das eben darum nicht zu viel geschlossen? Sprache ist ein nur die gesellschaftliche Lebensverbindung erst nothwendig gemachtes Bedürfniß, und sonst keine, als nur eine durch Despotie eingeschränkte aber erzwungene und dringende Zweckensphäre mußte nothwendig an der Sprache, besonders an der Stimmsprache, eine Stütze finden.

J. L. A. Schlichting.
Alumnus im K. K. General-Seminarium in Wien.

Noch

Digitized by Google

8.

Noch etwas über Ahndungen.

So wenig ein Ahndungvermögen mit den Begriffen ſtreitet, die wir uns gewöhnlich von der Seele machen; eben ſo wenig Widerſpruch findet bey dem ſogenannten Melden ſtatt. Wir kennen die Kräfte des Weſens, daß wir Seele nennen, alle noch zu wenig; wir hängen noch zu ſehr am Körper, als daß wir dies Weſen ganz ausforſchen könnten. Wie können wir wiſſen, was die Seele, ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Verbindung mit einem Körper, oder — in einem Zuſtande, wo die Organe, die Vereinigungsbande, ſchlaff geworden, wo der Mechanismus erſtarrt — zerſtört und der Moment der Verabſchiedung ſehr nahe, oder eben vorüber iſt; was die Seele da für einen Wirkungskreiß habe? Wer vermag endlich ein non plus ultra den Kräften eines uns ſo wenig bekannten Weſens zum Gränzſtein zu ſetzen?

Es ſind zu viele Erfahrungen und Beobachtungen von Erſcheinungen in dieſer Sphäre vorhanden; — Beobchtungen, denen ſich allerdings kein Einwurf einer Unwahrhaftigkeit machen läßt; — von Männern, die unbefangenen Kopfes, mit allſeitiger

seitiger und genauerer Untersuchung beobachten; die nie gewöhnt sind, mit wundersichtiger Leichtgläubigkeit etwas zum Beweise einer noch so zweifelhaften Wahrheit an den Tag zu geben, ohne aus ganzer Seele Bürge dafür seyn zu können, wie ich gleich zwey solche Beobachtungen anführen werde, wir haben, sag ich, zu viele und zu wichtige dergleichen Erscheinungen, als daß wir so gradezu die Existenz vorbenannter Vermögen in der Seele wegraisonniren könnten.

Mögten wir doch einmal aus solchen gehäuften, bewährten Erfahrungen ein zuverläßiges Resultat ziehen können, das uns so vielen Aufschluß in der Seelenkunde geben würde! Ich habe im 3ten Stück des 4ten Bandes eine Todesahndung zu erklären gesucht, die aus einem vorhergehenden lebhaften Traume entstand, und vermöge der Einbildungskraft wirklich Zerrüttung und Tod brachte — das mir bisher noch ziemlich genugthuend bleibt; aber — freylich fallen mir auch wieder andere Phänomene auf, die mir eben so unerklärbar scheinen, als ein übermenschliches Räthsel. Hier scheint sich der Schwung unserer Einbildungskraft wirklich in übermenschliche Sphären zu erheben, und übermenschliche Dinge zu verrichten; das heißt, wenn sie wirklich geschehen, solche — deren Kräfte wir bisher mit unserer Einsicht noch nicht entdeckt haben.

Der

Der magnetiſche Somnambulisme iſt nach allem Betracht nichts als Charlatanerie, der uns hier für eben nichts mehr als eine ſolche — wie jedes andere Hirngeſpinſt der Schwärmerey und des Betrugs gelten darf; beiden ihr Symbol iſt: *Croyez et voulez.* Solche Chimären ſeyen von jedem Wahrheitsfreund weit entfernt; ſo wie man überhaupt auf dieſen ſchlüpfrigen Wegen nie behutſam genug ſeyn kann.

Melden eines Sterbenden.

Hr. H** hatte als Director der Normalſchulen in N** einen Knaben, den er vorzüglich liebte. Der Knab ward krank. Hr. H** beſuchte ihn in ſeiner Krankheit, die etwa zehn Tage dauerte, ohngefähr viermal. An dem Tage, an welchem er verſchied, ließ er ſich noch an das Fenſter bringen, da eben die Prozeſſion vorbeyging, um ſeinen Hrn. Director und ſeine Mitſchüler noch einmal zu ſehen. Hr. H** kam ſpät nach Hauſe, begab ſich in ſein Schlafzimmer, nahm ein Buch, um noch etwas zu leſen; endlich legt er ſich in's Bett, ließ das Licht brennen, und wollte noch fortleſen.

Es war um halb zwölf Uhr als drey Schläge an die verſchloſſene Thüre geſchahen. Hr. H., da er nicht denken konnte, daß Jemand ſo ſpät noch zu ihm verlangte, blieb ſtille. Ueber eine Weile ſchlug

es

es wieder eben so vielmal an die Thüre. Nun loſch Hr. H. das licht aus, und blieb liegen; gleich geſchahen wieder drey ſtärkere Schläge. Hr. H. ſtand auf, öfnete die Thüre, ſah und ſuchte, und fand niemand: er machte, um zu ſehen, ob nicht ein Zugwind die Ofenthüre hin und her geſchlagen habe, auch dieſe auf; aber — auch dieſes fand er nicht. Da er nun gar nichts wahrnehmen und ſich von keiner Täuſchung auf irgend eine Art überzeugen konnte, legte er ſich, in Zweifel vertieft, wieder in's Bett. Aber — ſchon früh meldete man ihm den Tod ſeines Geliebten, der eben um jene Zeit erfolgte, nachdem er kurz vorher noch von Hr. H. geſprochen hatte.

Dies erzählte mir Hr. H., ein Mann von unbefangener Beurtheilungskraft und von der richtigſten Denkart; — ein Mann, der zuvor alles Melden, alle Ahndungen, Todtenerſcheinungen u. d. gl. für Chimäre hielt; von der Zeit an aber durch dieſe Begebenheit darauf aufmerkſam ward. — Noch

Eine Ahndung.

Hr. D. erzählte mir: ſein Vater ſey von den Koſacken im ſiebenjährigen Kriege ganz ausgeraubt worden, ſo, daß er mit ſeiner Familie in die größte Nothdurft gerieth. Er war ein Sattler, und ſuchte bisher durch ſeiner Hände Arbeit ſich nach Kräften fort

fort zu helfen. Allein — das Elend häufte sich tagtäglich, und er sah keine Rettung. Mit diesen Gedanken umwölkt, befand er sich einstens am Abende in seinem Garten, und hing da ganz seinem traurigen Schicksale nach; als ihm däuchte, eine Stimme zu hören, die sprach: „Sorge nicht; es wird dir und deiner Familie noch gut gehen". Er staunte; freudig verließ er den Garten, erzählte seine gehabte Erscheinung, und ermunterte alle, gutes Muthes zu seyn. Bald darauf gerieth er plözlich auf den Gedanken, einen Leinwandhandel anzufangen; er fing ihn an, und betrieb ihn mit so vielem Glück, daß er sich nun in den besten Umständen befindet, und die meisten seiner Kinder hat versorgen können *).

Wien.

J. L. A. Schlichting.

*) Phänomene dieser Art, wenn man auch das historische Factum nicht selbst läugnen kann, lassen sich doch ganz natürlich aus einer gehabten Einbildung und einem damit verbundenen Zufalle erklären. Daß sie aufgeklärte, unbefangene Männer erzählen, selbst an sich erfahren haben wollen, beweist für die Wahrheit der Sache nichts, weil sich auch aufgeklärte und unbefangene Männer — am leichtesten aber da irren können, wo eine lebhafte Phantasie, oder etwas Wunderbarscheinendes, wodurch sich die Menschen so leicht täuschen lassen, mit im Spiel ist. P.

Bey-

Beyträge
zur Geschichte der Schwärmerey in unsern Tagen *).

Vermischte Gedanken.

(Manuscript für Freunde.)

Junius — December 1774.

Lavater gab diese vermischten Gedanken, wovon ich nur den Beschluß mittheilen will, seit dem Jenner 1774 in Duodez, und zwar, um ihnen das Ansehen eines vertraulichen Manuscripts zu geben, in gestochener deutscher Schreibschrift, also in wirklichem Druck, heraus. Jeden Monat theilte er auf diese sonderbare Art eine Anzahl seiner Gedanken seinen eigentlichen Vertrauten, oder auch Fernennahen, wie er gewisse andere nennt, mit, und fuhr

*) Unter dieser Aufschrift sollen künftig in dem Magazin zur Erfahrungsseelenkunde mehrere hierher gehörige authentische Nachrichten dem Publico mitgetheilt werden.

Anmerk. d. H.

fuhr damit bis im May obigen Jahrs treulich fort. Aber auf einmal nimmt er von seinen Freunden in einer langen Epistel auf einige Zeit Abschied, und diese Epistel ist es, welche wegen ihres merkwürdigen Inhalts zu nächst folgt, und kein unmerkwürdiges Stück von der eigentlichen Denkungsart jenes sonderbaren Mannes ist, dessen Geist und Herz für den Psychologen gewiß ein sehr interessanter Gegenstand seyn muß.

Schon seit dem Maymonat hab' ich Euch, liebste Leser und Leserinnen, dieser vermischten monatlichen Gedanken weiter nichts mitgetheilt, und jetzt muß ich sagen, daß ich Euch eine Zeitlang auch weiter nichts mittheilen kann. Ich muß mich noch mehr einschränken, als ich bisher gethan habe, und den Zirkel meiner Würksamkeit enger machen, um desto kräftiger würken zu können. Das ist ein Hauptgrund, warum ich diese Gedanken jetzo weiter nicht fortsetzen kann. Ein anderer ist, — weil sie das nicht blieben, was sie seyn sollten: Manuscript für Freunde, — sie wurden zu weit ausgebreitet, und sogar in öffentlichen Blättern angezeigt. Bey meiner neulichen Reise durch einen Theil von Deutschland hab' ich zu oft mit Bestürzung wahrnehmen müssen, wie öffentlich ich geschrieben habe, da ich geheim schreiben wollte. Ich will deswegen keinem Vorwürfe machen. Ich weis,

daß es aus guter Absicht geschehen ist. Allein mein Zweck ist nun verfehlt, und meine Kräfte reichen diesmal sonst weiter nicht hin. Dies sind zwey Hauptgründe, die ich sagen darf — zur Entschuldigung, daß ich jetzo von meinen vertrautern Lesern, denen ich diese Gedanken statt Briefe zuzusenden pflegte, Abschied nehme. Es sind noch einige andere, die ich wohl mündlich jedem besonders sagen dürfte; aber dennoch nicht gern diesem Blatte anvertrauen mag, so sehr ich auch hoffe, daß man es auf diesen Wink geheimer, als die bisherigen, halten werde. Um aber auch diesmal etwas zu sagen, und nicht so ganz trocken von so herzlieben Leuten, als mir die Leser dieser Gedanken sind, wegzugehen, will ich Euch einige Bemerkungen mittheilen, die ich auf meiner, für mich in so mancher Absicht sehr gesegneten Reise zu machen Gelegenheit gehabt habe, und die den wenigsten von Euch ganz gleichgültig seyn werden, und mich den Empfindungen überlassen, die sie ohne Zweifel, so oft ich sie mir wieder erneure, in mir aufwecken werden. —

Ich habe viel mehr gute, recht gute Seelen angetroffen, als ich geglaubt hatte; wenig Vollkommne! Keine! Keine; aber viel mehrere, die nach Vervollkommung strebten, als ich in meiner Unbekanntheit mit der Welt hoffen durfte.

Ich habe hohe und niedere Personen gefunden, die wirklich ein sehnliches Verlangen zu haben schienen,

nen, immer beſſer und ihrer Beſtimmung würdiger zu werden. Seelen, die nach Licht, Kraft und Wahrheit dürſteten. — — Sie werden, währte ihr Durſt noch Tage oder Jahre, erſättigt werden.

Viel, viel mehr habe ich, als ich mir vorſtellen konnte, unter vornehmen und hohen Perſonen Weisheit, Nachforſchung der Wahrheit, Theilnehmung am Guten angetroffen. Erſtaunt und — beſchämt ging ich oft weg von Ihnen; erſtaunt über ſie; beſchämt über mich.

Doch wars auch neue mächtige Ermunterung, an mir ſelbſt und an andern zu arbeiten. Ich ſahe, daß man nicht umſonſt arbeitet, ſeinen Saamen nicht vergeblich ausſtreut. — „Wenn Gott dieſen geringen Grad von Wahrheitsliebe und Redlichkeit ſo belohnt, ſo augenſcheinlich ſegnet —, was wirſt du erſt zu erwarten haben, wenn du mit noch reinerer Einfalt, noch uneigenſüchtigerm Eifer, mit noch mehr Weisheit und Kraft Gottes an der Ausbreitung der beßten Religion arbeiten wirſt“ — ſo dacht' ich, ſo mußt ich denken! Neuer Muth, neues Leben kam in mich —. O Gott, laß dieſe Funken, die du aus meinem Herzen entſchlugſt, Flammen werden, und dieſe Flammen ein Feuer auf Erden anzünden, das nimmermehr erliſcht. Ach wie wollt ich, daß es ſchon an-

gezündet wäre! *) — und wie iſt mir ſo bange! —

Auch durch manche Prüfung, geliebte Freunde, ging meine Religion. Manche, die ſchwiegen, und manche, die ſprachen, legten ſie auf die Wage. Ich merkte und hörte Einwendungen, die ich noch niemals gehört, nie erwartet hatte. — „Aber iſts nichts als dies“? Das war doch allemal das Reſultat aller dieſer Prüfungen. — Iſts nur dies, was man wieder meinen Glauben einzuwenden hat? Muß man ſich ſo aus der Frage herausziehen; ſo antworten? (und ich ſehe nicht, warum man nicht das Beſte und Stärkſte ſollte geſagt haben, was man ſagen konnte.) Hocherhabner Jeſus! wie feſt iſt dein Evangelium! wie unerſchütterlich dein Leben, und deine allwürkſame Gotteskraft und Gottesliebe! —

Auch ſeufzen hab' ich gehört, nicht nur von blöden, kurzſichtigen Seelen, ohne Kraft und Heldenſtärke, — auch von männlichen Seelen hier und dort über den erbärmlichen Verfall der menſchlichſten und göttlichſten Religion; — „Aber unter aller Kritik hört ich doch auch ſehr vernünftige Leute ſagen, unter aller Kritik ſind die Bemühungen einiger Gottesgelehrten zur Läuterung, d. h. Verſchwemmung

*) Gott bewahre uns dafür!!

mung der Religion. Sie zerstören die Menschlichkeit, indem sie das Christenthum zerstören, und Christum den Christen rauben“!

Wie tief aus meinem Herzen herausgesprochen war das! Mit welcher Fülle der Ueberzeugung stimmt' ich in diese gerechte Klagen ein! wie ward mir so leicht! wie schien mir die halbverlorne Sache gleichsam schon wiedergefunden, da ich hörte, daß die Wahrheit Gottes an manchen Orten noch Ohren findet, die sie hören und verstehen, und Seelen, denen es Last ist, daß sie's nicht lauter, mächtiger sagen dürfen. — „Man stößt den Herrn des Weingartens zum Weingarten heraus“. Dies Wort wiederhol ich auch mit Bedacht hier, — frey durft' ich dies öffentlich sagen. Wie gern verpflicht' ich mich dadurch, es bey jedem, jedem Anlaß immer stärker, treffender, schneidender zu sagen — „daß man wider die Menschheit raset, wenn man wider Christum sich auflehnt“. Wenn Christus unerträglich ist, o wie ist denn gewiß, aller vorgegebenen hochgepriesenen Menschenliebe ungeachtet, auch die Menschheit unerträglich! Wer mich hasset, der hasset auch meinen Vater, hast du mit göttlicher Einfalt und Wahrheit gesagt, — du bester aller Menschen, aller Herren und aller Götter auf Erden und im Himmel! und wer deinen Vater hasset, der hasset auch seine Kinder, — so wie der den liebt, der gezeugt hat, auch den liebet, der von ihm gezeugt ist.

Wo ichs nicht suchte, unter Leuten schlimmen Rufes (durch eigne Schuld vielleicht) habe ich gefunden, die nicht ferne vom Reiche Gottes waren! — Wer nicht Mensch seyn will, wird kein Christ werden, und wer Mensch werden will, — wie nahe ist der dem erhabensten Christenthum — das glaubt ich lange. Siegel dieser Wahrheit legte mir Gottes Fürsehung durch diese vor die Augen, — daß mein Herz in großen Hoffnungen frohlokte und an meines Herrn Wort gedachte: „die Zöllner und Hurer gehen euch vor ins Reich Gottes“!

Die Menschheit wird sich emporschwingen, und ihre Würde wird leuchten! Gott wird sich aufs neue offenbaren im Fleische! — das ist, das Christenthum wird siegen; wieder emporströmen, wie eine hellleuchtende, und weit erwärmende Flamme! — und weiter nicht, als auf das Jahr 1776 oder 77 will ich appelliren *) — Die Thorheit der groben und feinen Schriftbestürmer wird offenbar werden.

*) Diese ganze prophetische Stelle bezieht sich offenbar auf die Gaßnerische Wunderepoche, von welcher Lavater sehr wichtige Veränderungen zur Ehre der christlichen Religion und — Beweise erwartete, welche allen künftigen Zweiflern, allen feinen und groben Schriftbestürmern, wie er sie nennt, den Mund stopfen würden. Die Zeit hat gelehrt, daß Gaßner ein Betrüger war, und daß die religiöse Schwärmerey sich an ihm sehr geirrt hat.

werden. Die Unvernunft dieſer Vernunfts-Herolde wird ſo entblößt werden, daß ſie eine Zeitlang die Augen vor Schaam nicht mehr ſollen aufheben dürfen. Gott wird ſich durch Vernunft an der Vernunft rächen, — und durch Thorheit der Predigt in den Einfältigen herrlich, und in den Gläubigen wunderbar werden. Aber dies wird noch nicht das Ende ſeyn! — Dies ſind nur Stimmen in der Wüſte: Bereitet den Weg dem Herrn! Macht ſeine Pfade richtig!

Nicht eben als Hauch des prophetiſchen Geiſtes darfſt du dies Wort auffaſſen. Es iſt Reſultat einfältiger Beobachtungen, die ich gern in den Schooß meiner nähern und fernern Freunde, und allenfalls auch derer frommen Seelen, die unmittelbar an dieſe gränzen, hinlege. Einige Saamenkörner, die Früchte bringen werden, wenn dieſer Brief nach ein Paar Jahren dieſem oder jenem zufälliger Weiſe wieder vor die Augen kommen, d. i. ihm von dem himmliſchen Vater, ohne deſſen Willen kein Buchſtaben hier geſchrieben ſteht, in die Hände gegeben werden wird.

Wohl dem, der jetzt und alsdann erwacht — und aufſchaut, und ſich umſieht, wo er ſteht, und was er bey dieſer Lage der Sachen zu thun hat! Sey er Fürſt, oder Sohn der Dienſtmagd, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod iſſet. — — Ja Fürſten, denen dies Büchlein in die Hände

kommen wird — und Tagelöhner in einſamen Arbeitsſtuben, die mich lieben, und gern an der Wahrheit Theil nehmen, die Gott auch ihnen durch mich darzureichen beliebt; — ja Fürſten und Tagelöhner, Brüder und Schweſtern, Lehrer und Schüler, wachet und helfet mir wachen; bittet und helfet mir bitten; arbeitet und helfet mir arbeiten, daß in ſeiner Herrlichkeit erſcheine, denen, die ſeine Herrlichkeit lieb haben, Jeſus Chriſtus, dem der ewige Vater alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben hat, und dem die Menſchen im Staube alle Gewalt auf Erden und im Himmel rauben! —

Thue ein jeder von uns, was er kann. Es iſt keiner, der nichts, keiner, der nicht mehr kann, als er jetzt denkt! und wenn wir im Geiſte als ein Mann für einen Mann ſtehen; jeder an ſeinem Poſten; jeder in dem Kreyße, den der Vater um ihn her gezeichnet hat; — jeder des andern Arbeit ohne Neid mit ermunterndem Wohlgefallen anſchaut; jeder ſich freut, wenn nur Chriſtus in alle Wege verkündigt, verherrlicht und groß gemacht wird; jeder froh iſt, wenn zur großen Erndte der Arbeiter immer mehr, und der Fruchtzerſtörer und Müßiggänger immer weniger werden — — dann wird ſich unſere Wirkſamkeit vermehren! Gott wird in uns herrlich werden, und geprieſen der Name unſeres Herrn Jeſu Chriſti durch uns und wir in ihm.

Laßt, Brüder und Schweſtern, dies Wort würken, und leben aufwecken, und gebt es keinem Spotte des Leichtſinnes und frechen Unglaubens preis! Entzieht Euch dieſem, wo ihr könnt, und verhült Euch in ſeiner Gegenwart in die Stille Eures Herzens — und in das Zeugniß von unſerm Großen, Namenloſen, das die redlichſten und beſten Menſchen des Erdbodens uns hinterlaſſen haben, daß es auf uns würke, und uns ſtärke auf die Stunde der Verſuchung! —

Schweigen iſt oft mächtiger, als reden, und ſeine Kraft zurückhalten, heißt oft, ſeine Kraft offenbaren. Weisheit Gottes lehr' uns reden und ſchweigen! — Und was iſt Weisheit Gottes, als ſtilles, ruhiges Aufſehn auf Ihn, deſſen Namen uns allen in die Seele gegraben iſt, ſo wie unſere Namen in die ſeinige! Aufſehen auf Ihn! O Geheimniß, in welchem alle Schätze der Weisheit, der Erkenntniß, der Kraft und der Tugend verborgen ſind! Wer dich gelernt hat, weis alles, was er wiſſen muß, kann alles, was er können muß, und hat alles, was er bedarf! Iſt reicher und mächtiger, als er ſagen darf. Iſt auch, — ich darfs keinem ins Ohr ſagen, was er iſt — — —; aber aller Herzen werdens empfinden, und frolocken in unausſprechlicher und herrlicher Freude. —

Wohin, Brüder, irr ich, nicht irr ich — wohin führt mich die Hand, die alle meine Tritte lei-

tet, und alle Worte für die mir darreicht, die für mich bitten?

Ja! so viele zu wissen und zu kennen, die bereits, ehe sie mein Angesicht sahen, meinen Namen, den alten, der mit dem alten irdischen Menschen zu Grunde geht, und so wenig, als der das Reich Gottes erben kann und wird — so viele, die meinen Namen in ihrem Gebet und ihren Danksagungen vor Gott nennten, und nun noch mehrere, die, nachdem mir Gott ihre Liebe zu hören und zu schauen gab, zu schauen das Siegel Gottes auf ihrer Stirn — so viele, die für mich beten — wenn das nicht stärkender Trost, das nicht Stimme Gottes ist. „Sey getreu bis in den Tod“! Das mich nicht hoch und höher hebt, als die hohe und weite Sichtbarkeit hinreicht, das nicht mir Beruf ist, seine Sache mit mehr Einfalt und Treue und Eifer und Herzlichkeit zu besorgen; so bin ich elender, als alle Menschen. — Aber nein! gewiß glücklicher, als alle Menschen, daß Gott mich so trägt, auf diesen Flügeln seiner Barmherzigkeit mich aus dem Staube empor hebt, daß er mich gleichsam nöthigt — nicht länger zurück zu sehen; sondern nur vorwärts, vorwärts!

Ja, Ihr alle, die dies lesen oder hören, mein Angesicht gesehen, oder nicht gesehen haben — wenn ihr wüßtet, welch ein zertretener Wurm ich bin, wie Nichts ich bin, wie unendlich viel schwächer, als

als keiner meiner Freunde glauben, keiner meiner Feinde argwohnen kann, wie ich oft nahe an die tiefsten furchtbarsten Abgründe hingerissen werde, oder von selbst hinstürze; — wüßtet, wie ich augenblicklich nur von der sichtbarsten augenscheinlichsten Gnade leben muß, wie oft ich mir und Gott unerträglich vorkommen muß — in der erbärmlichsten Selbstsüchtigkeit, die mich so oft in den reinsten Gesinnungen und besten Thaten wie ein Räuber überfällt; — wenn ihr wüßtet, was alles auf mir liegt, Läste, die ich mir selbst aufgeladen habe, und Läste, die mir so manche andere aufladen, die auch schwer zu tragen haben. Ach wenn ihr wüßtet, wie Leichtsinn und tiefe Melancholie so oft in mir mit einander kämpfen, und mit einander abwechseln, wie selten ich bey dem Gedränge, in dem ich lebe, in der edeln heitern Ruhe, in der sanften reinen Würksamkeit, die keine Absicht, kein Ziel hat, als Jesus Christus, wie selten ich in der schönen Einfalt Christi stehe, die die höchste Gottesruh und Gotteswürksamkeit war — — wenn ihr das, und noch so manches andere wüßtet, das ich diesem, ach leider! schon zu öffentlichen Blatte nicht anvertrauen darf, wie würdet ihr meiner brüderlichen Bitte so gern willfahren, meiner täglich einmal ausdrücklich vor Gott unserm Heilande zu gedenken!

O Brüder und Schwestern, schon so manchem unter Euch hab ichs gesagt, oder geschrieben: Was

Ihr

Ihr für mich thut, thut Ihr für Euch! Wollt ihr, daß Gott durch mich auf Euch würke; so laßt Gott auch durch Euch auf mich würken, damit wir immer mehr zur Einigkeit des Geistes kommen, und näher seyn dem großen bewölkten — schrecklich fernen und wunderbar nahen Ziele — unter uns Eins zu werden in Christo, wie er und der Vater Eins ist.

Ich schreibe — und verstehe noch wenig von dem, was ich schreibe; zwar alles, was die Welt verstehen heißt; — aber sehr wenig von dem, was der Geist der Wahrheit in Christo, rechter Verstand des Geheimnisses Christi heißt.

O Unterschied wörtlicher und anschauender Erkenntniß, der Einbildungskraft und des Herzens! des Herzens und des ganzen göttlichen Menschen in uns, der lauter Geist und Leben und Ebenbild Gottes ist, und alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit ergründet.

O Wahrhaftiger! Einziger! wie wenige kennen dich, und deinen Sohn, und wissens aus unmittelbarer Erfahrung, daß dich in ihm erkennen ewiges Gottesleben ist!

O unaufhörliches Schwätzen, Disputiren, Predigen, Schreiben von dem, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und was in keines Menschen Herz aufgestiegen ist — ich meine von dem, was Gott schon in diesem Leben denen bereitet hat, die ihn lieben.

Uns

Uns, hieß es in den Zeiten der Wahrheit und des Geistes, uns hat es Gott durch den Geist geoffenbaret! Wir wissen, was uns von Gott geschenkt ist.

O Brüder, o Schwestern vom silbernen Thron an, bis zum simpelsten Holzstuhl — verzeihet mir mein Stammeln an Euch! — — — — — Ich umarme Euch alle im Geiste, und freue mich Eurer alle auf den Tag Jesu Christi.

Schriebs zu Zürich
den 18ten Septemb. 1774.

J. C L.

Hier sind noch einige seiner sonderbaren, schwärmerischen Gedanken, die er von Monat zu Monat an seine vertrauten Freunde schrieb. Ich setze sie eben so abgebrochen, so unbestimmt hierher, als sie in seinem Manuscript zu lesen sind.

Unendliche Mannigfaltigkeit, unendliche Einheit ist alles, was wir sehen. Jedes ist von jedem verschieden, und alles ist dennoch nur Eins. — Suche Ruhe, wo du willst, du findest sie nirgends als in der Einheit: du findest sie auch in der Vielheit, wenn sie dir Einheit ist. — Was ist, ist irgendwo. — Was aus Fleisch geboren ist, das ist Fleisch; was aus Geist geboren ist, das ist Geist; was aus Gott geboren ist, das ist Gott —! Alle

Gnade

Gnade iſt Natur, und alle Natur Gnade. — Wenn Herodes um ſeines Eidſchwures willen tödtet, wie wird Gott um ſeines Eidſchwures willen lebendig machen. — Wer hören kann, kann alles. — Sprich nicht: was werden die Menſchen auf Erden, ſondern ſprich: was werden die Engel im Himmel von mir urtheilen? — Ich will lieber unter dem Pabſt, als unter dem Zwang eines menſchlichen Lehrbuchs ſtehen. — Dein Feuer ſey Licht, und dein Licht Feuer. — Ich kann mir kein Mittel denken, Jeſus entweder Gott, oder ein Atheiſt. — Alles, was Gott iſt, iſt Chriſtus menſchlich. — Wüßteſt du, was Chriſtus iſt, du wüßteſt, was Gott iſt, und was du biſt. Wüßteſt du, was du biſt, du wüßteſt, was Gott und Chriſtus iſt. — Wie der Sonnenſtrahl Sonne iſt, ſo iſt, was aus Gott geboren iſt, Gott. — Wer Chriſtus bloß als ſeinem Herrn gehorcht, der iſt ſein Knecht, wer ihm als Gottes Sohne, und als ein Kind ſeines Vaters gehorcht, ſein Bruder, und wer mit ihm ſympathiſirt, ſein Freund u. ſ. w.

Nachtrag
zur
Fortsetzung der Revision.

Nicht unwichtig, sondern sehr lehrreich für die Seelenkunde sind die Selbstgeständnisse des Herrn Basedow *), Semler **), Jung ***), und Anton Reiser von ihrem Charakter, und die Erzählungen ihrer Jugend- und Männerjahre überhaupt. So leicht mit dergleichen Charakterschilderungen ein Mißbrauch getrieben werden kann, und auch wirklich seit der Zeit, daß Rousseau so viele, freylich sehr unrousseauische Nachahmer gefunden hat, damit getrieben wird; so interessant können jene Schilderungen werden, wenn sie von aufgeklärten Männern herkommen, und wirkliche philosophische Auflösungen gewisser wichtigen, geistigen und moralischen Phänomene der menschlichen Natur in sich enthalten. Durch dergleichen Auflösungen muß die Wissenschaft durchaus gewinnen, und sie werden uns oft zu einer richtigern Kenntniß des Menschen führen, als es die Speculation thun kann. Je früher jene aufgeklärten Männer sich zu beobachten angefangen haben, und je aufrichtiger sie in ihren

*) 1. B. 2. St. S. 34. ff. **) 2. B. 1. St. S. 96. ff. ***) S. 115.

ren Bekenntnissen sind, desto mehr werden wir durch sie einsehen lernen, welche Umstände sie gerade so und nicht anders bildeten; welche einzelne und allgemeine Eindrücke aus der frühen Kindheit sie mit in die übrigen Jahre und Geschäfte des Lebens hinüber nehmen; wie die Gewohnheit zur andern Natur bey ihnen wurde; wie sich nach und nach ihre Begriffe in Absicht des abstrakten Denkens, und ihre moralischen Gefühle bildeten; was Nachahmungstrieb, oder eigene selbstständige Geistes-kraft und Thätigkeit zu ihrer Entwickelung beytrug; welchen Kampf es der Vernunft kostete, nach und nach über die Sinnlichkeit Herr zu werden, und wie diese Sinnlichkeit doch mit das vornehmste Vehiculum ihrer Ausbildung wurde, indem die Vernunft sie recht zu nutzen wußte.

Jeder große Mann wird erst durch die äußern Bestimmungen groß, die seinen Geist aufwecken, und irgend auf eine Seite besonders hintreiben. Die Geniekraft des Geistes muß freylich erst zu Grunde liegen; aber sie wird ohne besondere hinzugekommene Umstände, wie bey so viel tausend Menschen geschieht, unterdrückt bleiben, und vielleicht Jahrtausende lang schlummern. Es ist sehr wichtig, die individuellen Umstände, Lagen und Bestimmungen zu wissen, unter welchen große Männer gebildet wurden, und sie dann gleichsam Schritt vor Schritt in ihrem Ideengange zu verfolgen, Aus Schilderungen desselben, aus einer richtigen Darstellung der

der Geistesentwicklung einzelner Menschen wird der Pädagoge die vortreflichsten Regeln der Erziehungskunst abstrahiren können, auf welche er durch bloße Speculation nie gefallen seyn würde. Sehr viele Erzieher erziehen, ohne ihre Zöglinge genau zu kennen, sie beurtheilen zu oft das Kind nach dem Aeussern, und nicht nach seinen innern Gemüthslagen, und der jedesmaligen Masse von Gefühlen, die sich in ihm schon entwickelt haben. Dadurch muß eine durchaus schiefe Erziehungsmethode entstehen, und Anton Reisers psychologischer Roman, ein Buch, von dem ich mehr sagen würde, wenn das Publicum seinen Werth nicht schon allgemein anerkannt hätte, enthält in dieser Absicht die lehrreichsten Winke in sich, wie nothwendig es sey, bey der Erziehung den jedesmaligen Gemüthszustand der Kinder zu studiren, und wie gefährlich für die Bildung junger Seelen die kleinste Abweichung von dieser Regel seyn wird.

Herrn Basedows Selbstgeständnisse sind um so viel wichtiger und lehrreicher, da sie von einem Mann von scharfer Denkkraft, enthusiastischer Herzenswärme, und kühner Unternehmungssucht kommen. Eigenschaften, die seinen Charakter und seine Leidenschaften oft auf die sonderbarste Art gestimmt haben, und bey einer so starken Anlage zu einer finstern Hypochondrie um so viel mehr stimmen mußten.

„Ach wäre ich“, sagt er in einer bekannten Streitschrift, „wie vom Geize, also eben so frey von verdienten Vorwürfen unsittlicher Würkung des beym Widerspruch ruhmredigen Kraftgefühls, welches wahrlich den stärksten schwächt; und des übertriebenen Grams, wenn gemeinnützige Anschläge mißlingen; und des kurzen aber heftigen Zorns gegen Widersacher, wenn die Stärke des Getränks mit dem Gram würkt; und den Vorwürfen der Ungezogenheit, die in solchem Zustande auch wohl in der seltnen Frölichkeit deutlich zeigt, daß ich in dem Gegentheile aller Arten der guten Erziehung aufgewachsen, und daß mein bischen Politur ein zu spätes Kunstwerk sey“.

Wahrlich ein sehr aufrichtiges und interessantes Bekenntniß! Man gehe alle diese sich selbst gemachten Vorwürfe durch, und man wird die Gegenstände dieser Vorwürfe vornehmlich in einer schlechten Erziehung des großen Mannes finden. Die Stärke ihrer Eindrücke, das rohe, unbiegsame, kühne Kraftgefühl des sich ganz fühlenden Knaben hatte er mit in seine männlichen Jahre hinüber genommen, ohne daß ihm eine vernünftige Erziehung eine bessere mit der Menschenwelt homogenere Richtung gegeben hätte, und ohne daß die zu spät hinzugekommene Cultur seinen Naturcharakter in bescheidnere Gränzen einschliessen konnte. Sobald jene ersten Eindrücke gereizt wurden, sobald sich seiner

ner thätigen Phantaſie ein wichtiger, oder wichtig ſcheinender Gegenſtand zeigte, ſobald man ihm widerſprach, und ſeine Plane verrückte, wich faſt immer jene Cultur, jenes zu ſpäte Kunſtwerk, ganz zurück, und er handelte, wie ein iſolirter ſich ſelbſt gelaſſener Naturmenſch, der ſich fühlt, handeln wird, ohne auf die Verhältniſſe des uns ſo nothwendigen geſelligen Lebens eine genaue Rückſicht zu nehmen.

„Ach wäre ich ſo frey“, fährt er fort, „von Vorwürfen des Spiels zu gewiſſen Zeiten, welches von jeher, bald mehr bald weniger meine einzige Zerſtreuung war; da nur ein Zehntel der Natur in meine von Jugend auf ſchwache Augen fällt, da die Tonkunſt mir fremd geblieben iſt, und da nur wenige Arten von geſellſchaftlichen Geſprächen mich unterhalten, nehmlich ſolche, wodurch ich merklich lernen, oder merklich lehren kann. Die von der erſten Art aber ſind in meinem Alter ſchwer zu finden, die von der andern Art werden meinen Geſellſchaftern bald unangenehm“.

Die Entſchuldigungen ſeiner Spielluſt, welche Herr Baſedow hier angiebt, entſchuldigen ihn ſehr wegen jenes großen Hanges, der freylich leicht bey einer heftigen Gemüthsart, bey einer beſtändig regen Thätigkeit der Seele, die gern unausgeſetzt beſchäftigt ſeyn will, ins Uebertriebene ausarten konnte, und endlich einen hohen Grad eines unſittlichen

Betragens veranlaſſen mußte, wenn die Stärke des Getränks ſein Blut in Bewegung ſetzte. In dieſer letzten Abſicht iſt vornehmlich folgendes Bekenntniß ſehr merkwürdig.

„Ich muß, (ſo iſt meine Natur und Verwöhnung) wenn mir etwas gelingen ſoll, nicht anders arbeiten, als mit einer auſſerordentlichen Anſtrengung und Ausdaurung, welche zuweilen faſt allen Schlaf hindert. Sonſt verliehre ich gar leicht den Faden in dem Labyrinthe, in welches ich als ein Erfinder und Beurtheiler der Wahrheiten und vornehmlich der Methoden und Lehrmittel mich hinein begeben habe. Dadurch verfalle ich denn endlich in einen Zuſtand, daß ich eine Vernichtung aller Geiſteskräfte, ſogar der Vernunft, befürchten muß, wenn ich mich nicht auf eine Zeitlang gleichſam mit Gewalt losreiſſe und zerſtreue, und gewiſſer Beſorgniſſe wegen zuweilen auſſer Hauſes. Eben die Würkung hat der Anfall des ſtarken Grams. — — — Trinke ich nun in einem ſolchen Zuſtande keinen Wein, oder höchſt wenig; ſo werden meine entweder zu arbeitſamen oder zu kummervollen Grübeleyen nicht unterbrochen, und ſo bleibe ich in Gefahr, gänzlich zu erliegen, davon ich den Anfang ſehr trauriger Würkungen zuweilen ſchon erlebt habe“.

Hiezu kommt, nach meiner Meinung, noch ein anderer pſychologiſcher Grund, den Herr Baſedow nicht mit angegeben hat, nehmlich ſich in der einmal

mal erregten Lebhaftigkeit der Ideen und Gefühle zu erhalten, was so sichtbar in der Natur einer lebhaften Gemüthsart gegründet ist. Wenn die menschliche Seele einmal von starken, viel umfassenden und heftigen Vorstellungen in Schwung gebracht ist, wenn ihre Gefühle in einer schnellen Folge sich zu erzeugen und zu unterhalten angefangen haben; so kann sie nicht gleich in ein ruhiges Gleichgewicht ihrer Empfindungen zurück kehren, sondern pflegt alsdenn neue, obgleich oft mit den erstern Gegenständen heterogene Erschütterungen aufzusuchen, und es läßt sich vermöge dieser Analogie bey sehr lebhaften Leuten der Uebergang aus starken angestrengten Speculationen in starke sinnliche Ideen und Empfindungen, so sehr beide von einander verschieden seyn mögen, leicht denken.

„Ich kenne in der Mischung dieses Lichts und Schattens", sagt er weiter, „meines Gleichen nicht. Vielleicht liegt eine natürliche Ursach darinnen, daß mich ein außerordentlich lebhafter Vater gezeugt, und eine meistentheils bis zum Wahnsinne melancholische Mutter geboren hat".

In diesem Zustande kann ich nun schlechterdings nicht vorher errathen, wie viel oder wenig mir diene. Würkt ein unvermuthetes Erinnerungsmittel einer Kette von Ursachen des Grams, so scheint sich, wenn ich auch fernerhin Wasser trinke, (besonders wenn ich zum verdrüßlichen Reden veranlaßt werde,)

die Kraft des ſchon getrunkenen Weins zu vervielfachen. Ich rede erſt wahr und derb, dann wahr und unvorſichtig, dann wahr und unſittlich, weil ich bis ins achtzehnte Jahr unter lauter ſehr gemeinen Leuten durch ſchlechte Redensarten erzogen bin, und alſo, wenn ich die Feder nicht in der Hand habe, jeder unbeſonnene Affect mich in dieſe ungeſchliffene Sprache wieder zurück führt".

„Daher wähle ich zuweilen, wenn Gelegenheit ohne mich da iſt, in ſolchem Drange meiner Gedankennoth lieber ein die Aufmerkſamkeit erzwingendes Spiel, als den Wein. Wenn ich aber nicht entweder zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften, oder im Gram grüble, alsdann und alſo gemeiniglich lebe ich höchſt ordentlich und enthaltſam von Wein und Spiel".

Herrn Semlers Confeſſionen von ſeinem Charakter und ſeiner Erziehung, welche in ſeiner bekannten Lebensbeſchreibung hie und da zerſtreut liegen, zeichnen ſich vornehmlich durch die ſonderbaren Umſtände einer myſtiſchen Erziehung aus, die er von ſeinem frommen Vater, welcher Anhänger einer damals ſehr herrſchenden Secte war, bekam. Der junge Semler ſträubte ſich lange gegen die frommen Gaukeleyen der Wiedergebornen, endlich gab er nach, und fand an der Lebens- und Denkungsart derſel-

menbüchse des Sonntags gesteckt hätte. Ich sagte es meinem Vater, und bat um so viel Groschen, die ich nächstens mit großer Freude einsteckte. — Ich hatte aus unvorsichtigen lateinischen und grichischen Asceten wirklich Principia von eigener Büßung und Genugthuung im Kopfe, und bey dieser innerlichen Unruhe war die selbst dictirte Strafe und Erniedrigung wirklich eine innerliche Beruhigung.

Diese Schilderung kommt mir wichtig vor, und man sieht daraus, wie die Menschen auf eigene Büßungen und Casteiungen gefallen sind, und darin erhalten werden. Der Gedanke, daß man sich selbst Martern anthut, um sich zu bessern, daß man sich also eines sehr guten Willens bewußt zu seyn glaubt, und die damit verbundene sich selbst genugthuende Phantasie, die alle Religiosen geisselt, muß ganz natürlich ein inneres angenehmes Behagen erzeugen, daß bey aller Demüthigung, die es vorauszusetzen scheint, doch immer noch in einem geistigen Eigendünkel seinen Grund haben mag.

„Ich rechnete es", fährt er fort, „zur Aufrichtigkeit und meiner Schuldigkeit, recht traurig zu seyn. Mehrere Monate war ich in diesem Hange zur steten geistlichen Betrübniß". Auch auf der Academie daurt dieser Zustand durch den Umgang mit zwey seiner mystischen Freunde fort. Sie rathen ihm das unselige Studiren wegzuwerfen, der Heiland

Heiland könne beſſer lehren, als Menſchen. „Es entſtund eine ſeltſame Unruhe in mir, ein ängſtliches Mißfallen an mir ſelbſt, an allen noch ſo rechtmäßigen und und unſchuldigen Handlungen. — In den Collegiis war ich faſt lauter Gebet und Application; kam von böſen Menſchen vor in Pſalmen oder Hiſtorie: ſo ſagte ich mir immer, ſo böſe waren die doch nicht, als ich. Recht gut weis ich es noch, daß, als ich einſt ganz allein Abends aus dem Collegio auf dem großen Platze des Waiſenhauſes ſpazieren ging, in tiefer Betrübniß wünſchte: o wäre ich dieſer Klumpe Eis, dieſes Stück Holz!

Die alte Liebe zu den Humanioribus erwacht in ihm wieder, und er kauft ſich die ſcriptores rei ruſticae. — Sein ſchwärmeriſcher Freund iſt unzufrieden über den Kauf eines weltlichen Buchs, und Semlern wird dadurch die ganze Freude verbittert. Endlich reißt ihn doch jene Liebe zu den Alten, und der Umgang mit Baumgarten aus dem myſtiſchen Weſen heraus u. ſ. w.

Die damaligen frommen Brüder waren Leute von einer beſondern Gattung, und unterſcheiden ſich ſehr von den heutigen Schwärmern dieſer Art, weil auch dieſe klüger geworden ſind, als ihre Vorgänger. Jene beſtanden aus einem Haufen dummer unwiſſender Menſchen, die eine alberne Frömmigkeit ſelbſt auf den Straßen an den Tag legten, und in einem

Aufzuge

Aufzuge einherzogen, woran man ihre Abneigung von allem, was weltlich heißt, erkennen ſollte. Sie verachteten alles eigentliche Studiren, beteten halbe Tagelang in ihren Zuſammenkünften, und rühmten ſich eines innern glücklichen Gefühls, das ſie freylich nie definiren konnten, und Gnade genannt wurde. Es iſt bekannt, wie viel ein berühmtes deutſches Erziehungsinſtitut zur Ausbreitung eines ſolchen albernen myſtiſchen Weſens beygetragen hat.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung folgt.)

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Beyspiel einer sonderbaren Ohnmacht. 15
2. Ein schwer zu erklärender Traum. 18

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber die Schwärmerey und ihre Quellen in unsern Zeiten, von D. Jenisch. 23

Nebst einem Anhang über den nehmlichen Gegenstand, von P. 41

2. Ein Traum. 48
3. Materialien zu einem analytischen Versuch über die Leidenschaften. 52
4. Der philosophische Landchartenhändler, von F. W. Jon. Dillenius. 66
5. Eine Traumahndung. 75
6) Solamen miseris socios habere malorum. 77
7. Allgemeine Betrachtungen über Sprache, von J. L. A. Schlichting. 82
8. Noch etwas von Ahndungen, von Ebendemselben. 91

Beyträge zur Geschichte der Schwärmerey in unsern Zeiten. 96

Nachtrag zur Fortsetzung der Revision. 112

Digitized by Google

Druckfehler im 1ten Stück des 5ten Bandes.

Seite 2. Zeile 1. der unter ſich, lies der unter ihnen ſich S. 4. Z. 25. Anal l. Qual Z. 28. heben l. haben S. 6. Z. 2 Gefühl, l. Gefühl S. 9. Z. 16. würde l. würden S. 13. Z. 26. holfen l. halfen S. 18. Z. 10. deren l. davon S. 19. Z. 23. Bongainville l. Bougainville S. 28. Z. 26. Meſſern l. Meſſer S. 29. Z. 18. wenn l. wenn man S. 60. Z. 9. natürliches l. würkliches S. 72. Z. 12. möchten l. müſſen S. 74. Z. 4. Homer l. Home Z. 19. gewünſchten l. gemiſchten S. 75. Z. 8. da l. das S. 85 Z. 8. Cordan l. Cardan S. 96. Z. 29. l. zu beleidigen S. 97. Z. 19. l. jeden meiner gegen ſie begangenen Fehler S. 111. Z. 26. Seelenliedern l. Seelenleiden.

Im 2ten Stück des 5ten Bandes.

S. 19. Z. 4. ore vinoro l. ore vinoſo S. 21. Z. 30. leben l. Leben S. 28. Z. 17. Kindes l. Feindes S. 32. Z. 8. des Witzes l. des Milzes S. 39. Z. 10. Würdigkeit l. Widerwärtigkeit S. 62. Z. 17. vaſa l. raſa S. 63. Z. 8 oft l. als S. 64. Z. 24 Iſt ſeeming l. It ſeeming S. 67. Z. 8. can bo l. can be Z. 14. κοιμας εχομας l. κοινας ενοιμας Z. 23. von da l. von der S 68. Z. 4. nie l. eine S. 71. Z. 5. leben l. haben S. 72. Z. 14. Corteſianer l. Carteſianer S. 78. Z. 25. Anfänger l. Anfänge Z. 29. verſchwinden l. entſtehen S. 87. Z. 4. bevorſtehenden l. hervorſtehechenden S. 91. Z. 27. Beſcheinungen l. Erſcheinungen.

Noch iſt S. 12. Z. 2. anſtatt des Worts: **betrogene** zu leſen: **heterogene.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 007 484 129
BF
113
C4
V.5
1934

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google